

A black and white close-up portrait of a woman's face, looking slightly to the left. Her hair is short and wavy. The background is dark.

Irmgard
Litten

EINE
MÜTTER
KÄMPFT
GEGEN
HITLER

Mit einem Nachwort von Heribert Prantl

ARS VIVENDI



Eine wahre Geschichte und ein Dokument des mutigen Einsatzes zweier Menschen für Gerechtigkeit: Irmgard Littens Buch ist der erschütternde Bericht einer Mutter, die im NS-Staat um die Freiheit und das Leben ihres Sohnes kämpfte – und es erzählt vom bewegenden Schicksal Hans Littens, des Anwalts, der Hitler 1931 in den Zeugenstand rief.

»Hans Littens Mutter Irmgard hat ebenso beherzt wie vergeblich versucht, ihren Sohn aus dieser völligen Rechtlosigkeit zu retten. Es ist ein Buch der liebenden Verzweiflung und der mächtigen Ohnmacht. Es ist ein Zeugnis des Widerstands. Man kann dieses Buch neben die Tagebücher der Anne Frank legen.«

Heribert Prantl

ISBN 978-3-86913-771-1



9 783869 137711

€ 22,00 (D)
€ 22,90 (A)

www.arsvivendi.com

ars vivendi 

Seit dem Tag seiner Verhaftung hatte Irmgard Litten alles unternommen, um ihren Sohn Hans aus den Fängen der Nationalsozialisten zu befreien. Ihre Hartnäckigkeit führte sie bis zu den Spitzen des Regimes, sie schrieb unzählige Gesuche, auch an Hitler, Göring und Himmler. Ohne Erfolg. In ihrem Buch schildert sie die Leidensgeschichte des Anwalts, der Adolf Hitler im Berliner Edenpalast-Prozess von 1931 in den Zeugenstand gerufen hatte. Durch die Fragen des linken Strafverteidigers in die Enge getrieben, verstrickte sich Hitler unter Eid in Lügen und beschimpfte Hans Litten wütend. Dieser musste nach der Machtergreifung auf tragische Weise erfahren, dass Hitler ihm diese Demütigung nie verzieh. Er war einer der Ersten, die 1933 in der Nacht des Reichstagsbrands festgenommen wurden. Nach Jahren der Folter in Gefängnissen und Konzentrationslagern nahm sich Hans Litten am 5. Februar 1938 im KZ Dachau das Leben.

»Man ist stolz darauf, ein Mensch zu sein, weil es solche Menschen gibt wie Hans Litten und seine Mutter.«

Eleanor Roosevelt

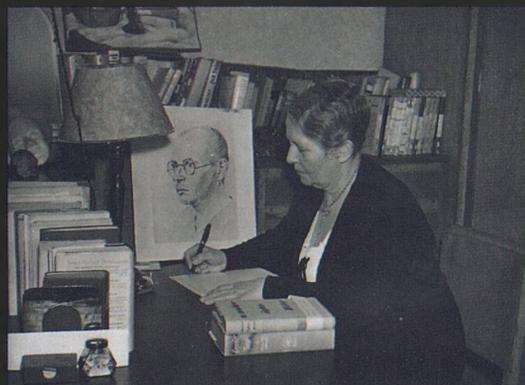


Foto: privat

Irmgard Litten wurde 1879 geboren. Nach dem Tod ihres Sohnes Hans verließ sie 1938 Deutschland, über die Schweiz und Paris emigrierte sie nach Großbritannien. Dort hielt sie Vorträge und Reden gegen das verbrecherische Naziregime, schilderte ihre Erlebnisse und sprach über die Konzentrationslager. Bald wurde sie vom Ministry of Information offiziell als Sprecherin übernommen und arbeitete auch für die BBC. 1950 kehrte Irmgard Litten nach Deutschland zurück. Sie starb 1953 in Berlin.

Irmgard Littens Bericht über das Schicksal ihres Sohnes wurde erstmals 1940 in Paris unter dem Titel *Die Hölle sieht dich an* veröffentlicht. Im selben Jahr erschien er in England (*A mother fights Hitler*) und den Vereinigten Staaten (*Beyond Tears*). In Deutschland wurde ihr Buch seit 1947 auch unter dem Titel *Eine Mutter kämpft gegen Hitler* publiziert.

Irmgard Litten

**EINE MUTTER
KÄMPFT GEGEN
HITLER**

Mit einem Vorwort von Rudolf Olden
und einem Nachwort von Heribert Prantl

ars vivendi

Vollständige Neuausgabe
auf Basis der Ausgabe *Die Hölle sieht dich an – der Fall Litten*,
Editions Nouvelles Internationales, Paris 1940.
Vergleichend und ergänzend wurde die Textfassung
Eine Mutter kämpft gegen Hitler, Greifenverlag zu Rudolstadt 1947,
in der DDR-Neuausgabe von 1984 herangezogen.

Aufgrund des historischen Charakters der Texte
wurde für Irmgard Littens Aufzeichnungen und
Rudolf Oldens Vorwort die alte Rechtschreibung gewählt
und eine Angleichung der in Frankreich erschienenen Version
an die im Deutschen geläufige Schreibung
und die satztechnischen Gepflogenheiten vorgenommen.

© März 2017 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG
Bauhof 1, 90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Druck: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier
der Papierfabrik Arctic Paper



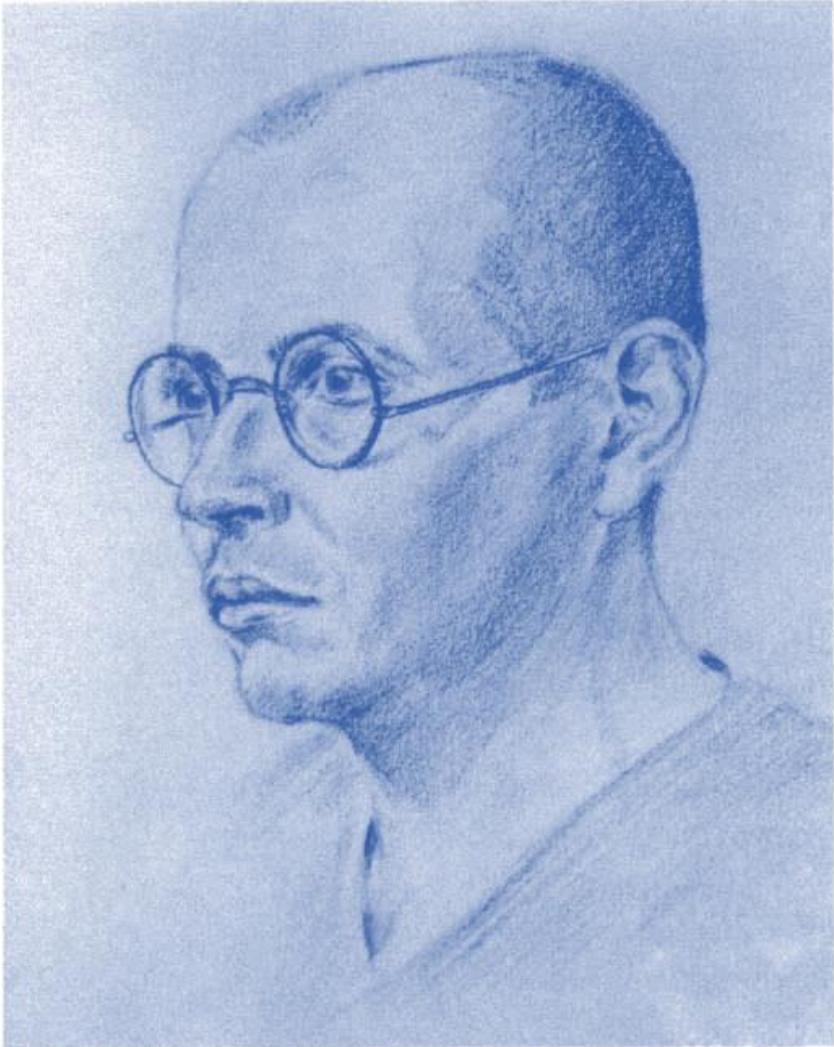
Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-771-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Hans Litten	
Vorwort von Rudolf Olden	7
I. Teil	
Von Sonnenburg bis Esterwegen	21
II. Teil	
Lichtenburg	133
III. Teil	
Buchenwald und Dachau	205
Aus Briefen meines Sohnes, geschrieben in Konzentrationslagern	264
Eine Zeit für Anwälte	
Nachwort von Heribert Prantl	276
Anhang	
Historische Dokumente und Fotografien	287



Hans Litten
Zeichnung eines Schutzhäftlings aus dem
Konzentrationslager Lichtenburg

Hans Litten

Vorwort von Rudolf Olden

Aus dem Dämmer der Erinnerung taucht das Bild Hans Littens wieder vor mir auf und nimmt Gestalt an.

Ich sah ihn das erste Mal in einer Versammlung der Liga für Menschenrechte, in der ich über eine Misshandlung oder Vernachlässigung von Fürsorgezöglingen gesprochen hatte. In der Diskussion sprach aus dem Saal heraus auch ein junger Mensch, den ich für einen Schüler hielt. Dass ein Halbwüchsiger sich in einer öffentlichen Versammlung zum Wort meldete, zumal da es um das Schicksal Jugendlicher ging, wäre damals nicht unmöglich gewesen. Der Sprecher war von zarter Gestalt, er hatte ein glattes Gesicht, eine randlose Brille vor den runden hellen Augen. Er trug das Hemd am Hals offen und kurze Hosen, unter denen die Knie nackt waren. Seine Argumentation schien mir klug, aber auch altklug, mit einer etwas kindlichen Überlegenheit vorgebracht. Was er sagte, entsprach der radikalen These der Jugendbewegung: dass die Jugend ein Recht auf ihr eigenes Leben, auf Selbstbestimmung, habe und dass wir Erwachsene, auch wenn wir, wie hier, die Rechte Jugendlicher verteidigten, kein Recht auf Einmischung hätten.

Meine Antwort muss wohl etwas väterlich geklungen haben. Denn nach dem Schluss der Debatte sagte einer meiner Freunde lachend zu mir: «Wissen Sie, wer der ‚Junge‘ war? ... Der Assessor Litten.»

Assessor, das bedeutete: ein Jurist, der ein jahrelanges Studium und eine jahrelange Vorbereitungszeit einschliesslich verschiedener Examina hinter sich hat, der jeden Tag Richter

oder Anwalt werden kann, der, ist er auch noch so fleissig gewesen, die Mitte der Zwanziger erreicht haben muss und also kein Kind mehr ist.

Als ich Hans Litten das nächste Mal sah, trug er die schwarze Anwaltsrobe und verteidigte in einem politischen Prozess. Das Gesicht war auch jetzt kindlich; rein und klar blickten die lichtgrauen Augen durch die Brillengläser, und es war dem ersten Blick erkennbar, dass er, obwohl ein Erwachsener, bei Weitem der jüngste unter den anwesenden Verwaltern der Justiz war. Wer aber auch nur kurze Zeit beobachtete, der sah, dass der junge Jurist von dem überlegenen Alter der anderen nicht beeindruckt war. Er gab keines seiner Rechte, auch das kleinste nicht, auf. Seine Art, zu befragen, war ruhig und gemessen, dabei sehr eingehend, lieber wiederholte er denselben Sinn in anderen Worten, als dass er irgendeine Einzelheit im Dunklen liess. Man kennt die Art kontinentaler Richter: Sie sind stets darauf bedacht, den Fortgang des Prozesses zu fördern, zu Ende zu kommen; nur zu leicht geschieht es, dass sie die Anwälte zu hemmen, ihr Verhör abzukürzen versuchen. Das war schwierig mit diesem gründlichen Verteidiger, der offenbar unbegrenzte Zeit und unbegrenzte Geduld hatte und auch Geringfügiges wichtig nahm, wenn es im Interesse seines Mandanten zu liegen schien. Schwer war es auch, ihn vom Wort abzudrängen, weil er ein vorzüglicher Kenner des Prozessrechts war, und so hiess es oft für die anderen Beteiligten, sich in Geduld zu fassen.

Es gab damals in Moabit, in dem hässlichen roten Berliner Strafjustizhaus – beileibe kein «Palast» wie in lateinischen Hauptstädten – einen Typus Verteidiger, der Mängel seiner Sache oder auch seiner Person durch Erregtheit, auch durch Stimmaufwand, auszugleichen versuchte: Dieser Typus war besonders unter den Anwälten vertreten, die zur äusseren Lin-

ken oder zur äussersten Rechten zählten. Von ihnen unterschied sich Litten deutlich, ja auffallend. Er war hier so radikal, wie er in jener Versammlung bei der Vertretung der Jugendrechte gewesen war; aber sein Radikalismus zeigte sich nicht in den äusseren Mitteln. Er trat zutage in der Formulierung von Fragen und Beweisanträgen, die gelegentlich scheinbar Entferntes, ja den ganzen Staatsaufbau umfassten, wo die Verhandlung nur um eine Strassenrauferei zu gehen schien; und er erwies sich in jener Gründlichkeit, die auch den scheinbar gleichgültigen Punkt ins Licht zog. Beides, wie wir sehen werden, hat dazu beigetragen, den Rechtsanwalt Litten ins Verderben und in den Tod zu führen.

Die Strassenraufereien, die damals den Strafgerichten von Moabit Beschäftigung gaben, hatten allerdings, das war unverkennbar, nicht wenig mit dem Staat und mit der Staatsform zu tun. Deutschland war in eine revolutionäre, präziser gesagt: in eine konterrevolutionäre Periode getreten. Gegen Ende des Jahres 1929 hatten starke Mächte im Hintergrund des politischen Theaters beschlossen, das Schicksal Deutschlands von Grund aus zu ändern. Sie meinten, man habe nun lange genug Demokratie und Erfüllungspolitik spielen lassen, ein neues Programm sei fällig. Dies Programm enthielt als Hauptpunkte: das Ende des Vertrags von Versailles, keine Reparationszahlungen mehr und ein starkes Heer, nicht nur die hunderttausend Mann. Dazu aber zunächst: Diktatur an Stelle der Parlamentsregierung. Denn anders glaubte man so grosse Dinge und die grösseren, die wenn möglich danach kommen sollten, nicht durchführen zu können. Um aber zur Diktatur zu gelangen, musste das demokratische Regime diskreditiert werden, denn aus heiterem Himmel kann man keinen Staatsstreich führen,

dazu gehört Sturm und Wolkenbruch. Dazu aber und zugleich um die Reparationen loszuwerden – das traf sich glücklich –, mussten Hunger und Elend herrschen statt der Satttheit.

Eine gewisse Rolle in dem grossen Drama war der Nationalsozialistischen Partei zugeordnet. Das war eine kleine Gruppe von Schreibern und Raufnern, die einen fanatischen und brutalen Nationalismus predigte, bisher aber ein wenig beachtetes Dasein geführt hatte; bei den letzten Reichstagswahlen, im Mai 1928, hatte sie es, trotz allem Bemühen zum Lärmmachen, nur auf zwölf Abgeordnete gebracht. Dieser übel beleumundeten Gruppe leiteten nun die Drahtzieher reiche Geldunterstützungen zu. Die Elends- oder Deflationspolitik aber lieferte ihr, indem sie Massenarbeitslosigkeit produzierte, die Anhänger. Allerdings ging es den Pläneschmieden mit den nationalsozialistischen Ruffianen schliesslich wie dem Zauberlehrling mit dem Besen: Sie schafften viel mehr, als sie sollten. Es ging aber doch alles in der gewünschten Richtung voran. Als erster Schritt auf dem Weg zum Staatsstreich wurde der Reichstag aufgelöst. Bei den Wahlen im September 1930 kamen hundertundsieben Nationalsozialisten ins Parlament. Zugleich schossen überall nationalsozialistische Zeitungen aus dem Boden. Und die Parteitruppe, die immer schon, wenn auch mehr verborgen, existiert hatte, wurde zur Parteiarmer. Plötzlich waren überall die Braunhemden, marschierten, lärmten, provozierten und griffen an. Dadurch, und aus den allgemeinen Gründen der künstlich hergestellten Verwirrung, traten auch die Gegenkräfte hervor: Sozialisten und Kommunisten sahen die Gefahr und waren gezwungen, sich der Taktik der Angreifer anzupassen. Denn mindestens strategisch, also dem allgemeinen Zug nach, waren die Nationalsozialisten die Angreifer. Wenn einmal aber ihre Gegner in der Taktik des Alltags zum

Angriff schritten, so war das den Nazi umso lieber: Ihre Zeitungen konnten dann über «Rotmord» zetern.

So also kam es, dass die drei Jahre bis zum Beginn der Despotie im März 1933 von einem Bürger-Kleinkrieg erfüllt waren, der die allgemeine Verwirrung steigerte. Täglich fanden Überfälle statt, Strassenkämpfe, Schiessereien, nicht selten Morde. Die juristische Liquidation wurde dann in Moabit unternommen; nicht immer mit grossem Erfolg, wie man leider sagen muss. Es waren zwei Hauptgründe, warum Verfahren und Urteil nur selten befriedigen konnten: erstens fing die grosse Wendung an, ihre Wirkung auch unter den Moabiter Richtern und Staatsanwälten zu tun, die sich bisher meist um Unparteilichkeit bemüht hatten; zweitens aber sank die Bedeutung des Eides, je mehr die Parteileidenschaft im Kurs stieg. Auf der Unvoreingenommenheit der Richter und der Glaubwürdigkeit der Zeugen beruht aber hauptsächlich Wert und Würde der Rechtsprechung.

In diese Welt des Kampfs und der moralischen Abstumpfung trat Hans Litten, ein junger Mensch, klug, aber ohne Arg, zwischen Parteitrompetern und Intriganten eine *anima candida*, vor allem aber erfüllt von der übermächtigen Sucht, Unrecht zu hindern, Bedrohte zu retten, die Beleidigten und Erniedrigten zu erheben; ein Mensch, der sich gelegentlich «revolutionärer Marxist» nannte, «weit links von der kommunistischen Partei», der aber seinem inneren Wesen nach einfach ein Christ war, so unerbittlich in seinem Christentum, dass er buchstäblich nach der Bergpredigt leben wollte, seinen Nächsten lieben, selbst seinem Feind gerecht werden und ihm verzeihen. Wo er seinen Stand haben musste, das war selbstverständlich, wie die Verteilung der Kräfte nun einmal war: links, da doch von rechts,

und mit allen Mitteln, angegriffen wurde. Aber auch, dass er zu Schaden kommen musste, war unvermeidlich.

Der Rechtsanwalt Litten trat in den politischen Prozessen entweder als Verteidiger auf – wenn Kommunisten angeklagt waren; oder als Vertreter der Geschädigten, das heisst der Verwundeten oder der Witwen und Waisen von Getöteten – wenn Nationalsozialisten auf der Anklagebank sassen. Das letztere war eine besonders wichtige Aufgabe, aus einem Grunde, der wieder mit der politischen Situation zusammenhing. Wie ich schon gesagt habe, begannen auch die beamteten Juristen in Moabit dem Druck von rechts zu weichen. Woran man ja sonst überall im Reich während der ganzen republikanischen Zeit gewöhnt war, das trat auch hier ein: Man konnte sich nicht mehr darauf verlassen, dass das Recht ohne Rücksicht auf die Partei angewendet wurde. Waren Linke angeklagt, so war die Verfolgung unnachsichtlich; sollten sich aber Nationalsozialisten verantworten, so schien die Untersuchung nicht immer lückenlos, manchmal war es, als ob die Staatsanwaltschaft mehr im Interesse der Täter handle als der von der Tat Getroffenen, als ob sie mit der Verteidigung im Bunde sei. Unerklärlich war das schliesslich nicht; die Beamten dachten an ihre Zukunft, und die Zukunft gehörte offenbar irgendeiner Art der nationalistischen Reaktion, vielleicht sogar den Nazi selbst.

Litten hatte Erfolg. Der heilige Eifer, den er der Sache widmete, der unermüdliche Ernst, mit dem er sich seiner Aufgabe unterzog, die Ausschliesslichkeit, mit der er Zeit und Arbeitskraft opferte – so ausserordentliche Anstrengungen machten sich bezahlt. Nicht allerdings im materiellen Sinn; meist verdiente er kaum genug, um sein Bureau laufend zu erhalten. Aber juristisch für die Wahrheitsfindung lohnte der Eifer sich. Einmal wurde eine Gruppe von Kommunisten freigesprochen,

weil es gelang, nachzuweisen, dass sie überfallen worden waren und in gerechter Verteidigung gehandelt hatten. Ein anderes Mal wurden Nationalsozialisten, ein sogenannter «SA-Sturm» verurteilt, die einen politischen Gegner getötet hatten.

Litten zog sich schon durch seine forensischen Erfolge die Aufmerksamkeit und Abneigung der Nationalsozialisten zu, auch die seiner nationalsozialistischen Kollegen. Die Abneigung sollte sich zum Hass steigern durch einen folgenschweren Zwischenfall: Hitler wurde in Moabit als Zeuge vernommen. Rechtsanwalt Litten wollte nachweisen – auch hier als Vertreter der durch Nazi-Terror Geschädigten –, dass die Partei selbst Gewalttätigkeiten ihrer Mitglieder dulde, ja sie hervorrufe. Darum wurde der Parteiführer geladen.

Hitler hat schwerlich jemals den Plan gehabt, den Staat geradezu und direkt anzugreifen. Auch sein Putsch von 1923, der sogenannte Bürgerbräu-Putsch, war ja ein Versuch gewesen, Teile der Staatsmacht zu verführen und mit ihrer Hilfe das demokratische Regime zu überwältigen. Sein Gefühl für materielle Macht ist immer sehr empfindlich gewesen. Auch 1923 kam es ihm darauf an, die Verwalter der bewaffneten Macht, damals der bayrischen, «mit sich zu reißen». Erst als das misslungen war, liess er sich anderntags dazu verleiten, die Polizei herauszufordern, und zwar bestimmte ihn General Ludendorff dazu, der der Überzeugung lebte, kein Deutscher in Uniform könne auf ihn, auf den «Feldherrn», schießen. Als dann doch geschossen wurde und Hitler auf allen vieren aus dem Getümmel weggekrochen war, trug er einen tiefen Eindruck davon. Nie hat er sich seither wieder freiwillig in Lebensgefahr begeben. Er war also kein Revolutionär im Vulgärsinn. Andererseits aber war es gerade das, was er wenigstens einem Teil seiner

Anhänger, den desperaten Arbeitslosen und den brutalen Strassenschlägern, vorspiegelte. Hätten sie gewusst, dass sie nur eine untergeordnete Rolle in einem feinen Spiel spielten, dass sie nur den Vorwand für den Staatsstreich, für die von oben ins Werk gesetzte Umwälzung, liefern sollten, so hätten sich gerade die ehrlichen Fanatiker unter ihnen mit Abscheu von dem «Führer» abgewendet. Einige von ihnen hatten das soeben, Frühjahr 1931, getan, weil sie den Glauben verloren hatten.

Hitler hatte also eine schwere Aufgabe. Um sich einem immer noch möglichen Zugriff des Staats zu entziehen, aber auch um das Gewissen des Reichspräsidenten von Hindenburg zu schonen, musste er laut versichern, er wolle sich in seinem politischen Kampf nur verfassungsmässiger Mittel bedienen. Andererseits musste er die Beteuerungen so halten, dass sie von der SA, von den «rauen Kämpfern», für Schwindel, für einen wohlgelungenen Betrug an den grossbürgerlichen Geldgebern gehalten wurden. Keine Kleinigkeit, so kompliziert zu lügen. («Glaubt ihm nicht! Er spricht die Wahrheit», schrieb ich damals, die Nazi-Fanatiker warnend, im *Berliner Tageblatt*.) Da die schwierige Aufgabe aber unerlässlich war, übrigens dem Talent des gewandten Mannes ganz angemessen, so unternahm er es, sogenannte «Legalitätseide» zu schwören. Er hatte vor Kurzem in einem Prozess in Schweidnitz geschworen; dann den grossen, prächtigen, berühmten Eid vor dem Reichsgericht in Leipzig. Und nun wiederholte er sein Auftreten in Moabit. Um das vorwegzunehmen: Es gelang ihm auch hier nicht übel. Mit einer Mischung von patriotischem Pathos und sophistischer Dialektik und mit der vollkommenen Verachtung der Realität, die ihm eigen ist, zog er sich aus der Affaire.

Litten hatte ihm aber doch gehörig zugesetzt. Es ging nicht so leicht ab wie in Leipzig, wo ihm die Reichsrichter einfach

die Stichworte zu einer Propagandarede geliefert hatten. Litten hatte nicht wenige Zitate aus der nationalsozialistischen Literatur zur Hand – «die Gegner zu Brei zerstampfen», «von der Revolution des Worts zur Revolution der Tat übergehen» und anderes mehr –, er vernahm den prominenten Zeugen mit der ihm eigenen beharrlichen Ruhe, machte ihn ein paar Mal wütend und liess ihn zwei Stunden lang beträchtlich schwitzen. Ob damals irgendjemand im Saal eine Ahnung hatte, dass er sich selbst das Urteil qualvollen Todes gesprochen hatte? Ich glaube, keiner von uns vermochte so weit zu blicken.

Das war 1931. Litten wurde jetzt immer öfter der Gegenstand von nationalistischen Presseangriffen. Aber man verfolgte ihn auch mit Denunziationen bei der Anwaltskammer, ein altes und manchmal bewährtes Mittel, um sich eines gefürchteten forensischen Gegners zu entledigen. Jedoch versagte das Mittel hier. Der Referent der Kammer kam selbst, Litten in seiner Tätigkeit im Gerichtssaal zu beobachten; er fand, dass der junge Verteidiger im Interesse seiner Mandanten und im Einklang mit dem Gesetz handelte. Ein unangenehmer Gegner, ja, das war er, aber er hielt es nicht für seine Aufgabe, angenehm zu sein; opportunistisch wollte er und konnte er nicht handeln.

Der Staatsstreich ging in Etappen vor sich. Wohl das wichtigste Teilstück war die Aktion vom 20. Juli 1932, als der Reichskanzler von Papen mit einer verfassungswidrigen Notverordnung des Reichspräsidenten, aber auch, was mehr bedeutete, mit Reichswehrsoldaten die verfassungsmässige Regierung des Landes Preussen aus dem Amt jagte, weil in ihr noch immer Sozialdemokraten Minister waren. Wen vertrat eigentlich jetzt der Staatsanwalt, mit dem Litten, diesmal wieder Verteidiger, gerade in langdauerndem, erbittertem Streit lag? Das, verlangte Litten, sollte in einer amtlichen Erklärung und

durch Vernehmung der Nächstbeteiligten aufgeheilt werden, und er wollte, dass auch der Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg darüber gehört werde. Man mag sich vorstellen, wie wenig solche Anträge dazu beitrugen, die Beliebtheit des Rechtsanwalts Litten zu vermehren. Zwar war es richtig, dass der Verfassungsbruch, den auch der «ehrwürdige» Nationalheld gefördert hatte, allem Gericht die Rechtsgrundlage unter den Füßen wegzog. Aber sollten die Richter, da sie entschlossen waren, für das Gehalt weiter zu dienen, vielleicht mit Vergnügen hören, dass das im Gerichtssaal ausgesprochen wurde?

Kann man einen Unbequemen nicht um deswillen beseitigen, was ihn unbequem macht, so sucht man nach Nebensächlichem, womit man ihm eine Falle stellen kann. Littens Erfolge beruhten auch darauf, dass er mit grösserem Zeitaufwand, als sonst Anwälte sich erlauben, Erhebungen auf eigene Faust anstellte. Es war unvermeidlich, dass er dabei mit Menschen von geringem bürgerlichen Ansehen, mit Psychopathen, unsicheren Gesellen in Berührung kam. Einer von denen fand sich, der einmal und noch einmal seine Meinung änderte und dann Litten beschuldigte, er habe ihn zu einer falschen Aussage bestimmen wollen. Zwar glaubte das niemand, aber das Gericht beschloss, der Rechtsanwalt Litten sei der Begünstigung verdächtig und er sei von der Verteidigung auszuschliessen. Ein solcher Beschluss war noch nicht erhört. Einen Augenblick schien es, als wolle sich die ganze Anwaltschaft vor Litten stellen, seine Sache zu der ihren machen. Auch das Kammergericht besann sich seiner besseren Vergangenheit und hob den Beschluss auf. Als aber darauf das untere Gericht – wieder ein sehr ungewöhnlicher Schritt – sich selbst für befangen erklärte, die Verhandlung, die bereits vier Monate gewährt hatte, von

Neuem begonnen werden musste und auch das neue Gericht wieder Litten von der Verteidigung ausschloss, wick das Kammergericht zurück und bestätigte den schweren Eingriff in die Rechte der Anwaltschaft. Es war der Herbst des Jahres 1932, Abend lag über der deutschen Republik, und das Ende aller Freiheiten und Rechte dämmerte herein.

Dieser letzte grosse Prozess, in dem Litten tätig war, ging um einen Überfall, den Nationalsozialisten auf die Kolonie «Felsenack» unternommen hatten und dem Kommunisten entgegengetreten waren. In dem Getümmel war ein Nationalsozialist namens Schwarz zu Tode gekommen. Wer den Streich gegen ihn geführt hatte, war nicht zu ermitteln gewesen. Als dann Hitler regierte, griffen die Behörden, von neuem Geist beseelt, viele der blutigen Vorfälle der Bürger-Guerilla wieder auf, stellten neue Erhebungen an, verurteilten Kommunisten und Sozialisten, die mit einer Gefängnisstrafe weggekommen waren, zum Tode, sperrten andere ein, die vorher für unschuldig befunden worden waren; die Nazi-Bürgerkrieger waren seither gebührend geehrt worden und fungierten jetzt als klassische Zeugen. Im Verlauf der Wiederaufnahme des «Felsenack»-Prozesses wollte man von Litten, nun Insasse eines Konzentrationslagers, erfahren, wer eigentlich jenen Schwarz vom Leben zum Tode gebracht hatte. Das wusste er wahrscheinlich nicht, wollte es aber jedenfalls, treu seiner Anwaltpflicht, nicht sagen. Darum wurde die Tortur gegen ihn angewendet, und er versuchte Selbstmord, um sich selbst den Mund zu verschliessen.

Auf der Höhe seiner Moabiter Tätigkeit habe ich Litten einmal zugeredet, er möge weniger intransigent sein, es manchmal billiger geben und nicht immer alles auf die Spitze treiben; wir würden ihn sonst nicht lange in Moabit behalten und könnten

ihn doch gut brauchen. Er hat erwidert, er sei überzeugt, es werde ohnehin nicht lange mehr mit unserem Rechtswesen dauern, schon deshalb sehe er keinen Grund zu Konzessionen. Ich muss gestehen, er sah die kommenden Dinge genauer als ich. Übrigens war es nicht so lange nachher, dass seine Tätigkeit in politischen Prozessen abnahm; die «Rote Hilfe», die Rechtshilfe-Organisation der Kommunistischen Partei, liess ihm keine Mandate mehr zukommen. Warum? Ein Harmloser würde den Grund nicht erraten; Litten war zu erfolgreich. Der kommunistischen Agitation war mit Bluturteilen und mit Märtyrern in den Zuchthäusern gedient, nicht mit Freisprüchen und mit gerechten Entscheidungen der bürgerlichen Gerichte. Das war die Erklärung, die Litten selbst mir gab, der ja mit der Partei nichts zu tun hatte.

Mit der kommunistischen Partei oder irgendeiner anderen, mit Politik im engeren Sinn hat Hans Litten nichts zu tun gehabt. Er war ein franziskanischer Mensch, und da er einmal in die Juristerei verschlagen war, so stand er fürs Recht, unnach-sichtlich, nicht für billigen Vergleich, nicht für Kompromiss. Das Recht ist immer die Sache der Schwachen; die Starken brauchen kein Recht, und nur zu sehr sind sie geneigt, da sie ja die Macht haben, ohne Recht auszukommen.

Der franziskanische Mensch Hans Litten wäre vielleicht unangefochten durch die republikanische Periode und ins Dritte Reich gewandert, hätte ihn nicht sein Beruf zum Kämpfer ums Recht gemacht. So aber kam er, unvermeidlich wie ich sagte, in Konflikt mit den durch Rechtsbruch Heraufsteigenden wie mit den offiziellen Rechtswahrern, als sie anfangen, weich gegen die Rechtsbrecher zu werden und sich also gegen Rechtskämpfer verhärten mussten. Gefängnis, Tortur und Tod hat er fürs Recht erlitten. Er ward, schon im dämmernden Mor-

gen nach dem Reichstagsbrand, verhaftet, nicht als Revolutionär – als solcher hatte er sich nicht betätigt –, sondern weil er in Moabit seine Pflicht als Rechtsanwalt treulich erfüllt hatte. Frau Litten berichtet, wie man lesen wird, von dem Versuch eines nationalsozialistischen Ministers, eine Milderung des Schicksals ihres Sohns zu erreichen; «Hitler lief blaurot im Gesicht an, als er den Namen hörte.» Da war es also klar, dass das Gefängnis lebenslang war. Warum? Weil der Rechtsanwalt Litten, seiner Pflicht getreu, nicht nur lässlich, Herrn Hitler verhört hatte. Und der Tortur ward er unterworfen, weil er, ich möchte sagen: übermenschlich pflichttreu, die Anwaltpflicht des Geheimnisses noch wahrte, als schon die ganze Rechtsordnung, auf der solche Pflicht ruhte, im Abgrund der Nazi-Anarchie verschwunden war.

Viele Male wurde versucht, während Litten noch lebte, die Anwaltschaft fremder Länder für den ausserordentlichen Fall zu erwärmen. (Von mehreren vergeblichen Versuchen könnte ich selbst, wollte ich bitter sein, erzählen.) Endlich gelang es doch, eine Anzahl Namen von englischen Juristen unter ein Gesuch zu sammeln, von dem man in Frau Littens Bericht lesen wird. Ich muss gestehen, ich glaube nicht, dass man bis heute verstanden hat, was der Opfergang Hans Littens für uns, für die Juristen, bedeutet –, soll denn unser Beruf mehr sein als eine bestimmte Methode der logischen Argumentation und als ein Gewerbe, nämlich der breite und feste Quader in der Grundlage abendländischer, christlicher Zivilisation.

Vielleicht wird das mehr verstanden werden, wenn man Frau Littens Bericht gelesen hat, den niemand ohne Erschütterung lesen wird. Und wenn er dazu beitragen wird, Entsetzen und Grauen vor Nazi-Deutschland zu erregen, so mag er auch

dazu helfen, dass die Achtung nicht ganz verschwindet vor dem Volk, das eine solche Mutter und einen solchen Sohn hervorgebracht hat. Mich, wenn ich das noch sagen darf, hat das Lesen dieses Buchs in dem Glauben gestärkt, dass Deutschland doch nicht verloren ist.

Oxford, März 1940

I. Teil

Von Sonnenburg bis Esterwegen

1. Sonnenburg: Mordsturm 33 rächt sich

In der Nacht des Reichstagsbrandes wurde mein Sohn verhaftet. Seit dem Felseneck-Prozess lebte ich in Angst um ihn. Ich hatte ihn angefleht, für eine Weile ins Ausland zu gehen. Ein Haus und Geld hatte man ihm dort zur Verfügung gestellt. Er lehnte alles ab mit den Worten: «Millionen von Arbeitern können nicht heraus, auch ich muss bleiben!»

Am 28. Februar 1933 holte man ihn morgens um vier Uhr aus dem Bett. Seine Freunde Fürst, mit denen er einen gemeinsamen Haushalt führte, erzählten, dass er mit mehr Ruhe, als er sich gewöhnlich gönnte, ein Bad nahm, während sein Zimmer gründlich untersucht wurde. Nichts Verdächtiges fand sich. Nur ein paar Grundrisszeichnungen von Kathedralen, in denen er den Übergängen von romanischen zu gotischen Formen nachging, wurden beschlagnahmt. Niemand regte sich sonderlich auf. Selbst ich, die den Nationalsozialisten jede Barbarei zutraute, meinte: «Recht anständig von der Regierung, dass sie ihre Gegner vor den braunen Horden schützt, für die doch nun sicher eine hemmungslose ‚Nacht der langen Messen kommt.« Man hörte von zahllosen namhaften und belanglosen politischen und unpolitischen Leuten, die festgenommen wurden. Das beruhigte, ebenso wie das Wort Schutzhaft.

Bald hörte man allerdings Schlimmeres. Viele der Verhafteten waren in SA-Kasernen verschleppt. Viele Todesfälle infolge von Misshandlungen wurden bekannt. Wir priesen das Schicksal meines Sohnes. Er war als einer der ersten von Polizeibeamten verhaftet und ins Polizeigefängnis eingeliefert worden. Die späteren Verhaftungen wurden gewöhnlich von

SA- und SS-Leuten vorgenommen, und wer in deren Hände fiel, wurde meist übel zugerichtet.

Mein Sohn kam am Tage nach seiner Verhaftung mit einem Schub von Ärzten, Rechtsanwälten, Schriftstellern in das Gefängnis von Spandau. Auch von dort kamen zuversichtliche Nachrichten. Viele erklärten zwar, die Primitivität der Lebensführung sei unerträglich; aber meinem Sohn, der gewöhnt war, ein spartanisches Leben zu führen, machte das nichts aus. Ausserdem: Man bildete sich ein, in einem Rechtsstaat zu leben; wenn die Machtergreifung beendet und alles geregelt sei, würde man wieder frei werden und seiner Arbeit nachgehen.

Die Sorge um das Anwaltsbüro war jetzt das Wichtigste. Der Betrieb stockte; denn auch der Anwalt, mit dem mein Sohn in Bürogemeinschaft lebte (Barbasch), sass in Spandau. Die junge Sekretärin meines Sohnes, Margot Fürst, hatte vor acht Tagen ihr zweites Kind bekommen. Das hinderte sie nicht, sich mit allen Kräften der Büroarbeit zu widmen. Vertreter wurden gesucht, die den Betrieb notdürftig aufrechterhalten konnten. Aber schwierig ist es. Viele haben Angst und werden dafür von der tapferen kleinen Sekretärin gescholten. Einer von ihnen, auf den sie besonders böse ist, weil er doch völlig unbelastet sei, wird am nächsten Tage von der SA zu Tode geprügelt. Er hatte einmal in einem SA-Mordprozess als Augenzeuge eine der Wahrheit entsprechende Aussage gemacht.

Nun setzt eine Massenflucht von Anwälten ein, die im wahren Sinn Anwälte des Rechts gewesen waren und sich nicht rechtzeitig gleichgeschaltet hatten. Es findet sich keiner mehr, der wagt, eine Stunde ins Büro zu kommen oder eine Unterschrift zu leisten. Die Sekretärin darf mit ihrem Chef in Spandau Briefe wechseln, darf ihn in eiligen Angelegenheiten per-

sönlich oder telefonisch sprechen. Und wiederholt schärft er ihr ein, jeden Verlust, der entstanden ist, sofort zu notieren, um Unterlagen für einen späteren Schadenersatzprozess zu haben.

Wir bitten Alsberg, Hans zu verteidigen. Alsberg lehnt es ab, nennt «unbelastete» Anwälte, bei denen Hans in guten Händen sei. Diese wenden sich an die zuständigen Beamten, erhalten aber die Mitteilung, dass vorläufig keinerlei Schritte getan werden können. Einige anständige Beamte geben ihnen den Rat, sich nicht durch ein Eintreten für Litten zu gefährden. Manchen raten sie sogar, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Tatsächlich erschien bei einigen der so Gewarnten auch die SA, um sie zu verhaften.

Ich mache keinen Versuch, Besuchserlaubnis zu erhalten, schreibe auch keinen Brief an meinen Sohn. Die Briefe und Besuche seiner Sekretärin sind wichtiger. Sie steht allen diesen Dingen viel gewandter gegenüber als ich. Ich versehe sie mit Geld, damit sie alles kaufen kann, was Hans braucht.

In der ersten Aprilwoche erhalten wir eine neue Adresse von Hans: Konzentrationslager Sonnenburg! Es ist eine Karte; er teilt mit, dass es ihm gutgehe, dass es sich nur um eine örtliche Veränderung handele und dass sonst alles beim Alten bleibe. Der nächste Brief berichtet nichts anderes, doch meinen wir, seine Stimmung müsse gedrückter sein, da er sein Testament erwähnt und seinen Freunden Fürst rät, seine kostbare Bibliothek zu verkaufen; er brauche sie nicht mehr.

Gleichzeitig schwirren in der Stadt Gerüchte umher von Misshandlungen der Schutzhäftlinge in Sonnenburg. Noch nichts über Hans. Aber ich ging vorbeugend zum Reichswehrminister Herrn v. Blomberg und bat ihn aufgrund unserer alten

freundschaftlichen Beziehungen, sich um meinen Sohn zu kümmern. Ich erzählte ihm von den Gerüchten. Wenn ein Mann in seiner Stellung nach Sonnenburg telefoniere, um sich nach dem Befinden des Schutzhäftlings Hans Litten zu erkundigen, so würde das einen solchen Eindruck auf die Wachmannschaften machen, dass sie nicht wagen würden, ihn zu misshandeln. Er war liebenswürdig und höflich wie immer (als Kommandierender General in Königsberg hatte er Wert darauf gelegt, in unserem Hause zu verkehren). Natürlich wolle er, wenn es mich beruhige, an das Lager telefonieren. Er wolle auch bei der nächsten Gelegenheit mit Göring sprechen. Aber er lachte über meine Befürchtungen. Dass so etwas vorkomme, sei ganz ausgeschlossen, und wenn es sich ereigne, so gewiss nicht bei einem Mann vom Ansehen Littens. Er sei ein unterlegener Gegner, den man durch die Inhaftierung kampfunfähig machen müsse, vor dem man aber alle Hochachtung habe und den man gut behandeln werde, schon weil man wisse, welch schlechten Eindruck es in der Öffentlichkeit mache, wenn einem solchen Mann etwas geschähe.

Am andern Tage nehmen die Gerüchte festere Gestalt an. Die Sonnenburger Zeitung bringt eine Notiz, dass ein Transport von Schutzhäftlingen vom Bahnhof nach dem Lager Sonnenburg unter dem Gesang des Horst-Wessel-Liedes marschiert sei. Die Bewachung habe mit Gummiknüppeln nachgeholfen.

Frau Mühsam berichtete Margot Fürst Folgendes: Sie hatte für den Geburtstag ihres Mannes von der Gestapo Besuchserlaubnis erhalten, wurde aber am Tage vorher durch ein Telegramm benachrichtigt, dass ihm ihr Besuch jetzt nicht passe. Ein verabredetes Zeichen machte sie darauf aufmerksam, dass das Telegramm erzwungen und ihr Besuch sehr wichtig sei. Es

gelang ihr, ihn einen Augenblick im Hofe zu sehen, da sie den Erlaubnisschein der Gestapo in Händen hatte. Ihr Mann trug deutliche Spuren schwerer Misshandlungen, auch Caspar schleppte sich nur qualvoll vorwärts. Man flüsterte ihr zu, Litten befände sich in so schlimmem Zustande, dass ihn keiner der Häftlinge mehr zu Gesicht bekäme. Frau Mühsam machte sich nun an die Bevölkerung von Sonnenburg heran und erfuhr, dass die Schutzhäftlinge auf ihrem Marsch durch Sonnenburg von den Wachmannschaften mit Gummiknüppeln und Fusstritten getrieben worden waren.

Dann hatte man das Absingen des Horst-Wessel-Liedes von ihnen verlangt. Man muss bedenken, dass es damals noch die meisten Menschen mit Abscheu ablehnten, das «Zuhälterlied», wie es im Volksmund hiess, zu singen, und dass diese Zumutung eine ungeheure Beleidigung war. Als einige der Gefangenen nicht mitsangen, fiel die SA über den Zug her und verprügelte die Leute so, dass viele von ihnen umfielen. Dann wurde mit den Nagelstiefeln so auf ihnen herumgetrampelt, dass sie sich kaum weiterschleppen konnten. Caspar, Litten, Mühsam, Ossietzky wurden am schlimmsten misshandelt – so endete der Bericht.

Zur gleichen Zeit trifft ein Brief von Hans ein, aus dem unsere nun geschärften Augen sehen können, was sich zugetragen hat. Er spricht von verschiedenen Fällen aus seiner Praxis, die nicht existieren. Er schreibt ungefähr: «Über meinen eigenen Sorgen habe ich einige sehr wichtige Fälle ganz vergessen. Du musst unbedingt dafür sorgen, dass sie mit Sorgfalt behandelt werden. Bär (er wurde von seinen Freunden Bär genannt) muss endlich das Recht eingeräumt werden, seinen Mietsvertrag zu lösen. Er steht mit den anderen Einwohnern so schlecht, dass sie ihn dauernd überfallen, wenn er nachts nach Hause

kommt. Sie haben ihn wiederholt in lebensgefährlicher Weise verprügelt. Da alle Versuche, Abhilfe zu schaffen, nichts genützt haben, muss man versuchen, ihm eine andere Wohnung zu verschaffen. Ferner liegt mir der Fall Hali (Ha-ns Li-tten) sehr am Herzen. Der Mann hat bereits in seiner unglücklichen Situation mehrfach Selbstmordversuche gemacht. Sein Vater hat ja hohe Beziehungen und kann ihm durch diese sicher zu einer vernünftigen Stelle verhelfen. Er steht zwar schlecht mit seinem Sohn, aber Du musst ihm klarmachen, dass es sich um dessen Leben handelt.»

Noch am selben Tage schreibe ich an Blomberg einen Brief, dass sich meine Befürchtungen bestätigt hätten, ja dass alles, was ich befürchtet hätte, übertroffen würde. Ich bitte ihn dringend, sein Versprechen zu halten und energisch für Hilfe zu sorgen.

Ich gehe mit Margot zusammen auf die Gestapo zu dem Staatsanwalt Dr. Mittelbach, dem die Lager bei Berlin unterstehen und der Hans und Margot von ihrer früheren Tätigkeit her kannte. Vor seiner Tür haben sich etwa dreissig Angehörige von Schutzhäftlingen angesammelt, um gegen die Sonnenburger Ereignisse zu protestieren. Dr. Mittelbach kommt gerade zur Tür heraus und erklärt, er empfangen niemanden, im Lager wäre alles in Ordnung. Alle lassen sich wegschicken, nur wir beide bleiben hartnäckig.

Nachdem ich in seinem Zimmer eine heftige Beschwerde über die Vorkommnisse abgegeben habe, erklärt Dr. Mittelbach: «Das ist nicht so schlimm, Ihr Sohn ist ein bisschen verhauen worden, und zwar von seinen Mithäftlingen!»

Ich: «Mein Sohn war immer ausserordentlich beliebt. Eine solche Tatsache wäre nur so zu erklären, dass die Häftlinge auf Befehl der Wachmannschaften misshandelt haben.»

Dr. Mittelbach: «Nein, das ist psychologisch sehr wohl zu erklären. Diese Leute sehen jetzt ein, was sie sich eingebrockt haben, und lassen nun ihre Wut an denen aus, die sie beeinflusst und in diese Lage gebracht haben.»

Ich: «Ich habe kein Recht, Ihre Behauptung anzuzweifeln; aber eins weiss ich: dass die Wachmannschaften nicht nur ein bisschen verhaun, sondern sehr stark misshandelt haben.» – Und ich erzählte ihm alle Einzelheiten, die ich in Erfahrung gebracht hatte.

Darauf meinte Dr. Mittelbach: «Nun, wenn Sie so genau Bescheid wissen, so will ich Ihnen zugeben, dass da Dinge passiert sind, die wir selber aufs Schärfste missbilligen. Wir haben für Abhilfe gesorgt. Die SA-Leute sind abgelöst und durch Polizei ersetzt. Ihr Sohn ist in Einzelhaft gebracht worden, damit er vor Übergriffen geschützt ist. Sie können ganz beruhigt sein!» Ich war wirklich beruhigt und bin auch jetzt noch davon überzeugt, dass Dr. Mittelbach, der den Eindruck eines anständigen Menschen machte, von dem guten Erfolg seiner Anordnungen überzeugt war.

Der nächste Brief meines Sohnes zeigte mir aber, dass sich seine Lage verschlechtert hatte. Wiederum kleidete er seine Klagen in fingierte Rechtsfälle aus seiner angeblichen Praxis ein und schrieb, dass man gerade die Einzelhaft zu ungestörten Folterungen benutzte. Wir ersahen daraus, dass er bereits mehrere Selbstmordversuche unternommen hatte und dass er uns bat, all unsere Beziehungen auszunutzen, um ihm zu helfen.

Ich setzte dem Dr. Mittelbach auseinander, dass seine Vorkehrungen nicht das Mindeste genützt hätten, dass alles noch viel schlechter geworden sei. Ich sagte ihm, dass ganz Berlin voll sei von diesen Nachrichten, dass man kein Café, keine Untergrundbahn betreten könne, ohne über Misshandlungen zu

hören. Aus den Briefen meines Sohnes erwähnte ich als einzige beunruhigende Äusserung, dass er sich wegen seiner schlechten Schrift entschuldigte, er habe keine Brille.

Ich bat um sofortige Besuchserlaubnis.

Dr. Mittelbach: «Ich kann Ihnen keinen Besuch gestatten, da bereits die Sekretärin Ihres Sohnes die Erlaubnis für die Besuche hat.»

Ich: «Das sind berufliche Angelegenheiten. Ich, als die Mutter, habe mehr Recht auf einen Besuch als die Sekretärin.»

Dr. Mittelbach: «Ich habe aber wirklich schon mehr Besuche gestattet, als ich verantworten kann.»

Ich: «Trotzdem habe ich als Mutter ein Anrecht auf einen Besuch. Ich habe mich lange genug zurückgehalten.»

Dr. Mittelbach: «Später, jetzt ist aus technischen Gründen ein Besuch nicht möglich!»

Ich: «Diese Besuchsverweigerung ist mir ein Beweis, dass sich mein Sohn in einem Zustand befindet, in dem sie ihn nicht vorzeigen können. Ich mache Sie für das Leben meines Sohnes verantwortlich.»

Dr. Mittelbach: «Ich kann doch nicht immer dabeistehen und aufpassen, dass Ihrem Sohn nichts geschieht.»

Ich: «Ihnen untersteht das Lager. Sie können den Befehl geben, dass die Misshandlungen zu unterbleiben haben. Sie werden fähig sein, im Lager für Ordnung zu sorgen!»

Dr. Mittelbach: «Ihr Sohn ist eben so verhasst bei der SA, dass man ihn beim besten Willen nicht schützen kann.»

Ich: «Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, könnte ich ihn schützen.»

Dr. Mittelbach: «Wie würden Sie das machen?»

Ich: «Ich würde sofort hinfahren, mir unter vier Augen von ihm erzählen lassen und mir seinen Körper ansehen.

Wenn Sie sich auf diese Weise von den Misshandlungen überzeugt haben, an deren Schwere Sie nicht glauben, so werden Sie es erreichen, dass die SA sich ordentlich benimmt. Ausserdem würde ich mir niemals einbilden, dass sich Verbrecher, wenn ich sie in die Kleider anständiger Menschen stecke, auch anständig benehmen. Sie haben den Mord-Sturm 33, dem mein Sohn eine ganze Anzahl von Morden nachgewiesen hat, nicht zurückgezogen, sondern ihn mit Polizei vermischt und in Polizeiuniform gesteckt.»

Er versprach mir, sich am übernächsten Tage, an dem er im Lager zu tun habe, persönlich um meinen Sohn zu kümmern. Ich sagte ihm noch, dass ich im Interesse meines Sohnes alle meine Beziehungen mobil machen und dass ich zunächst den mir befreundeten Reichswehrminister v. Blomberg um Hilfe bitten würde.

Die nächste Nacht verbrachte ich auf der Eisenbahn. Hans war bereits einen Monat lang in Sonnenburg. Ich besuchte den Prinzen Wilhelm, den ältesten Sohn des Kronprinzen, mit dem mein Mann befreundet war. Er war von meiner Bitte keineswegs überrascht, da er im Bilde war. Aber er sagte: «Ich habe keinen Einfluss, und ich selber kann auch nichts riskieren, da ich als Stahlhelmer gefährdet bin. Ich muss froh sein, wenn mich die Brüder in Ruhe lassen.»

Ich: «Wollen Sie mir nicht eine Empfehlung an Ihren Onkel August Wilhelm geben? Da er schon lange Nationalsozialist ist, wird er Einfluss haben.»

Prinz Wilhelm lachte: «Auwi? Nein, mit dem hat unsere Familie offiziell gebrochen, als er Nazi wurde.»

«Und der Kronprinz?»

«Ja, hilfsbereit würde der sein, aber ob er Einfluss haben wird? Ausserdem ist er in Italien, seine Adresse wechselt, er

ist nur über die dortige Gesandtschaft zu erreichen. Brieflich lässt sich so etwas schwer erledigen. Aber wie ist es mit dem Grafen Alexander Dohna; der ist doch mit August Wilhelm eng befreundet? Ich fahre Sie gleich in meinem Auto zu ihm.»

Beim Grafen Alexander Dohna dasselbe Bild: «Prinz Auwi? Unmöglich, wir sind stockböse, seitdem er der Partei beigetreten ist. Wir haben sogar heftige Zeitungspolemiken miteinander gehabt. Ausserdem, meine eigene Stellung ist wackelig. Ich fürchte jeden Tag selber hinausgeworfen zu werden.» Wir gingen alle gemeinsamen Bekannten von Bedeutung durch. Die anständigen waren ohne Einfluss, meist sogar gefährdet. Von den andern, die sich rasch noch zu den stärkeren Bataillonen geschlagen hatten, war keine Hilfe zu erwarten.

Prinz Wilhelm gab mir eine Empfehlung an einen führenden Stahlhelmer in Berlin, den ich einige Tage später aufsuchte und der mir erklärte: «Ich befinde mich selber in einer gefährlichen Situation durch meine enge Verbindung mit Düsterberg, den sie gerade hinausgeworfen haben. Ich bemühe mich Tag und Nacht, Stahlhelmer aus den Folterkellern der SA herauszuholen; aber ich kann nur selten einen Erfolg verzeichnen. Ich will versuchen, für Ihren Sohn weniger gefährdete Leute zu interessieren.»

Während wir mit Graf Alexander Dohna überlegten, ob sich nicht in unserem grossen Bekanntenkreis ein einziger, gleichzeitig anständiger, ungefährdeter und einflussreicher Mann befände, kam ein Anruf aus Berlin von meinem zweiten Sohn Heinz, Dr. Mittelbach habe soeben angerufen, ich könne Hans in Spandau besuchen.

2. Spandau – noch nicht gleichgeschaltet

Ich fuhr mit dem Nachtzug zurück, liess mir zu Hause Näheres berichten und begab mich zur Gestapo. Dort stand wieder eine endlos lange Reihe vor der Tür von Dr. Mittelbach. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde gewartet hatte, sah ich nach den beiden durchfahrenen Nächten so elend aus, dass die anderen mir rieten, mich auf eine Bank zu setzen. Ich meinte, dann käme ich aus der Reihe heraus und bei dem grossen Andrang wahrscheinlich nicht mehr zu dem Staatsanwalt. Da ging ein Sturm der Entrüstung los: Was ich von ihnen dächte, selbstverständlich würde mir mein Platz bewahrt. Wir alle hier sind Angehörige von Schutzhäftlingen, also anständige Menschen!

Während ich auf der Bank sass, kam ein SA-Mann an mir vorbei, so recht ein Typ, wie ich mir die Sonnenburger Wachmannschaft vorstellte. Der Blick, mit dem ich ihn ansah, muss meine Gedanken sehr deutlich widergespiegelt haben, denn ein Mann in Zivil (ich glaube, dass es ein Gestapobeamter war) flüsterte mir zu: «Wenn man so hasserfüllte Augen hat, macht man sie lieber zu.»

Ich begriff jetzt, weshalb mich Heinz immer rasch um eine Strassenecke oder in ein Haus zog, wenn wir auf der Strasse marschierenden SA-Truppen begegneten. Er hatte mir immer erklärt, mein Gesicht drücke so leidenschaftlich Hass und Verachtung aus, dass es eine Gefährdung für mich sei. Und das war lange vor meinen persönlichen Erfahrungen. Es rührte von einem Begebnis her, das mich persönlich eigentlich nichts anging:

Einige Monate vor der Machtergreifung kam ich mit einem Kreis von Bekannten aus einer Theatervorstellung in Chemnitz

nach Hause. Plötzlich befanden wir uns mitten in einem grossen Trupp von SA-Leuten, die von einer Versammlung heimkehrten. Sie gingen denselben Weg wie wir, und es schien unmöglich, aus diesem Gedränge hinauszukommen. Ich sagte zu meinen Freunden: «Ich muss hier herauskommen; ich halte es zwischen diesen Leuten nicht aus, sie riechen nach Blut.» Meine Freunde, die solche Anwandlungen an mir nicht kannten, hielten mir den Mund zu und bahnten mir, erschrocken über meine Unvorsichtigkeit und mein blasses Aussehen, mit Gewalt den Weg aus dem Gedränge.

Am andern Morgen lasen wir in der Zeitung: Ein Trupp von SA-Leuten, die von einer Parteiversammlung heimkehrten, hetzten einen Lehrling, der der SAJ (Sozialistischen Arbeiterjugend) angehörte. Es gelang ihm schliesslich, in ein offenes Haus zu fliehen; aber die SA-Leute verfolgten ihn und schlugen ihn dort tot. Seit jenem Tage stieg immer, wenn ich einen SA-Trupp sah, derselbe Blutgeruch vor mir auf, und ich dachte mit Angst an meinen Sohn, den diese Leute mit ihrem Hass verfolgten, den sie bereits mehrmals in einsamen Strassen, auf einem Untergrundbahnhof, ja sogar in einem kleinen Café überfallen hatten.

Schliesslich kam die Reihe an mich. Dr. Mittelbach sagte mir: «Sie können Ihren Sohn besuchen; ich habe ihn in meinem Auto mit nach Spandau genommen.» Als ich ihm dankte, fragte er: «Haben Sie an den Herrn Ministerpräsidenten Göring geschrieben?» Ich verneinte. Dr. Mittelbach: «Ja, wer hat denn dann an ihn geschrieben?»

Ich: «Sie werden sich erinnern, dass ich Ihnen sagte, ich würde alle meine Beziehungen mobil machen und mich zunächst an Herrn v. Blomberg wenden. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass er an den Herrn Ministerpräsidenten geschrieben hat.»

Dr. Mittelbach: «Nun, ich hatte Ihren Sohn schon nach Spandau mitgenommen, bevor ich diese Anweisung erhielt.» Trotz der Anweisung wurde Herr Dr. Mittelbach wenige Wochen später durch einen schärferen Herrn ersetzt, an den keiner der Angehörigen von Schutzhäftlingen mehr herankam. Die allgemeine Meinung war, dass er wegen dieser anständigen Tat seine Stellung verlor.

Ich fuhr nach Spandau und stand bald meinem Sohn gegenüber. Er kam mir strahlend entgegen, erklärte mir, dass ich mich fabelhaft benommen hätte (das konnte er eigentlich nur von dem Staatsanwalt selber wissen); es ginge ihm augenblicklich so gut, dass er sich wünsche, nie in seinem Leben möge es ihm anders gehen. Er fügte hinzu: «Dr. Mittelbach ist mein Lebensretter!» Auch unsere Bewachung strahlte – es war wirklich eine glückliche Stunde.

Sein Aussehen war zwar unheimlich: das Gesicht geschwollen und der Kopf von einem ganz merkwürdigen Format, breiter als hoch, und alles so eigenartig schräg gestellt. Er äusserte, dass er an sehr heftigen Kopfschmerzen litte und dass der Arzt gesagt habe, die Behandlung sei etwas erschwert; denn gegen sein Kopfleiden solle er viel an der frischen Luft sein – der Zustand seiner Beine verlange aber, dass er zunächst liege. Aus Unterhaltungen bei späteren Besuchen, aus vorsichtigen Gesprächen mit dem Gefängnispersonal und aus einer Unterredung mit dem Gefängnisarzt ergab sich, dass schwere Beinverletzungen vorhanden waren, dass der Kiefer verletzt und eine Reihe von Zähnen zu Stumpen geschlagen waren; ebenso war das Mittelohr und ein Auge verletzt (das Auge hat nie wieder seine volle Sehschärfe erhalten). Die Kopfschmerzen, die nie ganz verschwanden, rührten von Knochenhautentzündungen her. Wahrscheinlich war auch der Knochen unter dem einen Auge gebrochen. Das liess sich ohne Röntgenauf-

nahme, die im Lager nicht möglich war, nicht feststellen. Aber wie mir der Arzt versicherte, war diese Feststellung für die Behandlung gleichgültig. Der Gesundheitszustand meines Sohnes war so, dass er die ganze Zeit in Spandau in Einzelhaft behalten wurde; aber ich war nach seinen Versicherungen und auch aus der ganzen Atmosphäre heraus davon überzeugt, dass man alles tat, um ihn zu heilen, und dass ihn alle Gefängnisbeamten so gut behandelten, wie es sich nur irgend mit der Erhaltung ihrer Stellung vertragen. Ihnen allen stand eine gewisse Herzlichkeit auf dem Gesicht geschrieben.

Man musste oft stundenlang warten, bis man aufgerufen wurde. Soviel ich mich erinnere, durfte man jeden Monat einen Besuch machen und den Gefangenen zwanzig Minuten lang sprechen. Margot erhielt manchmal zwischendurch eine Besuchserlaubnis, weil sie die Abwicklung der laufenden Fälle seines Büros mit ihm besprechen musste.

Bei einem dieser Besuche steckte Hans ihr einen Zettel mit einem Code zu, einem sehr einfachen: Die Anfangsbuchstaben des vierten Wortes eines jeden Satzes sollten die geheime Mitteilung ergeben.

Der Wärter glaubte, das Zustecken eines Zettels bemerkt zu haben, beruhigte sich aber, als Margot ihm die Handtasche hinreichte und sagte: «Wie können Sie uns solche Dummheiten zutrauen? Bitte sehen Sie nach, ob Sie etwas finden.»

Der nächste Brief von Hans bat in diesem Code um Gift. (Zur Sicherheit, weil er es in Sonnenburg so vermisst hätte.) Genaue Angabe des Giftes und der Menge, es solle in einem Federbüchschchen in Butter eingedrückt werden. Kein Arzt wollte uns Rezepte dafür ausstellen. Schliesslich fand sich ein Freund von Hans, der in einer Apotheke arbeitete und es uns gab.

Die Sprechzeit musste, trotz der Liebenswürdigkeit der Beamten, streng eingehalten werden, weil ein Besucher den andern ablöste. Die Besuchstage waren nach der alphabetischen Reihenfolge der Gefangenen festgelegt. Die Angehörigen hatten sich beim Gefängnisinspektor zu melden, bekamen von ihm den Erlaubnisschein und hatten dann im Wartezimmer, das immer mit Frauen angefüllt war, zu warten, bis die Reihe an sie kam. Männliche Besucher habe ich dort nie gesehen.

Manche der einfachen Frauen hatten sich Geld abgespart, um es ihren Männern mitzubringen. Es wurde beschlagnahmt, «um damit den Lebensunterhalt für den Gefangenen zu decken». So warnte eine dieser Frauen jeden Wartenden, Geld zu bringen. Ich hatte nicht die Absicht, da Hans mir bei meinem ersten Besuch gesagt hatte: «Ich wünsche keine Extrawurst. Schicke mir nie etwas, was ich nicht verlangt habe.» Wenn ich mich recht erinnere, durfte jede Woche ein Paket mit schmutziger Wäsche abgeholt und eins mit frischer Wäsche und Lebensmitteln gebracht werden. (Die Wäsche aus der Sonnenburger Zeit hatte blutige Flecke.) Margot oder ich brachten die Pakete immer selber, um auf diese Weise mit dem Gefängnispersonal in Fühlung zu bleiben. Hans bekam Süßigkeiten, Obst und Rohkost. Bei seiner Bescheidenheit war er mit der Kost dort zufrieden. Nur störte es ihn, als Vegetarier, dass er aus den zusammengewinkelten Eintopfgerichten das Fleisch nicht richtig entfernen konnte. Er sah auch bald ein, dass die Ernährung unzureichend geworden wäre, wenn man den Hering oder das Stückchen Wurst des Abends weggelassen hätte. So gewöhnte er sich daran, «Leichen» zu essen.

Unter den vielen Besuchern fand ich eine Frau besonders rührend. Sie sass jedes Mal schon da, wenn ich kam, mit einer in

Tücher gehüllten Menage, die ein ganzes Menü enthielt. Es war selbstverständlich, dass alle diejenigen, die nicht von einem Zug abhängig waren, ihr den Vortritt liessen, damit das Essen nicht kalt wurde. Sie erzählte, ihr Mann litte sehr unter der Ernährung, die er ungeniessbar fände. Für jeden Besuch koche sie ihm seine Liebesspeisen und freue sich, wie es ihm schmecke. Man hatte ihr erlaubt, dass ihr Mann das Menü während ihres Besuches esse. Ich wunderte mich, dass ihr gerade daran soviel lag; denn dann blieb ja kaum Zeit zur Unterhaltung. Sie meinte: «Ach, was kann man sich schon viel erzählen, mir genügt's zuzusehen, wie es ihm schmeckt.»

Ich fand, dass man sich eine ganze Menge erzählen konnte. Man brauchte auch nicht so vorsichtig zu sein. Die Gefängniswärter hier waren ja Menschen. Natürlich über die Ereignisse in Sonnenburg konnten wir nicht sprechen, auch nicht über Politik. Aber ich konnte Hans erzählen, dass ich bei Blomberg, dass ich bei Prinz P. und anderen gewesen war, auch dass ich den Eindruck hätte, er sei zur Zeit hier besser und sicherer aufgehoben als in der Freiheit, und dass meine einflussreichen Freunde der Meinung wären, wir sollten nicht versuchen, an diesem Zustand etwas zu ändern. Die Gefangenen schienen zu wissen, was draussen an Greueln und Morden vor sich ging. Hans meinte: «Fünf Jahre wird dieser Zustand wohl dauern.»

Ich: «Rede nicht so! Ein halbes Jahr!» Der Wärter brummte behaglich: «Nicht einmal; in einem halben Jahr kann sich viel ändern.»

Als Hans Geburtstag hatte, brachte ich ihm seine Liebesspeisen und holte mir im Büro die Erlaubnis zur Ablieferung. Man hatte schon einen Besuchsschein für mich ausgefüllt, und als ich darauf aufmerksam machte, dass mein Besuch noch nicht fällig sei, hiess es: «Das wissen wir.»

Aber glauben Sie wirklich, dass wir es fertigbringen würden, Sie am 30. Geburtstag Ihres Sohnes wegzuschicken?» Wehmütig fügte einer hinzu: «Solch ein Genie, und schon mit dreissig Jahren brachgelegt.» Die schönen Bücher, die ich mitgebracht hatte, blätterte der Beamte rasch durch, statt sie Seite für Seite zu prüfen. Wir kamen in eine Unterhaltung über meinen Sohn, aus der sich ergab, dass man sich mit der grössten Sorgfalt um sein Wohlergehen bemühte. Man erzählte mir, mein Sohn habe zwar mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand eine Einzelzelle, aber man fände es doch nicht gut, dass er den ganzen Tag allein sei, da seine Nerven noch sehr angegriffen seien. Er habe deshalb tagsüber einen Mann zur Gesellschaft bekommen, mit dem er sehr gut zusammenpasse. Die beiden arbeiteten an Zusammenstellungen künstlerischer und kultureller Entwicklungen in verschiedenen Geschichtsperioden. Es mache den Beamten Freude zu sehen, wie die beiden in ihre Arbeit vertieft seien und wie mein Sohn darüber seine Schmerzen vergesse.

Diesen Zellengenossen sah ich bald nach seiner Entlassung. Da er sich sehr überwacht fühlte, trafen wir uns bei einer harmlosen unbelasteten Freundin von mir. Er erzählte viel von der anregenden Zeit mit Hans, von der Verehrung, die ihm die Schutzhäftlinge entgegenbrachten. Man staunte, dass er neben den üblichen Sprachen auch Sanskrit und Hebräisch kannte, dass er chinesische und arabische Autoren im Urtext las. Sein Gedächtnis ermöglichte es ihm, auch mit wenigen Büchern auszukommen. Bei einem Gespräch über Goethe zitierte er so viel aus einer ziemlich unbekanntem Schrift Goethes, dass alle glaubten, er habe sie eben gelesen, bis sie sich davon überzeugten, dass es diese Schrift in Spandau nicht gab. Mit dem ebenfalls internierten Pater Stratmann war er oft leidenschaftlich in

religiöse Unterhaltungen vertieft. Ich habe immer wieder gehört: «Wären die beiden noch lange zusammengeblieben, wäre Hans Katholik geworden.» Auch später habe ich immer wieder von katholischen Neigungen meines Sohnes gehört. Aber ebensowenig, wie er sich einer parteipolitischen Bindung fügen wollte, konnte er sich einer festen religiösen Gemeinschaft anschliessen. Er war in allem ein Eigenbrödler. Ein Kollege fragte Hans früher einmal, als er ihn kennenlernte und erstaunt war über die Übereinstimmung ihrer politischen Anschauungen: «Wollen wir nicht zusammen eine Partei gründen?» Hans antwortete: «Zwei sind für meine Partei schon zuviel.»

Ich fragte den Zellengenossen auch nach den Sonnenburger Erlebnissen in der Annahme, dass Hans bei dem dauernden Zusammensein unter vier Augen davon gesprochen habe. Er weigerte sich hartnäckig, darüber zu sprechen. Hans habe gesagt, seine Mutter dürfe nicht erfahren, was mit ihm geschehen sei. Nur mühsam überzeugte ich ihn davon, dass ich der Gestapo gegenüber anders auftreten könne, wenn ich Tatsachen wüsste. Er erzählte dann von den Misshandlungen durch Prügeln, Treten mit den Nagelstiefeln, An-die-Wand-steilen der Gefangenen, wo sie auf ihre Erschiessung zu warten hatten, die dann «verschoben» wurde, und wo man dauernd dicht an ihnen vorbeischoss mit der Bemerkung «Wir schiessen uns einstweilen ein. Morgen wirst du richtig erschossen!» Schliesslich kaufte er sich mit einer Schilderung los und erklärte, danach aber bestimmt nicht weiter zu reden. SA-Leute kamen in der Nacht in die Einzelzelle von Hans und sagten: «Jetzt wirst du erschossen. Wir wollen aber ein Andenken an dein Todesgrauen haben. Im Augenblick der Erschiessung wirst du photographiert.» An jede Schläfe wurde ein Revolver gesetzt. Das Blitzlicht leuchtete auf. Der Apparat schnappte.

Aber die Schüsse gingen nicht los. Mit solchen und ähnlichen «Scherzen» amüsierte sich die SA stunden-, ja tagelang.

3. Die Gestapo verhört

Die Atmosphäre in Spandau hatte mich so beruhigt, dass ich eine kurze Ferienreise wagte. Aber ein Brief von Hans bewog mich zur sofortigen Rückkehr. Er enthielt im Code die Nachricht, dass Dr. Mittelbach durch den als scharf bekannten Dr. Conrady ersetzt worden und dass Schlimmes zu befürchten sei. Ich wollte auf alle Fälle zur Stelle sein.

Bei meinem nächsten Besuch in Spandau (Mitte August) hiess es, mein Sohn würde gerade abgeholt, ich könne ihn noch rasch einen Augenblick im Zimmer des Inspektors sprechen. Schon durch die Tür hörte ich die aufgeregte Stimme von Hans: «Haben Sie denn mein Schreiben an die Gestapo nicht weitergegeben?» Und auf die beruhigende Antwort des Inspektors, er habe es getan und es läge doch kein Grund zur Beunruhigung vor, sagte mein Sohn: «Aber doch, ich werde ja von demselben Mann abgeholt, der mir mit Misshandlungen gedroht hat.» Ich sprach meinen Sohn nur wenige Minuten; ich fühlte, wie stark sein Herz schlug. Seine Hände waren eiskalt. Als ich merkte, dass es sich um ein bevorstehendes Verhör handelte, sagte ich: «Du musst alles sagen, was man von dir wissen will. Die neue Regierung hat neue Moralbegriffe, denen du dich zu unterwerfen hast, auch wenn du sie nicht teilst. Tust du jetzt etwas Unmoralisches, so hat es die Regierung zu verantworten, nicht du!» Er sagte: «Es handelt sich ja nicht nur darum, dass ich mein Amtsgeheimnis breche; sondern ich soll Dinge aussagen, die nicht wahr sind.» Ich erklärte: «Du kannst dem Mann bestimmt nicht helfen, sie werden doch mit ihm machen, was sie wollen, ob du standhaft bleibst oder nicht. Sage aus, was sie haben wollen!» Damit war unser Gespräch been-

det, und mein Sohn wurde im Gefangenenwagen abtransportiert.

Der Inspektor machte mir Vorwürfe, dass ich meine Nerven verloren hätte, vielleicht, weil ich mich eben mit meinem Zureden unmoralisch benommen hatte, vielleicht, weil ich ihn in die unangenehme Lage gebracht hatte, mein Gespräch mitanzuhören und melden zu müssen, da es doch möglicherweise auch die draussen wartenden Schergen mitangehört hatten.

Ich rannte zum nächsten Telefon und versuchte, Herrn v. Blomberg zu bekommen. Er war verreist, und zwar mit seinem persönlichen Adjutanten, so dass von dieser Seite her nichts zu erreichen war.

Ich fuhr zu einer Bekannten, einer Nationalsozialistin, die sich vorübergehend in Berlin aufhielt, und deren anständige Gesinnung ich festgestellt hatte. Wir kamen zunächst auf den Gedanken, zu einem Freunde Blombergs zu gehen, mit dem wir seinerzeit besonders nett gestanden hatten. Er erklärte, dass er, als überzeugter Stahlhelmer, durchaus nicht geschätzt würde, man nähme von ihm keine Notiz, was auch das Angenehmste für ihn wäre. Er habe nicht den mindesten Einfluss.

Nun beratschlagten wir zu dritt. Er schlug den früheren Garnisonprediger Müller vor, der gerade in Berlin war, um zum Reichsbischof gekrönt zu werden. Müller hatte dieser schönen jungen Frau, die mir helfen wollte, weitgehend den Hof gemacht und hatte sie, nachdem er ihr erstes Kind getauft hatte, in durchaus nicht seelsorgerischer Weise abgeküsst, und so hoffte ich, dass sie ihn, der bekannt dafür war, dass er großen Wert auf Erfolge bei schönen Frauen legte – zu einer Hilfe überreden könne. Der gutmütige Offizier gestattete ihr in seinem Hause Telefongespräche, die ihnen beiden hätten das Genick brechen können. Sie kam nicht an Müller heran, der sich

gerade in einer Sitzung befand, aber wenigstens an seine rechte Hand, Meusel (der sich später erschoss, weil er entdeckte, dass der Reichsbischof ein Verhältnis mit seiner Frau hatte). Sie erklärte Meusel, es sei ein Skandal, was hier für Dinge passierten; er habe sie seinerzeit zur Nationalsozialistin bekehrt, und wenn sie sich dessen nicht schämen solle, so müsse für Abhilfe gesorgt werden.

Es gelang ihr, ein Souper um Mitternacht mit dem Herrn Reichsbischof zu arrangieren. Leider war es ohne jeden Erfolg. Er erklärte, nachdem sie ihm den Fall vorgetragen hatte: «Glauben Sie, dass es meine erste Tat als Reichsbischof sein könnte, einem Kommunisten zu helfen?» Im Laufe des Gespräches fügte der christliche Mann hinzu: «Die Kommunisten müssen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden!» Am anderen Morgen fand man in sämtlichen Zeitungen einen Bericht unter einer besonders grossen Überschrift: «Hans Litten gesteht Mitwisserschaft an einem Mord.» Darunter war ausgeführt: Hans Litten hat gestanden, dass er im Felseneck-Prozess einen Mann verteidigt hat, der einen SA-Mann niedergeschossen hat, obwohl Litten wusste, dass sein Mandant schuldig sei! An diesen Bericht knüpften sich Beschimpfungen: Da sähe man nun, was das für ein Mann wäre, der einen Mörder verteidigt habe.

Ich war zufrieden. Ich dachte, damit wäre die Sache abgetan. Am andern Tag bekamen wir einen aufgeregten Brief von Hans, aus dem wir den Schluss zogen, dass er die Absicht habe, sich das Leben zu nehmen. Er war ausserdem sehr aufgeregt, da er nichts mehr von mir gehört hatte. Wahrscheinlich nahm er an, dass ich auf mein Gespräch hin verhaftet worden war. Margot fuhr nach Spandau. Sie wollte versuchen, ihn zu spre-

chen, ihn zu beruhigen. Wir hofften, dass sie vorgelassen würde, da sie gut mit dem Inspektor stand. Ich fürchtete, dass er mich nicht vorlassen würde, weil er mit meinem letzten Gespräch so unzufrieden gewesen war.

Als sie dort ankam, war gerade der Krankenwagen mit meinem Sohn nach Moabit abgefahren. Sie wurde in das Zimmer des Inspektors geführt und hörte bei der dort herrschenden Aufregung und durch verschiedene Telefongespräche mehr, als man ihr sonst wahrscheinlich gesagt haben würde. Sie erfuhr folgenden Tatbestand:

Hans hatte einen Tag, nachdem er von seinem Verhör vollständig verstört zurückgekommen war, sofort an die Gestapo einen Bericht gemacht, dass er unter Zwang ausgesagt habe, dass nicht eine der Aussagen der Wahrheit entspreche und dass er jede Aussage widerrufe. Da er die ihm angedrohten Folgen dieses Widerrufs fürchte, so nähme er sich das Leben. Alle Vorbereitungen dazu konnte er in seiner Einzelhaft unbemerkt treffen. Man fand ihn am andern Morgen vollständig ausgeblutet und hielt ihn für tot. Es gelang einem herbeigerufenen Arzt – einem Mithäftling –, ihn zum Leben zurückzurufen. Er hatte das seinerzeit mit der Butter eingeschmuggelte Gift genommen, und als er anfang, es auszubrechen, sich an vier Stellen mit seiner Rasierklinge die Pulsadern aufgeschnitten. Seine völlige Ausblutung war dadurch verhindert worden, dass sich das Blut an den Wunden etwas verkrustet hatte.

Hans hatte auch einen Abschiedsbrief an mich hinterlassen, der der Gestapo zur Kontrolle übergeben werden musste und den ich niemals erhalten habe. Auch dem Inspektor hatte er einen Abschiedsbrief geschrieben. Er bat ihn um Entschuldigung, dass er ihm diese Unannehmlichkeit bereite. Er fürchte, ihm seinen Urlaub, den er in zwei Tagen antreten wollte, zu

stören, und hätte gern seinen Selbstmord aufgeschoben. Aber es wäre nicht möglich gewesen, seinen Widerruf so lange aufzuschieben. Er teilte noch mit, dass er das Gift schon bei seiner Verhaftung bei sich getragen und dass man es bei seiner ersten Körperuntersuchung nicht gefunden hätte. Damit wollte er die Beamten vor Unannehmlichkeiten schützen. Er hatte aber, ohne es zu ahnen, dem Inspektor eine viel grössere Unannehmlichkeit bereitet. Es war der Befehl erteilt worden, Hans des Nachts zu fesseln. Dieser Befehl wurde aber nie ausgeführt, um Hans die Quälerei zu ersparen.

Sobald ich die Nachricht von dem Selbstmordversuch erhalten hatte, rief ich das Krankenhaus Moabit an, sprach den Leiter, Sanitätsrat Schlegel, der mir sagte, ich könne meinen Sohn sehen, müsse aber vorher die Erlaubnis der Gestapo haben. Ich solle mich sehr eilen, weil er wahrscheinlich nicht mehr lange leben würde. Auf der Gestapo schien man schon Bescheid zu wissen und führte mich und Margot, die mich begleitete, sofort zu dem Kriminalkommissar Marowski, der das Verhör geleitet hatte. Er erklärte: «Selbstverständlich können Sie sofort hin. Ich werde Sie sogar in meinem Auto hinfahren, damit es schneller geht!» Das war aber nicht, wie ich annahm, schlechtes Gewissen oder ein menschenfreundlicher Akt, sondern er wollte diese Fahrt dazu benutzen, mich unauffällig zu verhören.

Zunächst fragte er mich, ob ich meinem Sohn das Gift besorgt hätte. Ich tat sehr erstaunt, dass jemand auf die Idee kam, eine Mutter könne ihrem Sohn Gift für einen Selbstmord besorgen. Dann sagte er: «Glauben Sie, dass Ihr Sohn diesen Selbstmordversuch gemacht hat, weil er sich durch die Zeitungsberichte in seiner Ehre gekränkt fühlte?» Ich sagte: «Das halte ich für ausgeschlossen. Ich nehme an, dass mein Sohn über diese Frage denkt wie ich, nämlich dass nur er selber seine Ehre verletzen kann.»

Marowski: «Na, dann bin ich ganz beruhigt. Ich hatte mir schon Vorwürfe gemacht, dass ich diese Berichte an die Zeitungen habe durchgehen lassen.» Er fuhr fort: «Ich habe schon lange mit Ihrem Sohn schlecht gestanden, wir haben früher so alles Mögliche miteinander vorgehabt. Aber das ist ganz gleichgültig, das hat mich nicht beeinflusst. Was wissen Sie über die Sache?» Und als ich sagte: «Ich weiss von nichts», meinte er: «Einigermassen müssen Sie Bescheid wissen. Sie haben gesagt: ‚Du kannst dem Mann ja doch nicht helfen!‘ Sie können unmöglich so eine Bemerkung machen, ohne etwas zu wissen.»

Ich: «Nein, ich weiss nichts. Diese Bemerkung geht nur aus meiner Einstellung Ihnen gegenüber hervor. Ich nahm an, wenn Sie solche Verhöre anstellen, müssen Sie etwas erfahren wollen, was mein Sohn nicht freiwillig aussagt. Dass ich sagte ‚der Mann‘, ist doch ganz natürlich; ich kann mir gar nicht denken, dass es sich um eine Frau handeln könnte. Dass ich bei so einem Verhör sofort an den Felseneck-Prozess denke, ist auch natürlich; denn das war doch der Prozess, der zuletzt so viel böses Blut gemacht hat.»

Er: «Sie haben sicher vertraut mit Ihrem Sohn gestanden. Da hat Ihnen Ihr Sohn gewiss alles über den Felseneck-Prozess erzählt.»

Als ich das verneinte, sagte er: «Das können Sie mir nicht weismachen, dass Sie nie über solche Sachen gesprochen haben!»

Das erklärte ich ihm nun damit, dass wir an zwei verschiedenen Orten wohnten, ich in Königsberg, er in Berlin; dass Hans ausserdem mit meinem Mann schlecht gestanden hätte, wegen politischer Meinungsverschiedenheiten, und wir uns deshalb nur gesehen hätten, wenn ich ihn auf der Durchreise in Berlin besuchte.

Er: «Na, und da wollen Sie nie über solche Sachen gesprochen haben?»

Ich: «Nein! Erstens finde ich die ganze Politik ekelhaft, und zweitens habe ich gesehen, wie die politischen Meinungsverschiedenheiten alle Familien vergiften, besonders seitdem die Nationalsozialisten eine solche Rolle spielen. Wir hatten erfreulichere und edlere Dinge, über die wir uns bei unserem kurzen Zusammensein unterhalten konnten.»

Herr Marowski war im Begriff, mir klarzumachen, was für ein schauderhafter Mensch mein Sohn sei, wie nett er sich immer zu den scheusslichsten Verbrechern benommen habe und dass es doch sehr merkwürdig wäre, wenn ein Mann aus so guter Familie sich zu so etwas hergäbe, als wir am Krankenhaus anlangten und unser Gespräch unterbrochen wurde.

Dort erwartete mich Sanitätsrat Schlegel und sagte rücksichtsvoll zu mir: «Erschrecken Sie nicht. Ihr Sohn sieht entsetzlich aus.»

Ich: «Werden Sie ihn am Leben erhalten können?» Er antwortete lebhaft: «Sie können sicher sein, dass ich alles tun werde, was in meinen Kräften steht. Ich muss ihn ja dem Staat erhalten, der noch Aussagen von ihm braucht.»

Ich: «Unter diesen Umständen wäre es mir lieber, mein Sohn wäre nicht zum Leben zurückgerufen worden.»

Er: «Wenn wir seine Aussage haben, kann er mit sich machen, was er will. Dann haben wir kein Interesse mehr an ihm.»

Mein Sohn sah wie ein Toter aus, noch nicht wieder recht bei Bewusstsein, so dass er mich und Margot zuerst nicht erkannte. Man hatte ihm den Magen ausgepumpt, die Schnittwunden genäht, Einspritzungen gemacht, um das Blut zu ersetzen. Als langsam die Besinnung wiederkehrte, fragte ihn der

Kriminalkommissar Marowski, der mit seinem Begleiter und mit uns das Zimmer betreten hatte: «Fühlen Sie sich schon kräftig genug, mir einige Fragen zu beantworten?» Man sah meinem Sohn die krampfhaftige Anstrengung an, sich zu sammeln. «Ich will es versuchen.» Ich wollte schon protestieren, dachte dann aber, dass es für meinen Sohn eine Beruhigung sein könnte, wenn ich diesem Verhör beiwohnte. Auch hoffte ich, allerhand über die bisherigen Vorgänge zu erfahren.

Marowski: «Weshalb haben Sie diesen Selbstmordversuch gemacht?»

Hans: «Weil alle Aussagen, die ich gemacht habe, falsch waren. Ich musste sie widerrufen, fühlte mich aber den mir angedrohten Folgen für den Fall eines Widerrufs nicht gewachsen. Das habe ich auch an die Geheime Staatspolizei geschrieben.»

Marowski, erschrocken: «Haben Sie meinen Namen in diesem Brief genannt?»

Hans: «Ja!»

Marowski, empört: «Sie haben mir doch Ihr Wort gegeben, nicht von dem Gebrauch zu machen, was unter vier Augen geschah.»

Hans: «Ich habe auch nur das erwähnt, was Sie der Sekretärin zu Protokoll gegeben haben.»

Der Pfleger fasste in diesem Augenblick nach dem Puls meines Sohnes, der wieder das Bewusstsein verlor, und sagte: «Die Unterhaltung muss abgebrochen werden.»

Marowski verliess das Zimmer mit den Worten; «Ich werde in den nächsten Tagen weiterfragen», worauf mein Sohn verängstigt flüsterte: «Aber bitte hier.»

Als ich ihn später einmal im Krankenhaus fragte, was das «bitte hier» zu bedeuten hätte, sagte er: «Wenn sie mich im Krankenhaus bei dem Verhör misshandeln, kommt auf mein

Schreien ein Krankenwärter, um das Verhör abubrechen, während ich ihnen in der Gestapo wehrlos ausgeliefert bin.» Er sagte mir auch: «Wenn sie mich erschossen hätten, wäre alles gut gewesen; aber diese Martern und Folterungen konnte ich nicht mehr ertragen.» Etwas Genaueres über das, was sich bei dem Gestapo-Verhör zugetragen hat, habe ich nie in Erfahrung bringen können.

Ich wurde aus dem Krankenzimmer geschickt und eilte sofort zur Gestapo zurück. Staatsanwalt Dr. Conrady, der jetzt die Verwaltung der Lager unter sich hatte, empfing mich. Er war ein grosser, gut aussehender Mann, den nationalsozialistischen Schönheitsbegriffen entsprechend, mit einem harten, eiskalten Blick. Seine Augen wurden grün, wenn er sich ärgerte. Er wollte mich anscheinend einschüchtern und startete mich durchdringend an, als ich mich ihm an seinem Schreibtisch gegenüber setzte, so etwa, wie der Detektiv in den Groschen-Schmökern sein zu entlarvendes Opfer anstarrt. Ich starrte zurück, um ihm zu zeigen, dass ich mich nicht einschüchtern lasse. Die Situation wurde lächerlich, da keiner den Rückzug antreten wollte.

Schliesslich sagte er: «Was wünschen Sie?» Ich erklärte, ich müsse protestieren, worauf er sagte, er wisse gar nicht, um was es sich handle.

Ich: «Sie haben doch den Brief meines Sohnes an die Gestapo gelesen.»

Conrady: «Nein, den habe ich nicht gelesen.»

Ich: «Ein Brief, der so wichtige Tatsachen enthält, ist nicht in Ihre Hände gekommen?»

Conrady: «Sehen Sie mal, was für einen Stapel von Sachen ich zu erledigen habe. Ich bin einfach noch nicht so weit.» (Selbstverständlich kannte Conrady den Fall, sonst hätte er mich nicht vorgelassen. Er wollte einfach hören, was ich be-

richten würde.) Er sagte: «Erzählen Sie, um was es sich handelt.»

Ich schilderte den Tatbestand kurz und sagte: «Erstens protestiere ich dagegen, dass der Kriminalkommissar Marowski diese Untersuchung führt. Er hat (darüber hatte ich mich inzwischen bei Margot unterrichtet) sehr schlecht mit meinem Sohn gestanden, wie er mir selber erzählt hat. Ich weiss, dass mein Sohn früher einen Artikel über seine üblen Methoden, die Angeklagten zu verhören, in der Presse veröffentlicht hat. Es ist klar, dass dieser Mann, der sich bereits vor der Machtergreifung so brutal benommen hat, jetzt seine Wut an meinem Sohn auslässt.»

Conrady: «Dagegen können Sie nicht protestieren.»

Ich: «Man hat doch auch das Recht, einen Richter abzulehnen, den man für befangen hält.»

Conrady: «Bei einem Richter ist das etwas anderes. Gegen einen Kriminalkommissar können Sie sich nicht wehren.»

Ich: «Zweitens protestiere ich gegen diese Art des Verhörs.»

Conrady würdigte diesen Protest keiner Antwort. Er erklärte: «Ihr Sohn wird solange verhört werden, bis wir die wahre Aussage von ihm haben.»

Ich: «Die Wahrheit wissen Sie ja nun.»

Er: «Nein, ich bin davon überzeugt, dass seine ersten Aussagen der Wahrheit entsprechen. Der Widerruf ist gelogen.»

Ich: «Wie können Sie wagen, das zu behaupten! Wenn das Geständnis meines Sohnes der Wahrheit entsprochen hätte, hätte er keinen Grund gehabt, zu widerrufen und sich das Leben zu nehmen.»

Als Conrady wiederholte, er glaube an die Wahrheit der ersten Aussage, sagte ich: «Mein Sohn ist ein religiöser Mensch. Es ist unwahrscheinlich, dass er mit einer Lüge aus der Welt

gehen würde, die er vor Gott zu verantworten hätte. Ein Mensch, der an Gott glaubt, kann das nicht annehmen.»

Conrady (zynisch): «Sie scheinen anzunehmen, dass ich nicht an Gott glaube. Ich glaube an Gott.»

Worauf ich mich nicht enthalten konnte zu sagen: «Dann bin ich über Ihr Benehmen erstaunt. Und ich kann nur sagen, ich freue mich auf den Moment, wo wir beim Jüngsten Gericht einander gegenüberstehen werden. Dann werden unsere Rollen vertauscht sein – wenn es einen Gott gibt.»

Conrady: «Ich glaube nicht, dass der Selbstmordversuch Ihres Sohnes ernst gemeint war. Das ist alles Theater, was er macht.»

Ich: «Eine solche Behauptung ist doch einfach lächerlich. Glauben Sie wirklich, dass ein Mensch das so genau abpassen kann? Man hielt ihn doch für tot, als er gefunden wurde.»

Conrady: «Na ja, darauf hat er es ankommen lassen. Er wäre auch bereit zu sterben, wenn er uns damit Unannehmlichkeiten machen könnte. Ich habe die Felseneck-Prozesse mitangehört; ich kenne ihn.» Seine Augen waren grün vor Hass.

Ich verlangte, dass er in den Zeitungen eine Berichtigung des vorigen Artikels, einen Bericht über den Widerruf und den Selbstmordversuch meines Sohnes bringen sollte. Mit diesem Ansinnen löste ich nur einen Heiterkeitsausbruch aus.

Nach längeren Vorwürfen von meiner Seite über die Art des Verhörs erklärte er: «Das ist alles Unsinn, was Sie da annehmen. Meinetwegen können Sie sich persönlich davon überzeugen, wie ein solches Verhör vor sich geht. Sie können dem Verhör morgen beiwohnen.»

Übrigens ergab das Gespräch mit Conrady, dass er über unsere Familie ganz genau Bescheid wusste: Die politische Tätigkeit meines Mannes (der Mitglied der Deutschen Volkspartei gewesen, mit Zeitungsartikeln politisch hervorgetreten war und sich lebhaft am Wahlkampf beteiligt hatte), die künstlerisch-politische Einstellung von Heinz, nur von der Existenz des Jüngsten hatte er keine Ahnung, denn der hatte sich noch nicht missliebig gemacht. Er sagte auch wegwerfend: «Ihr Mann hält sich in der Tschechoslowakei auf; und Sie sind auch eben dort gewesen.» Ich antwortete: «Sie meinen Sudetendeutschland!»

Er: «Nun, ist das nicht die Tschechoslowakei?»

Ich: «Gute Deutsche machen es sich zur Pflicht, ihre Ferien im deutschsprachigen Ausland zuzubringen. Wir wollen unseren Volksgenossen zeigen, dass wir zusammengehören. Von Ostpreussen aus gingen wir ins Memelgebiet, von Berlin aus gehen wir zu den Sudetendeutschen.»

Er war still, aber seine Augen wurden wieder grün.

Er schien die Ironie meiner Bemerkung begriffen zu haben.

Als ich am andern Morgen zur festgesetzten Stunde bei Marowski erschien, erklärte er, es fiel ihm nicht ein, mich zu diesem Verhör zuzulassen, auch wenn es mir Dr. Conrady erlaubt hätte. Ausserdem fände das Verhör erst einige Tage später statt. Er habe noch Material zu sammeln.

Ich versuchte nun bei Dr. Conrady, meine Anwesenheit bei dem Verhör durchzusetzen. Ich hielt zwar ein solches Verhör in meiner Gegenwart für eine Farce und war überzeugt, dass hinterher ein Verhör in anderer Form stattfinden würde; es war mir aber doch wichtig, Einblick zu bekommen. Conrady erklärte, er könne Marowski nicht zwingen, mich an dem Verhör teilnehmen zu lassen. Sein Versprechen wäre unter der Voraussetzung von Marowskis Einverständnis gegeben worden.

Als ich wenigstens einen Besuch bei meinem Sohn machen wollte, erklärte er mir, davon sei nie die Rede gewesen, sondern nur von einer Teilnahme an dem Verhör. Nun verlegte ich mich auf liebenswürdiges Bitten und erklärte ihm, eine solche Hartherzigkeit traue ich ihm nicht zu, dass er mir den Besuch bei meinem noch immer mit dem Tode ringenden Sohne nicht gestatte. Conrady: «Ich bin kein Unmensch. Gehen Sie heute noch einmal hin. Aber das sage ich Ihnen, den nächsten Besuch dürfen Sie erst nach einem Vierteljahr machen, wie es den Bestimmungen entspricht.»

Ich: «Ich glaubte, Sie wären in einer so hohen Stellung, dass Sie das selbst bestimmen können.»

Er (etwas geschmeichelt): «Selbstverständlich kann ich das. Aber gerade deshalb darf ich das nicht ausnutzen.»

Ich: «Dann weiss ich aber, dass ich heute in acht Tagen einen Besuch machen darf.»

Er: «Das ist ausgeschlossen.»

Ich: «Werden Sie es übers Herz bringen, mir an meinem Geburtstag einen Besuch bei meinem Sohn zu verweigern?» Er sah mich zweifelnd an.

Ich: «Ach so, nun glauben Sie, dass ich lüge. Ich werde Ihnen, wenn ich mir die Besuchserlaubnis abhole, meinen Geburtsschein mitbringen.»

Er: «Kommen Sie in acht Tagen wieder, aber das ist dann das letzte Mal.»

Als ich in acht Tagen bei ihm erschien, überreichte ich ihm sofort wortlos meinen Geburtsschein. Er meinte verlegen: «Das war nicht nötig.» Und nach einer Pause: «Wir sind sehr empört über Ihren Sohn. Er befindet sich weiss Gott in einer schauerhaften Situation, die brauchte er sich nicht noch zu verschlimmern.»

Ich: «Um Gottes Willen, was hat er getan?»

Conrady: «Er lügt uns dauernd die Hucke voll. Er leugnet ständig. Uns wird die Geduld reißen!»

Ich: «Sie gehen immer von der vorgefassten Meinung aus, dass sein Geständnis richtig war. Sie täuschen sich, mein Sohn sagt jetzt die Wahrheit.»

Conrady: «Ach was, wir kennen das; Ihr Sohn lügt andauernd. Dafür haben wir Beweise.»

Ich: «Beweise können doch auch täuschen. Ich habe vor zwei Monaten einen Zeitungsbericht gelesen, dass man nun endlich den Mann herausgefunden habe, der in der Felseneck-Schlacht den SA-Mann Schwarz erschossen hat. Er habe es im Lager gestanden. Das war ein ganz anderer Name als der, um den es sich jetzt handelt. Ich kann nicht annehmen, dass Sie etwas Derartiges in allen Zeitungen veröffentlicht haben würden, wenn Sie nicht geglaubt hätten, Beweise dafür zu haben.»

Conrady: «Das können Sie als Laie nicht beurteilen. Wir haben nur ein Interesse, die Wahrheit zu erfahren. Was sollte uns daran liegen, ein falsches Geständnis herauszuholen?»

Ich: «Darüber habe ich auch nachgedacht. Ich vermute, Sie halten einen bestimmten Mann, nämlich Ackert, für den Mörder, können ihn aber zu keinem Geständnis bewegen. Nun ist es doch ein Schönheitsfehler, wenn man einen Menschen ohne Geständnis verurteilt. Dies glauben Sie aber erhalten zu können, wenn mein Sohn zugibt, von seinem Mandanten bereits ein Geständnis erhalten zu haben.»

Conrady: «Wir wünschen die Wahrheit zu wissen, und (in sehr drohendem Tone) wir werden Ihren Sohn so lange verhören, bis wir die Wahrheit aus ihm herausgeholt haben.»

Ich: «Würden Sie mir gestatten, meinem Sohn über unsere Unterhaltung zu berichten? Vielleicht erfahre ich, wie es sich in Wirklichkeit verhält.»

Conrady (lebhaft): «Jawohl, tun Sie das!»

Ich sagte dem Krankenwärter, dass ich meinem Sohn eine Bestellung von Dr. Conrady zu machen habe. So konnte ich erzählen, ohne unterbrochen zu werden. Ich redete Hans leidenschaftlich zu, einfach zu sagen, was die Leute wissen wollten, er könne den Mann nicht retten, und er sehe, was sein Verhalten für Folgen hätte. Man würde ihn wieder misshandeln, bis er das gewünschte Geständnis abgelegt habe.

Hans sagte: «Was ich sage, ist die Wahrheit. Mein Klient hat mir niemals gestanden, dass er Schwarz erschossen hat. Ich bin überzeugt, dass er es nicht getan hat. Es hat keinen Sinn, etwas Falsches zu sagen. Du siehst, was für Folgen es das erste Mal gehabt hat, als ich mich durch Martern dazu bewegen liess, ein falsches Geständnis abzulegen. Ein zweites Mal wird das nicht geschehen. Im Übrigen wäre es auch dumm von mir. Wenn ich einmal mit Lügen anfangen, werde ich mich in Widersprüche verwickeln, und dann wird man mir die Lüge leicht nachweisen. Es ist schrecklich, was sie alles von mir wissen wollen. Kennst du Rechtsanwalt Sack?»

Ich: «Das ist doch der Mann, der Torgier im Reichstagsbrandprozess verteidigt?»

Hans: «Jawohl. Geh zu ihm und frage ihn, was er über mich weiss. Ich bin auch in diese Sache verwickelt.»

Hier unterbrach uns der Krankenwärter und sagte: «Darüber dürfen Sie nicht sprechen.»

Ich versprach Hans, sofort zu Sack zu gehen. Damit war der Besuch beendet.

Ich rief Conrady an und fragte ihn, ob ich ihm über das, was ich aus meinem Sohn herausgefragt hätte, berichten dürfe. Zum ersten Mal schien er erfreut über einen Besuch von mir und liess mich sofort kommen. Offenbar erwartete er, dass ich

Hans zu einem neuen Geständnis gebracht hätte. Als ich ihm unsere Unterhaltung genau schilderte, verlor er etwas die Fassung und schrie: «Wie können Sie es wagen, Ihrem Sohn zum Lügen zureden! In was für eine Lage bringen Sie mich denn, wenn Sie ihm erklären, ich schickte Sie, und ihm dann zum Lügen zureden?»

Ich: «Wie können Sie mir darüber einen Vorwurf machen? Das haben Sie doch von mir haben wollen!»

Er: «Nein, damit ist mir nicht gedient. Ich brauche die Wahrheit. Ich bin erstaunt, dass Sie solche Sachen machen. Dann kann ich Sie ja gar nicht wieder zu Ihrem Sohn gehen lassen!»

Ich: «Ich gebe zu, dass ich mich falsch benommen habe. Aber aus einem ganz andern Grunde. Einem Menschen wie meinem Sohn soll man nicht zu solchen unmoralischen Aussagen zureden. Aber während der ganzen Unterredung mit ihm hatte ich Ihre Drohung in flammenden Buchstaben vor meinen Augen: ‚Wir werden die Geduld verlieren!‘ Was das bei der Gestapo bedeutet, kann ich mir vorstellen.» Er schimpfte noch eine Weile, und ich sagte ihm, es wäre zweifelsfrei zum Ausdruck gekommen, dass ein erneutes falsches Geständnis mein Wunsch sei, aber ich wolle noch einmal eindeutig klarstellen, dass dieser Wunsch nicht von ihm (Dr. Conrady) ausgegangen sei. Natürlich müsse ich zu diesem Zweck noch einmal Besuchserlaubnis bekommen. Aber er blieb wütend und liess sich nicht darauf ein.

Ich schrieb meinem Sohn einen Brief, in dem ich auseinandersetzte, ich hätte eingesehen, dass mein Zureden zu einem falschen Geständnis ein Fehler gewesen sei, und ich bäte ihn, sich so zu benehmen, wie er es vor seinem Gewissen verantworten könne. Ich hörte dann wochenlang nichts von Hans, obwohl wir, solange er im Krankenhaus war, jede Woche ein-

mal einander schreiben durften. Als ich mich mit einer Beschwerde an Dr. Conrady wandte, bemerkte ich, dass unser Briefwechsel über die Gestapo geleitet und von ihm persönlich gelesen wurde. Auch mein Sohn erhielt in dieser Zeit keinen Brief von mir.

Ich suchte Dr. Sack auf und trug ihm die Unterhaltung mit meinem Sohn vor. Er erklärte, das müsse ein Missverständnis sein, er habe die gesamten Reichsbrandakten durchgearbeitet, und niemals sei der Name meines Sohnes oder irgendeine Bemerkung, die auf ihn hinziele, gefallen. Ich fragte, ob er meinen Sohn, wenn eine Anklage gegen ihn erhoben würde, verteidigen wolle. Sack sagte: «Jawohl; aber nur unter der Bedingung, dass er beweisen kann, dass er unschuldig ist.» Herr Sack machte den Eindruck eines liebenswürdigen und selbstgefälligen Herrn, dessen Praxis blendend ging und mit dem man kaum reden konnte, weil das Gespräch dauernd von langen telefonischen Verhandlungen unterbrochen wurde. Anscheinend bekam die Verteidigung Torglers seiner Praxis ausgezeichnet.

Als Hans von Spandau weggeschafft worden war, waren seine Bücher und alles Schriftliche beschlagnahmt und auf die Gestapo geschafft worden. Ich hatte bei einem Besuch mit Entsetzen festgestellt, dass Hans keinen unserer Briefe vernichtet hatte. Und diese Briefe enthielten allerlei Nachrichten, z.B. über die Besorgung des Giftes, in dem leicht entzifferbaren Code. Das war für uns unangenehm, weil wir diesen Code nun nicht mehr zu gebrauchen wagten. Es war aber unbedingt nötig, dass wir ihm einen neuen Code mitteilten, da man aus den streng überprüften Briefen sonst nichts ersehen konnte.

Der neue Code musste schwer entzifferbar sein. Er musste aber auch der Situation im Lager Rechnung tragen.

Dort hatte man oft wenig Zeit zum Lesen und Schreiben der Briefe, war beobachtet und konnte keine Aufzeichnungen oder gar schriftliche Tabellen zur Hand nehmen. Wir entschlossen uns, den alten Code im Prinzip beizubehalten, die Anfangsbuchstaben des jeweils vierten Wortes eines jeden Satzes sollten zur Übermittlung der Botschaft dienen. Die Buchstabenfolge der Botschaft wurde mit Hilfe eines Schlüsselworts vorher umgewandelt. Als Schlüsselwort wählten wir das Wort «Denkmalsfigur», die Chiffrierung vollzog sich so, dass jeder Buchstabe der Botschaft durch den Buchstaben ersetzt wurde, der im Wort Denkmalsfigur darauf folgte. Also: D wurde zu E, E zu N, N zu K, bis U zu R. Der letzte Buchstabe R wurde durch den ersten Buchstaben D ersetzt. Kam ein Buchstabe im Schlüsselwort nicht vor, so blieb der Originalbuchstabe in Gültigkeit. Sollte z.B. das Wort GIFT im Code mitgeteilt werden, so lautete die mit Hilfe des Schlüsselwortes gefundene Übertragung UGIT. Nun mussten die vier Buchstaben des Wortes UGIT als Anfangsbuchstaben des jeweils vierten Wortes der ersten vier Sätze des Briefes gewählt werden. Der Brief musste also z.B. folgendermassen beginnen: «Gestern waren Walter und Werner bei mir. Walter wollte die Gedichte von Rilke haben. Ich freue mich immer, dass er so bildungsdurstig ist. Werner lässt Dich tausendmal grüssen.»

Die Beschreibung dieses Codes wurde auf ein kleines dünnes Zettelchen stenografiert, und ich sollte es Hans bei der Begrüssung heimlich zustecken. Diese schwierige und gefährliche Aufgabe machte mich nervös. Ich fühlte mich in der Bahn beobachtet, glaubte auch den Kriminalkommissar Marowski eine Haltestelle vor mir aussteigen zu sehen. Mit mir zusammen stieg eine Frau aus, die mich während der Fahrt gemustert hatte, und verschwand im Untersuchungsgefängnis.

Ich musste vor dem Portal eine Stunde warten, ehe man mich zu Hans führte. Ich dachte nach: Würde das Zustecken des Zettels bemerkt, so war es für Hans katastrophal und mit unserer Verbindung ein für allemal aus. Aber selbst, wenn es glückte, so musste Hans nachher den Zettel entziffern. Dabei konnte ihn der Gefangene, der in der gleichen Zelle lag, beobachten. Und dieser Mann sah mir nicht vertrauenswürdig aus.

Je länger ich dort stand, umso wahnsinniger fand ich den Plan. Ich bekam sogar Angst, den Zettel bei mir zu führen. Zum Zerreißen und Wegwerfen fand ich nicht den Mut. Ich schob ihn in den Mund und war verzweifelt, wie lange ich daran zu kauen hatte, bis ich ihn hinunterschlucken konnte. Zu so etwas gehörte anscheinend eine besondere Technik, die man üben musste. Endlich war der Zettel im sicheren Magen angelangt. Aber was nun? Hans musste einen Code haben, und ich wagte mich nicht nach Hause, ohne ihm diesen Code übermittelt zu haben. Und er war so schwierig, Heinz und Margot hatten lange daran herumgeknobelt. Ich fand es schon schwer, den Code in aller Ruhe zu erklären, wie sollte ich es in einer Tarnung fertigbringen? Mein Gehirn brannte vor Anstrengung. Mir war absolut nichts eingefallen, als ich zu Hans geführt wurde. Aber die Not macht den Menschen erfinderisch und klüger, als er von Natur ist. Ich beugte mich zu Hans hinab, der noch immer sehr schwach zu Bett lag, und als ich ihm den üblichen Begrüssungskuss gab, murmelte ich in sein Ohr: «D gleich E, E gleich N, N gleich K!» Er sah mich an, als ob ich verrückt geworden wäre, und ich wusste selber noch gar nicht, wie es weitergehen sollte. Ich setzte mich neben sein Bett und streichelte seine Hand. Dagegen hatte der nette Wärter nie etwas einzuwenden gehabt. Ich machte allerdings vorher immer

eine ganz offizielle Bewegung mit beiden Händen, die zeigte, dass ich nichts darin verborgen hielt, und legte diesmal sogar meine Handtasche weit von mir. Der Wärter hatte mir nämlich bei meinem ersten Besuch erklärt: «Versuchen Sie nie, Ihrem Sohn etwas zuzustecken. Ich muss es dann melden, und dann sehen Sie Ihren Sohn nie wieder.» Also machte ich ihn jedes Mal durch diese Handbewegung darauf aufmerksam, dass ich seinen Rat nicht vergessen hatte.

Ich fing an: «Heute muss ich dir was Komisches erzählen, was dich sicher sehr amüsieren wird. Unser gemeinsamer Freund Curt schreibt ein Buch über die ‚Denkmalsfigur‘.»

Hans: «Nanu, ist er verrückt geworden?»

Ich: «Ja, das habe ich auch gefragt und habe ihm gesagt, dass ich den Titel ‚Denkmalsfigur‘ und das ganze Thema für eine Konjunkturarbeit halte, und das einem so wissenschaftlichen Menschen sehr übelnehme. Er behauptet aber, der Titel ‚Denkmalsfigur‘ sei ein absolut sachlicher, kunstgeschichtlicher Titel, und die Arbeit gehöre in sein engstes Gebiet.» Jedes Mal, wenn ich das Wort «Denkmalsfigur» gebrauchte, wurde das Streicheln meiner Hand zu einem Druck, und bei der zweiten Erwähnung dieses Wortes hatte Hans bereits begriffen, dass ich ihm etwas Wichtiges mitzuteilen hatte. Sein Gesicht zeigte einen angestrengt arbeitenden Ausdruck. «Curt behauptet», fuhr ich fort, «dass diese Arbeit über die Denkmalsfigur rein gotische Probleme behandle, dass eigentlich jedes vierte Wort Gotik wäre.» (Bei «viertes Wort» wieder ein Druck.)

Hans war sehr nachdenklich. Er wusste absolut nicht, worauf ich hinauswollte, fing aber von sich aus an, das Thema weitzerzuspinnen: «Ich kann mir schon vorstellen, er wird über den Bamberger Reiter und das Magdeburger Reiterdenkmal schreiben.»

Ich: «Ja, er hat vier besonders schöne Reiterfiguren aus dieser Zeit herausgeknobelt (bei «vier» wieder ein Druck) und hat mir auch die vier Fotos für Dich versprochen, weil er meinte, du würdest mehr Verständnis für diese Arbeit haben als ich.»

In diesem Augenblick wurde der Wärter an die Tür gerufen, blieb aber im Zimmer. Ich flüsterte fast unhörbar, aber mit deutlicher Mundbewegung: «D gleich E, E gleich N, N gleich K, K gleich M, M gleich A!» Bei diesem Buchstaben stand der Wärter schon wieder auf seinem Posten, aber das Gesicht von Hans war entspannt. Er brach in ein helles Lachen aus und sagte: «Grüss doch Curt schön von mir, sag ihm, ich hätte sehr viel Verständnis für diese Arbeit und würde mich sehr freuen, bald Näheres darüber zu hören.»

Der nächste Brief von Hans enthielt Mitteilungen in dem einwandfrei gehandhabten Code.

4. Der Reichsjustizminister ist machtlos

Hans kam nicht wieder zu Kräften. Durch den Blutverlust war er sehr heruntergekommen, wiewohl man mit allerhand künstlichen Mitteln versucht hatte, das Blut zu ersetzen. Sein Magen war durch das eingenommene Gift geschwächt. Dazu kam, dass ihn die dauernden Verhöre aufregten, so dass er alles, was er zu sich nahm, wieder ausbrach. Wir fanden das nicht so ungünstig. Uns war klar, dass, sowie er kräftig genug war, das Krankenhaus zu verlassen, erneuter Lager- oder Gestapo-Aufenthalt drohte, mit erneuten Folterungen. Wir schlugen ihm im Code vor, möglichst wenig Nahrung zu sich zu nehmen, um in diesem geschwächten Zustand zu bleiben. Er antwortete uns im Code, dass er das nicht unbemerkt tun könne, da sowohl alles, was er zu sich nähme, wie alles, was er von sich gäbe, genau kontrolliert würde.

Ich suchte Dr. Schlegel auf und bat, den Nervenzustand meines Sohnes zu beobachten, auf den die dauernden Verhöre so ungünstig wirkten. Dr. Schlegel meinte, da könne er nichts machen. Mein Sohn befände sich in einer üblen Situation, und dass man da mit den Nerven herunterkomme, sei kein Wunder. Im Übrigen sei mein Sohn ein sehr gescheiter Mensch. Er würde sich schon selber zu helfen wissen. In Spandau habe er sich auch geholfen, als es ihm dort anscheinend nicht mehr gefallen habe. Als ich ihn über die dortigen Vorkommnisse (als Grund für seinen Selbstmordversuch) aufklärte, tat er, als ob er von all diesen Dingen keine Ahnung habe, versprach mir aber, meinen Sohn nicht eher aus dem Krankenhaus zu entlassen, bis sein Zustand gebessert sei.

Da ich sah, dass mit Schlegel nichts zu machen war, suchte ich verschiedene Nervenärzte auf, um zu einem Attest über den Nervenzustand von Hans zu kommen. Natürlich mussten es einerseits Ärzte von Ruf, andererseits Ärzte sein, die häufiger Gutachten machten oder direkt als Nervenspezialisten an einem Gefängnis tätig waren. Bei einigen stellte sich heraus, dass sie Juden waren und nicht in Frage kamen. Bonhöfer erschien mir geeignet, da er den Auftrag hatte, über van der Lubbe ein Gutachten abzugeben. Er klärte mich dahin auf, dass er nur ein Gutachten abgeben dürfe, wenn er von der zuständigen Stelle dazu aufgefordert würde. Unter den verschiedenen Gerichtsärzten, die er mir nannte, war auch Dr. Störmer, zu dem allenthalben Beziehungen vorhanden waren. Störmer erklärte es für völlig ausgeschlossen, dass die Dinge, die ich ihm schilderte, vorkämen. Sei jemals die leiseste Misshandlung während seiner Dienstzeit vorgekommen, so seien die Beamten sofort entlassen oder sehr streng bestraft worden. (Diesen Glauben an einen Rechtsstaat haben übrigens eine Menge vernünftiger Ärzte und Juristen monate-, ja jahrelang gehabt.) Also, wenn wirklich mal eine Kleinigkeit vorgekommen sei, so bestimmt nicht zum zweiten Male.

«Aber wie erklären Sie sich dann den Zustand meines Sohnes?»

«Nun, er wird an einer Haftpsychose leiden.»

Da hatte ich ihn ja, wo ich ihn haben wollte. «Natürlich, das können Sie besser beurteilen als ich. Es muss aber eine sehr schwere Haftpsychose sein. Sie werden nach einer Untersuchung sicher der Meinung sein, dass eine Nervenheilstätte nötig ist. Denn wenn das, worüber mein Sohn klagt, nur nervöse Erscheinungen sind, so muss man diesen Grad der Nervosität schon Wahnsinn nennen. Stellen Sie sich doch vor, dass er dann nicht von Misshandlungen, sondern aus reiner Nervosität

ein kaputtes Auge, einen verletzten Gehörgang, einen gebrochenen Knochen, einen verletzten Kiefer und nur lauter Zahnstumpfen im Munde hat.»

«Nein, das kann nicht sein. Solche Folgen von Nervosität gibt es nicht.»

«Diese Folgen sind aber vorhanden. Teils habe ich mich durch Augenschein davon überzeugt, teils weiss ich es vom behandelnden Arzt selber. Wie erklären Sie es sich denn, wenn das alles weder von Misshandlungen noch von Nervosität herühren kann?»

Er konnte es nicht erklären. Er riet, auf die Gestapo zu gehen und zu sagen, dass ich mich beunruhige. Man würde bestimmt nett zu mir sein, sofort nach dem Krankenhaus telefonieren und alles, was ich wünsche, in die Wege leiten. «Verfluchter Idiot!», entfuhr es mir laut und vernehmlich. Er war so vertieft in seine rosige Schilderung aus *Herzblättchens Zeitvertreib*, dass er es überhörte und mir zuredete, doch weiter mit all meinen Sorgen zu ihm zu kommen.

Ich gab den Traum von der Nervenheilanstalt auf, umso mehr, als mir verschiedene Sachverständige sagten, dass das beim heutigen Regime keine Besserung zu bedeuten brauche.

Ich bat Blomberg, mir eine Unterredung mit dem Reichsjustizminister Gürtner zu verschaffen, was umgehenden Erfolg hatte. Im Wartezimmer sagte mir der persönliche Referent Gürtners, dass mich der Herr Reichsjustizminister zwischen zwei wichtigen Konferenzen empfinde und mit seiner Zeit sehr knapp sei. Ihm selber sei es peinlich, die Unterredung mit einer Dame zu unterbrechen. Deshalb möchte er mich bitten, mich mit einer Viertelstunde einzurichten. Glücklicherweise hatte ich mich mit meinem Bruder, Reinhard Wüst, der Rechtsanwalt in Halle an der Saale war und mir stets mit mutiger und selbstloser Hilfsbereitschaft zur Seite stand, sehr genau auf diese Un-

terredung vorbereitet; denn ich musste auf allerhand mir nicht sehr geläufige juristische Dinge zu sprechen kommen. Mein Bruder hatte mir geraten, mich so kurz wie möglich zu fassen und Gürtner zum Schluss einen ebenfalls kurzen Schriftsatz einzureichen, damit er sein Gedächtnis nicht unnötig belasten müsse. Dieser Schriftsatz enthielt eine Darstellung des Tatbestandes (Folterung, um unwahre Geständnisse zu erpressen), die Bitte, diese Art der Verhöre zu verhindern und meinem Sohn einen Rechtsanwalt zuzubilligen, zu dem er Vertrauen hätte.

Es machte denn auch sichtlich einen ausgezeichneten Eindruck auf Gürtner, dass ich mich so knapp und juristisch ausdrückte. Als er zum Schluss sagte: «Es wäre mir lieb, wenn Sie mir über alles, was Sie mir gesagt haben, einen schriftlichen Bericht zukommen liessen», gab ich ihm den geforderten Bericht, als ob das die selbstverständlichste Sache der Welt wäre. Er bemühte sich nicht, sein Staunen über diese prompte Erledigung zu verbergen. Er fragte mich: «Weshalb wenden Sie sich eigentlich an mich; für Ihren Fall sind doch Frank und Freisler zuständig?»

Ich: «Ich habe drei Gründe. Erstens wäre ich weder an Herrn Frank noch an Herrn Freisler herangekommen, da meine Beziehungen nur bis zu den Deutschnationalen, aber nicht bis zu den Nationalsozialisten reichen. Zweitens habe ich mehr Zutrauen zu Ihnen als zu diesen beiden Herren, und drittens finde ich, dass es sehr wichtig für den Herrn Reichsjustizminister ist zu erfahren, wie die Rechtspflege im Dritten Reich, für die er verantwortlich ist, gehandhabt wird.»

Er sah mich ruhig, ohne Ärger oder Verwunderung an: «Ich verstehe Ihre Gründe. Ich werde Ihre Eingabe an die zuständige Stelle befürwortend weiterleiten.» Damit war die Unterredung, genau in einer Viertelstunde, wie er gewünscht hatte, erledigt.

Als ich nach einer Woche keine Antwort erhalten hatte, rief ich den Referenten Gürtners an. Er sagte, er habe mein Schriftstück mit einer Befürwortung Gürtners weitergegeben. Er versprach zu mahnen. Das wiederholte sich zweimal; dann erklärte er mir, nun könnten sie nichts weiter tun, sie hätten alles versucht, was in ihrer Macht stünde.

Ich hörte später von Freunden Gürtners, dass er den Fall meines Sohnes mit warmem Interesse verfolgt habe, dass er aber nichts habe für ihn tun können.

Sehr angenehm fiel mir im Justizministerium ebenso wie im Reichswehrministerium die vornehme Atmosphäre auf, die Stille im Haus, die höfliche Behandlung, vom Portier angefangen bis zum Minister. Wie anders war das auf der Gestapo! Immer Spektakel, Lärmen und lümmelhaftes Benehmen der massenhaft herumwimmelnden Mannschaften vom Dienst. In den Räumen, in denen sich die Angehörigen von Schutzhäftlingen anzumelden hatten, wurde dauernd geschimpft. Viele wurden einfach nicht gemeldet, immer sah man verängstigte und betübte Gesichter. Einmal begegnete ich einer Frau, die bitterlich weinend unverrichteter Sache wieder abzog. Ich hörte den Mann, mit dem sie verhandelt hatte, noch hinter ihr herschimpfen. Ein SA-Mann fragte ihn: «Was hast du denn mit der vorgehabt?» Antwort: «Das Aas kann die Zähne nicht zum ‚Heil Hitler‘ auseinanderbringen. Der habe ich’s gegeben. Der wird’s noch beigebracht werden.» Ich konnte die Zähne auch nicht dafür auseinanderbringen und war bisher immer mit einem stummen Hochschlenkern des Armes durchgekommen. Nach diesem Vorgang brachte ich die Zähne auseinander und habe es von da an immer getan, sowie ich die Gestapo oder etwas Dementsprechendes betrat. Aber so viel Mühe ich mir auch gab, es möglichst leise und unauffällig zu sagen, immer

klang es wie ein Schlachtruf, und jedes Mal sah mich der also Begrüsste erschrocken an. Nur mein späterer Gönner, Hauptmann Frodien, nahm jedes Mal wohlgefällig lächelnd davon Kenntnis, wenn ich ihn anbrüllte: «Heil Hitler, Herr Hauptmann!», und antwortete freundlich: «Heil Hitler, gnädige Frau.» Probierte ich manchmal, es zu unterlassen, so sagte er jedes Mal liebenswürdig, aber mit betonter Mahnung: «Heil Hitler, gnädige Frau», und nahm dann aner kennend lächelnd meinen Schlachtruf: «Heil Hitler, Herr Hauptmann!» entgegen.

Mich pflegten die Mannschaften nicht anzuschmauen, aber freundlich waren sie auch nicht. Vor allem gab es jedes Mal einen langen Kampf, bevor sie mich anmeldeten. Ich hatte manchmal eine halbe Stunde auf sie einzureden, bis sie sich dazu herbeiliessen, und wir benahmen uns bei dieser Gelegenheit ungefähr gleich unfreundlich gegeneinander. Als mich einmal Conrady zu sich bestellte, sagte ich: «Bitte, geben Sie mir das schriftlich.»

Er sah mich erstaunt an: «Das ist überflüssig!»

«Nein, das ist leider nicht überflüssig. Jedes Mal, wenn ich mich telefonisch bei Ihnen angemeldet habe, habe ich einen langen Kampf mit Ihren Leuten. Sie verlangen einen schriftlichen Ausweis als Beweis dafür, dass Sie mich wirklich bestellt haben. Ich muss Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen, dass der Ton da unten ungeheuerlich ist. Man behandelt mich wie einen lästigen Bettler. Ich bin kein Bittsteller. Ich bin ein Mensch, der für sein Recht kämpft, und verlange, dementsprechend behandelt zu werden.» Er sagte: «Ich werde Anweisung geben, dass man Ihnen keinerlei Schwierigkeiten macht.»

Von dem Tage an wurde ich tadellos behandelt. Die Mannschaften zeigten keine Verstimmung über meine Beschwerde. Der Ton gegen die anderen schien mir aber derselbe zu bleiben.

Mir war nicht recht wohl bei meinen Gängen zur Gestapo und zu den Ministerien. Ich war bisher mit den Unannehmlichkeiten des Lebens wenig in Berührung gekommen. Mein Mann hatte immer auf dem Standpunkt gestanden, dass in einer Ehe der Mann dazu da sei, die Frau vor den Rauheiten des Lebens zu bewahren. Wenn ich mich mal vorbeibeham, so schützte mich die Stellung meines Mannes, ja man fand Dinge, die man anderen übel genommen hätte, bei mir originell oder besonders nett. Jetzt war nichts mehr vorhanden, was mich schützte. Wenn ich mich falsch beham, so konnte ich grossen Schaden anrichten. Wen konnte ich jetzt zu meinem Berater wählen? Wir lebten noch nicht lange in Berlin; die meisten meiner Freunde schienen mir nicht geeignet. Es musste jemand sein, der selber in einer hohen Behörde tätig war und aus eigener Erfahrung wusste, wie diese Leute zu behandeln waren. Er musste auch unbedingt zuverlässig sein. Ich fand Bekannte meines Mannes heraus, die sich fabelhaft zu mir behamen, wiewohl ich sie kaum kannte und wiewohl sie sich durch die Beziehungen zu mir schwer belastet fühlten. Sie hatten zum Teil ihre Stellungen in den Ministerien verloren, teils wegen Judentums, teils wegen unvorschriftsmässiger Gesinnung. Sie hatten immer Zeit für mich, wussten Bescheid, wer von den einflussreicheren Leuten hilfsbereit war, wer mir nützen, wer mir schaden konnte. Sie sorgten dafür, dass meine Eingaben und Gesuche in der richtigen Form abgefasst und nicht aufreizend wurden.

Einer meinte: «Eigentlich weiss ich nicht, warum ich Sie so genau beraten muss. Sie tun ja bei Ihren Unterredungen immer das Gegenteil von dem, was wir vorher verabredet haben, und ich finde nachher immer, dass Sie mit nachtwandlerischer Sicherheit das Richtige getroffen haben.» Da ich mich aber viel

sicherer fühlte, wenn ich mit einer genauen Marschroute loszog, so blieb es bei den sorgfältigen Beratungen. Trotz der «nachtwandlerischen Sicherheit» schien er aber zu finden, dass es damit nicht allzu sicher bestellt war, denn jedes Mal, wenn ich eine besonders schwierige Unterredung hatte, erschien er oder seine Frau am Nachmittag in meiner Wohnung, um festzustellen, ob ich auch wieder nach Hause gekommen wäre.

Ein Freund von mir in einflussreicher Stellung, so mutig wie es eben möglich war, ohne ausgeschaltet zu werden, verschaffte mir Beziehungen zu führenden nationalsozialistischen Juristen. So war es mir möglich, auf verschiedenen Wegen Gürtner über wichtige Dinge zu informieren.

Mein Freund wünschte übrigens, Gürtner nur zu Schritten zu bewegen, bei denen dieser seine Stellung nicht gefährdete. Er wäre der einzige, der auf juristischem Gebiet das Schlimmste verhindere. So bekämpfe Gürtner zur Zeit die Verhängung der Todesstrafe bei Rassenschande, und zwar mit der Begründung, dass ein solches Gesetz das Ansehen Deutschlands im Auslande zu sehr schädigen würde. Meine Anschauung, dass die Leute, die mitarbeiten, auch wenn sie dadurch «das Schlimmste» verhüten, sich zu Mitschuldigen an der Erhaltung einer solchen Verbrecher-Regierung machten, lehnte er ab.

Auch Freisler empfing mich auf eine solche Empfehlung hin. Er war der einzige von den höheren Beamten, der mich unverschämt behandelte. Als ich eine Rechtfertigung meines Sohnes vorgetragen hatte, erklärte er: «Das ist alles nicht wahr. Wie können Sie sagen, dass Ihr Sohn aus Idealismus gehandelt hat! Hier habe ich es in den Akten.» (Neben ihm stand die ganze Zeit in ehrfurchtsvoller Haltung ein Regierungsrat und

hielt die Akten meines Sohnes zur Einsicht bereit.) «Ihr Sohn hat für den Felseneck-Prozess von der Roten Hilfe allein die Summe von (ich erinnere mich nicht mehr an die Summe, jedenfalls war sie sehr klein) bekommen.»

Ich: «Das spricht doch für meine Anschauung, diese Summe ist lächerlich klein! Er hat für diesen Prozess Tag und Nacht gearbeitet, er hat nicht eine einzige Sache nebenbei übernehmen können.»

Freisler nannte wieder mit Ingrimme die Summe und schlug auf die Akten: «Hier steht es, Sie können nicht sagen, dass Ihr Sohn umsonst gearbeitet hat!»

Ich: «Ich sage, dass er bei diesem Prozess zugesetzt hat. Sie sind auch Rechtsanwalt gewesen, Sie wissen, wie hoch die laufenden Bürokosten sind. Ich habe nach der Verhaftung meines Sohnes eine grössere Mietschuld bezahlt. Seine Sekretärin hat mir erklärt, dass er während dieses Prozesses nicht eine einzige neue Sache übernehmen konnte, dass er für die laufenden Sachen einen Vertreter nehmen musste, der mehr von ihm bekam, als er für den Felseneck-Prozess. Dabei gingen die Bürokosten weiter. Für sein Leben blieb ihm nichts. Die Offizialverteidiger im Felseneck-Prozess haben die schönsten Einnahmen gehabt; mein Sohn hat seine kleinen Ersparnisse dafür ausgegeben, Schulden gemacht und sich totgearbeitet. Wollen Sie da bestreiten, dass er aus Idealismus gehandelt hat?»

Freisler: «Er ist in meinen Augen ein gewissenloser Mensch, für den ich unter keinen Umständen etwas tun werde.»

Ich: «Dann habe ich hier nichts zu suchen. Es tut mir leid, dass ich zu Ihnen gekommen bin. Adieu.»

Trotz allem hat Freisler sich doch an Hitler gewandt, um ein Wort für Hans einzulegen.

Freisler bemerkte später zu Freunden: «Es wird niemand etwas für Litten erreichen. Hitler lief blaurot im Gesicht an, als er den Namen hörte.»

Auch an den Kronprinzen wandte ich mich. Ich rief ihn in Potsdam an. Er konnte mich nicht empfangen, da er krank war. Ich sollte mich an seinen Adjutanten wenden. Der war liebenswürdig, bedauerte zu hören, dass mein Mann verreist war, Ihre Majestät die Kaiserin Hermine sei gerade in Berlin und gebe einen Empfang. Er habe eben eine Einladung an meinen Mann abschicken wollen. Ich hatte den Eindruck, dass es ihn sehr peinlich berührte, dass so etwas wie Kommunistenverteidigung in einer so feinen Familie wie der unsrigen vorkam.

Der Adjutant meinte, ich könne ungeniert mit ihm sprechen, denn was der Kronprinz tue, ginge alles durch ihn. Aber er könne sich keinen Erfolg versprechen, der Kronprinz sei jetzt selber machtlos. Ob er die Stimmung des Volkes nicht kenne, fragte ich ihn. Es schiene mir doch bedeutungsvoll, dass bei der Wochenschau der Filme beim Erscheinen des Kronprinzen häufig der Beifall stärker sei als beim Erscheinen der Führer des Dritten Reiches. Er lächelte: «Diese Dinge sind uns bekannt.»

Ich: «Dann doch wohl auch dem Führer. Glauben Sie nicht, dass ein Mann, der beim Volk so beliebt ist, auch ein bisschen Einfluss beim Führer haben könnte?»

Der Adjutant: «Seine Kaiserliche Hoheit muss sehr vorsichtig sein.»

Ich: «Sie wollen damit doch nicht sagen, dass Seine Kaiserliche Hoheit Angst haben würde, für meinen Sohn einzutreten? Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Hohenzoller Angst hat.»

Er: «Da haben Sie recht. Er wird versuchen, etwas für Ihren

Sohn zu tun. Ich kann mir nur nicht vorstellen, dass er etwas erreichen wird.»

Ich hatte den bestimmten Eindruck, dass nichts geschehen würde. Aber schliesslich – erzwingen kann man so etwas nicht.

Nicht lange danach hörte ich immer wieder von ostpreussischen Adligen (mit vielen von ihnen stand ja der Kronprinz in freundschaftlichen Beziehungen, und sie sahen in ihm, oder wenigstens in seinem ältesten Sohn, den zukünftigen Herrscher): Der Kronprinz habe sich bei Hitler für meinen Sohn verwendet. Hitler habe ihn angeschrien: «Wer für Litten eintritt, fliegt ins Lager, selbst wenn Sie es sind!» Ob es wahr ist, habe ich nie feststellen können.

Übrigens versuchten auch von den ostpreussischen Adligen mehrere, ihre Beziehungen für Hans mobil zu machen. Z.B. erinnere ich mich, dass Graf G. bei mir auf der Durchreise erschien und mich fragte, ob ich mit ihm zum Herren-Klub kommen wolle; er wolle versuchen, dort etwas für meinen Sohn durch Papen zu erreichen. Wir beschlossen, dass er zunächst ohne mich vorfühlen solle; ich wartete in leicht erreichbarer Nähe. Die Herren wollten aber nicht gern mit mir verhandeln, das sei belastend für sie. Sie versprachen, Schritte zu unternehmen, aber im Augenblick schiene die Situation doch so günstig für meinen Sohn zu sein (es war gerade während seines zweiten Spandauer Aufenthaltes), dass sie davon abraten müssten, durch nicht unbedingt notwendige Schritte zu reizen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, dass manche der ostpreussischen «Junker» sich viel anhänglicher und mutiger zeigten als viele andere Freunde. Der eine oder der andere von ihnen kam auch in den späteren Jahren des nationalsozialistischen Regimes zu meinem Mann, wenn er auf der Durch-

reise in Berlin war, nicht einer von ihnen sympathisierte mit dem Dritten Reich; aber sie waren auf ihren Gütern weniger angefochten und beobachtet als unser sonstiger Verkehrskreis, von denen die Beamten besonders vorsichtig sein mussten.

Ich hatte gehört, dass Hitler eine Vorliebe für Furtwängler habe und mit ihm freundschaftlich stände; dass Furtwängler zwar Nationalsozialist, aber trotzdem hilfsbereit sei. Ich bat ihn um eine Unterredung. Er steckte in der Arbeit und bestellte mich ins Opernhaus. Ich müsse in seinem Zimmer warten, bis er eine Probenpause mache.

Als ich ihm den Fall erzählte, ging er aufgeregt hin und her und rief wiederholt: «Wo bleibt da die Menschlichkeit!» Dann fragte er mich, wie ich auf die Idee käme, mich an ihn zu wenden. Ich sagte, was ich über sein Verhältnis zu Hitler und seine Hilfsbereitschaft erfahren hatte, und fuhr fort: «Natürlich ist es ungewöhnlich, dass ich die Hilfsbereitschaft eines mir ganz unbekanntes Mannes anrufe. Um Ihnen das zu erklären, muss ich Ihnen leider eine Geschmacklosigkeit sagen. Ich bin überzeugt, dass ein Künstler von so grossem Format wie Sie auch menschlich Format haben muss. Und von einem Mann mit menschlichem Format erwarte ich, dass er in einem ungewöhnlichen Fall auch einen ungewöhnlichen Schritt tut.» Er nickte und schien meine Bemerkung nicht geschmacklos zu finden. «Das möchte ich schon. Es ist auch richtig, dass ich gern helfe, aber das tue ich doch immer nur in meinem Fach, z.B. wenn ich versuche, den Musikern ihre Stellung zu erhalten. Da habe ich helfen können. Aber in einem politischen Fall? Man wird sagen: ‚Schuster, bleib bei deinem Leisten. Menge dich nicht in politische Angelegenheiten, von denen du nichts verstehst.‘»

Ich: «Halten Sie es für eine politische Angelegenheit, wenn man versucht, einen Menschen vor Misshandlungen zu retten? Ich halte das für eine rein menschliche Angelegenheit. Und wenn jemand einen Menschen als Künstler verehrt, so wird er ihm auch zubilligen, für Menschlichkeit einzutreten.»

Furtwängler (nachdenklich): «Ja, so liesse es sich vielleicht machen – ja, so werde ich es machen. Ich verspreche Ihnen, dass ich es versuchen werde. Ich wende mich zunächst an Hitlers Adjutanten Brückner; den kann ich jederzeit sehen!»

Furtwänglers Sekretärin rief mich noch ein paar Mal an, ich solle nicht ungeduldig werden, es ginge nicht so schnell, wie er gehofft hätte; dann wieder, es mache doch mehr Schwierigkeiten, als er sich gedacht hätte, es wäre sehr schwer, etwas zu erreichen.

Immer wieder derselbe Verlauf bei aller Hilfsbereitschaft.

5. Brandenburg: «Das werden mir die Schutzhäftlinge büssen!»

Nach dem ersten Besuch im Krankenhaus hatte Conrady Besuche von Margot bei Hans verboten. Bei meinem zweiten Besuch war sie doch noch einmal mit hineingeschlüpft. Ich sah auf ihren Wunsch sehr alt und gebrechlich aus, so dass der Wärter am Eingang ihr gestattete, mich bis an die Tür des Krankenzimmers zu bringen. Der Krankenwärter oben, der den Besuch überwachte, liess sie ahnungslos mit hinein. Aber Conrady schien es erfahren zu haben und erklärte mir das nächste Mal, wenn Frau Fürst noch einmal ohne Erlaubnis mitkäme, würden auch mir keine Besuche mehr gestattet. Er wünsche unter keinen Umständen, dass Frau Fürst meinen Sohn noch einmal besuche.

Als ich Margot das erzählte, sagte sie: «Dann heirate ich ihn. Seiner Frau kann man die Besuche nicht verbieten.» Und ihr Mann stimmte zu: «Wenn es für Hans gut ist, selbstverständlich.»

Inzwischen aber hatte Margot in Erfahrung gebracht, dass man neuerdings auch direkt im Krankenhaus Moabit Besuchserlaubnis erbitten könne, der zuständige Beamte nähme es nicht so genau damit. Sie beantragte also bei ihm Besuchserlaubnis für sich.

Als Margot am andern Tag den Besuch machen wollte, sagte ihr der Beamte, er müsse leider die Besuchserlaubnis wieder zurücknehmen, da Litten gerade aus dem Krankenhaus entlassen würde. Auf dringende Fragen verriet er ihr, dass der Befehl vorliege, ihn nach dem Columbiahaus zu befördern, und dass er jeden Augenblick abgeholt werden könne.

Margot eilte zu mir. Sie hatte rasch noch einen früheren Klienten von Hans, der sehr an ihm hing, bestellt. Er stellte sich mir mit seinem Auto den ganzen Tag zur Verfügung. Wir wussten, dass Eile not tat und dass es kein leichter Tag würde. Schlegel hatte sein Wort nicht gehalten. Er hatte Hansens Entlassung aus dem Krankenhaus gebilligt, wiewohl Hans noch vor Schwäche zitterte und obwohl er noch alles, was er zu sich nahm, ausbrach.

Zunächst telefonierte ich mit der Gestapo. Weder Conrady noch Diels waren zu erreichen. Blomberg befand sich in einer Sitzung, und sein Adjutant wusste, dass er in den nächsten Stunden nicht zu erreichen sein würde. Ausserdem könne mir Herr v. Blomberg nicht helfen. Ich hätte doch sicher in der Zeitung gelesen, dass die verschiedenen nicht zuständigen Behörden sich nicht um Angelegenheiten von Schutzhäftlingen kümmern dürften.

Dieser Erlass triefte von sozialem Empfinden: Es widerspräche der nationalsozialistischen Weltanschauung, dass die «feinen Leute» alle ihre Beziehungen in Bewegung setzten, um etwas für ihre Schutzhäftlinge zu erreichen. Für die Arbeiter täte ja auch niemand etwas. Es müsse gleiches Recht herrschen für alle!

«Was soll ich also tun?»

«Wenden Sie sich direkt an den Adjutanten von Göring. Göring ist zuständig.» Ich fürchtete, dass mich der Adjutant Görings ohne Einführung nicht empfangen würde; er versprach mir, ihn selber sofort darum zu bitten.

Als ich dem jungen Adjutanten Görings meinen Fall vortragen und an ihn das Ansinnen gestellt hatte, Hans sofort aus dem Columbiahaus herauszuholen, fragte er mich: «Gnädige Frau, glauben Sie wirklich, dass der Herr Ministerpräsident ausgerechnet einem Kommunisten helfen wird?»

Ich schlug mit der Faust auf den Tisch und brüllte ihn an: «Allerdings, davon bin ich überzeugt. Diese Herren reden dauernd von der deutschen Ehre. Wenn Herr Göring wirklich etwas an der deutschen Ehre liegt, muss er sich sagen, dass solche Fälle wie dieser hier beseitigt werden müssen. Denn all das, was hier dauernd passiert, und besonders der Fall meines Sohnes, ist der Grund dafür, dass kein Hund mehr von einem Deutschen ein Stück Brot nimmt. So weit ist es mit unserer deutschen Ehre gekommen!»

Er wurde blass und sprang auf. Ich dachte: Jetzt werde ich eingesperrt. Aber zu meinem Staunen sagte er: «Jawohl, da haben Sie recht», und rannte aus dem Zimmer, kam bald wieder zurück und sagte: «Ich habe eben mit Dr. Diels (dem Leiter der Gestapo) telefoniert. Er hat mir versprochen, Ihren Sohn sofort und ohne vorherige Anmeldung aus dem Columbiahaus abholen und nach Spandau befördern zu lassen.»

Ich hatte nämlich vorgeschlagen, als ich den Fall vortrug, er solle sofort mit mir nach dem Columbiahaus fahren und mich meinen Sohn persönlich abholen lassen. Als er über diese Idee lächelte und meinte, ich müsse doch selber einsehen, dass ich Unmögliches von ihm verlange, hatte ich gesagt: «Das klingt auch sehr merkwürdig. Aber wenn die Leute nur den Befehl bekommen, ihn an einen anderen Ort zu bringen, schlagen sie ihn tot, ehe dieser Befehl ausgeführt werden kann. Solche Fälle habe ich schon kennengelernt.» Deshalb hatte er das unangemeldete Abholen bei Diels durchgesetzt.

Zum Schluss vertraute er mir an, dass Herr v. Blomberg ihm bei seinem Anruf habe erklären lassen, dass er an diesem Fall nicht im Mindesten interessiert sei. Dieses unanständige Verhalten Blombergs, der sich bisher so ritterlich benommen hatte, wurde mir von Sachverständigen dahin erklärt, dass sei-

ne Stellung zur Zeit gerade wacklig sei. Aber von diesem Augenblick an begann er, sich – sagen wir – vorsichtig zu benehmen, auch anderen Bekannten gegenüber, die weniger belastend waren als ich.

Nach einer Stunde – so lange dauerte meiner Ansicht nach der Transport – rief ich in Spandau an, ob mein Sohn dort angekommen sei. Man sagte mir, er sei nicht da, könne auch gar nicht dort aufgenommen werden, weil Schutzhäftlinge dort nicht mehr untergebracht würden. Ich rief in meiner eigenen Wohnung an, nur um über mein langes Ausbleiben zu beruhigen, und erfuhr, dass dort ein Eilbrief von Hans eingetroffen sei mit der Mitteilung, er würde wegtransportiert, wohin, wisse er nicht; ich solle auf jeden Fall alle mir möglichen Schritte dagegen tun. Die Beförderung dieses Briefes war mir ein Beweis, dass sich ein Mensch im Krankenhaus befand, der ihm helfen wollte.

Deshalb rief ich sofort wieder in Moabit an, hörte dort wieder ziemlich verlegen und verworren, man sei nicht in der Lage, mir telefonische Auskünfte zu geben. Wir fuhren nach Moabit, gelangten auch zu einigen netten Beamten, die uns erzählten, es sei der Befehl erteilt worden, Litten nach dem Columbiahaus zu bringen. Dieser Befehl sei aber in letzter Minute rückgängig gemacht worden (wohl als Folge meiner Unterredung mit Görings Adjutanten), und man warte nun, was für ein neuer Befehl herauskommen würde. Derselbe Beamte versprach mir, Hans einen Zettel zu bringen, in dem ich ihm mitteilte, dass ich den ganzen Tag für ihn unterwegs gewesen sei und dass ich hoffe, alles in Ordnung gebracht zu haben.

Am andern Morgen war Margot wieder in Moabit und erfuhr von dem Beamten unter strengster Diskretion, dass Hans nach Brandenburg transportiert worden sei. Wieder rief ich Conrady an, der behauptete, von nichts zu wissen.

Ich erklärte es für einen Skandal, dass man einen so kranken Menschen wieder ins Lager schaffe. Er versprach mir, dafür zu sorgen, dass mein Sohn, wenn auch nicht in ein Krankenhaus, so doch in eine Krankenabteilung in einem Lager käme.

Ich sagte: «Ich weiss, dass mein Sohn nicht mehr im Krankenhaus ist; ich habe das Gefühl, dass Sie ihn nach Brandenburg geschafft haben, und das ist ein Lager, das in einem besonders schlechten Ruf steht.» Er wünschte zu wissen, wer mir gesagt habe, dass mein Sohn in Brandenburg sei. Ich sagte: «Mir fällt nur zufällig Brandenburg ein. Auf jeden Fall weiss ich, dass es etwas Schreckliches ist.» Trotzdem war er zu keiner Auskunft zu bewegen und erklärte, mein Sohn würde mir seine Adresse mitteilen, sowie er angekommen sei.

Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Hans mit der neuen Adresse: Brandenburg. Ausserdem teilte er mir im Code mit: «Ich werde stündlich schwer misshandelt!»

Wieder ein Telefongespräch mit Conrady. Ich mache ihm Vorwürfe, dass er sein Versprechen mit der Krankenabteilung nicht gehalten habe, ich wisse genau, dass mein Sohn misshandelt würde. Er gibt mir keine Besuchserlaubnis. Die dürfe erst einige Zeit, nachdem der Gefangene dort sei, erteilt werden.

Im nächsten Brief erbittet mein Sohn ein Paar Schuhe, die durch Schnallen geschlossen werden können, da sie keine Schnürsenkel tragen dürfen. Was war der Grund für dieses Verbot? Blosser Schikane oder die Tatsache, dass man sich auch mit einem Schnürsenkel umbringen kann?

Ich fahre nach Brandenburg, werde aber unverrichteter Dinge wieder weggeschickt. Ich schreibe dem Kommandanten, ich müsse ihn sprechen, und bitte, mir eine Zeit für einen Besuch anzugeben. Er antwortet mir, er könne sich auf keine

Zeit festlegen, es sei peinlich, wenn er mich zur angegebenen Zeit nicht empfangen könne. Ich müsse aufs Geratewohl hinkommen.

Inzwischen erhalte ich wieder einen Brief von Hans, in dem er von schrecklichen Misshandlungen spricht. Auch verlangt er wieder Gift: Zyankali, aber reichlich! Wir sollten ihm einen Anzug schicken, und es in die Ärmelnaht unter dem rechten Schutzblatt einnähen.

Es dauert acht Tage, bis wir das Gift haben. Sein junger Apothekerfreund muss es stehen, weil es nicht anders zu beschaffen ist.

Das unsichtbare Einnähen ist schwieriger, als ich es mir vorgestellt habe. Nachdem ich mich einige Stunden damit geplagt habe, gebe ich es der Frau eines zuverlässigen Klienten, die Schneiderin ist. Sie näht es in einen langen Streifen feinen Billrothbatists ein, es schmiegt sich gut an: Nichts ist zu sehen, nichts zu fühlen. Aber die Jacke strömt einen starken Blausäuregeruch aus. Der ist durch kein Lüften wegzubringen. Bekommt ein intelligenter Kontrolleur die Jacke in die Hand, so weiss er, was sie enthält, auch wenn er den eingenähten Streifen nicht findet. Wird das entdeckt, so hört jede Verbindung auf. Wir wagen es nicht, die Jacke zu schicken. Hans sieht das ein, und da sich die Verhältnisse inzwischen gebessert haben, verschieben wir die Sendung, um etwas Unauffälligeres ausfindig zu machen.

Als es ihm später in Lichtenburg gut ging, waren wir froh, dass es nicht geglückt war. Ja, seine Freunde glaubten, dass er noch zu grossen Taten bestimmt wäre, weil er immer wieder mit seinen Versuchen, sich das Leben zu nehmen, keinen Erfolg hatte.

Wieder setzte ich mit vieler Mühe einen Besuch bei Dr. Conrady durch und erkläre, ich wisse genau, dass mein Sohn misshandelt würde.

Er: «Entnehmen Sie das den Briefen Ihres Sohnes?»

Ich: «Seine Briefe sind völlig nichtssagend und inhaltlos. Das ist schon ein Beweis dafür, dass es ihm schlecht geht.»

Er: «Sie müssen aber unterrichtet sein, wenn Sie das so fest behaupten.»

Ich: «Nein, ich habe keine Informationen; ich bin hellseherisch veranlagt.»

Er sah mich verdutzt an, starr über meine Unverschämtheit: «Glauben Sie an so was?»

Ich: «Nein, aber ich erlebe so was!» Ich erzählte ihm einige meiner Erlebnisse, besonders mein Erlebnis mit dem von der SA ermordeten Lehrling. Ich behauptete, der gleiche Blutgeruch, den ich damals verspürt hätte, stiege jetzt aus den Briefen meines Sohnes auf.

Er wurde nachdenklich, dann: «Sie können nicht erwarten, dass ich auf solche Dinge eingehe.»

Ich: «Ich will Sie nur über meine Informationen aufklären, für die Sie sich so interessieren. Ich erwarte, dass Sie eine Untersuchung einleiten.»

Er: «Ihr Sohn ist bei der SS so verhasst, dass man sich über eine unfreundliche Behandlung nicht zu wundern braucht. Ich kann nicht immer dabeistehen und aufpassen.»

Ich: «Dasselbe hat man mir seinerzeit gesagt, als mein Sohn in Sonnenburg misshandelt wurde. Man hat dann aber doch meine Bitte erfüllt und ihn fortgeholt.»

Conrady grinste: «Das werde ich nicht tun.» (Ich wusste, dass er in diesem Moment dachte: Das hat meinen Vorgänger ja auch die Stellung gekostet.)

Ich entgegnete: «Ich an Ihrer Stelle würde die Sache in Ordnung bringen, auch wenn ich nicht immer dabeistünde.»

Er: «Was würden Sie an meiner Stelle machen?»

Ich: «Ich würde den ersten Mann, der einer Misshandlung überführt wird, erschossen lassen. Wenn das nichts hülfe, würde ich zehn erschossen lassen. Wenn auch das noch nicht helfen sollte», fuhr ich, gereizt durch sein höhnisches Lächeln, fort, «liesse ich fünfhundert hängen, rund um den Lagerhof herum – bis sie stinken. Sie können sicher sein, dass das hilft.»

Er strich sich unbehaglich über den Hals, als ob er sich mit baumeln sähe. Dann lachte er wieder sein kaltes, höhnisches Lachen.

Am nächsten Tag erhielt ich einen anonymen Maschinenbrief: «Werte Frau Litten! Ihr Sohn wird täglich im Konzentrationslager Brandenburg misshandelt. Das ist Tatsache. Wir wissen, dass Sie hohe Beziehungen haben. Warum tun Sie nichts, um Litten zu helfen? Sind Sie zu feige, oder wissen Sie nicht, was in aller Munde ist?»

Ich hatte und habe noch heute die Vermutung, dass er von Freunden geschrieben wurde, die mir eine Unterlage für Schritte und eine Art Beweis geben wollten. Ich habe nie etwas darüber erfahren können.

Jedenfalls rief ich Conrady an, und als ich hörte, dass er auf einer Dienstreise sei, schickte ich den Brief an den Leiter der Gestapo, Dr. Diels, der sich weder telefonisch noch persönlich sprechen liess. Ich bat ihn, Untersuchungen in Brandenburg anstellen zu lassen.

Noch am selben Tage fuhr ich nach Brandenburg und verlangte, den Kommandanten zu sprechen. Ich legte die Aufforderung des Kommandanten vor, «aufs Geratewohl» zu kommen. Man wies mich ab. Ich erklärte: «Ich setze mich jetzt hier hin und gehe nicht wieder weg, bis ich den Kommandanten gesprochen habe. Kommt er heute nicht, so sitze ich morgen wieder hier. Das werde ich so lange tun, bis ich ihn sprechen kann.»

Nach einiger Zeit erschien jemand, der sich als Vertreter des Kommandanten bezeichnete. Ich sagte: «Ich muss den Herrn Kommandanten selber sprechen!» Nach einer Stunde erschien der Kommandant.

Ich überreichte ihm eine Abschrift des anonymen Briefes. Er brüllte mich an: «Sie sind eine ganz unverschämte Person! Wie können Sie es wagen, mit solchen Dingen zu kommen! Es ist eine Beleidigung zu behaupten, dass so etwas in meinem Lager vorkommt!»

Ich: «Ich bin Ihrer Meinung. Ich finde, dass es Ihre Ehre berührt; ich ziehe daraus den Schluss, dass Sie mir dankbar sein müssten, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, damit Sie nachprüfen und derartiges abstellen können.»

Er: «Ich denke nicht daran nachzuprüfen! Solche Dinge kommen nicht vor!»

Ich: «Solche Dinge kommen vor. Ich habe bereits in anderen Lagern solche Dinge erlebt, und ich habe den Nachweis führen können, dass sie geschehen sind. Man hat mir auf der Gestapo zugegeben, dass solche Dinge geschehen sind. Weshalb sollte also so etwas nicht auch in Ihrem Lager vorkommen?»

Er: «Andere Lager gehen mich nichts an. Hier handelt es sich um mein Lager. Es fällt mir nicht ein, Untersuchungen anzustellen.»

Nach einigem Hin und Her sagte er: «Gut, Sie sollen Ihren Sohn sehen. Dann werden Sie selber von ihm hören, dass es ihm gutgeht.»

Ich: «Ich bin Ihnen sehr dankbar. Aber ich bitte, ihn unter vier Augen sprechen zu können. Unter Bewachung wird er mir nie die Wahrheit sagen.»

Er: «Sie wissen, dass jede Unterhaltung mit einem Gefangenen unter Bewachung stattfinden muss.»

Ich: «Und Sie wissen, dass mir mein Sohn so nichts Vernünftiges sagen kann. Es wäre z.B. möglich, dass einer, der selber misshandelt, die Unterredung überwacht.»

Der Kommandant: «Nun, dann werde ich die Unterhaltung überwachen.» Da konnte ich nichts einwenden und musste es dankbar annehmen.

Wie ich später von einem entlassenen Mithäftling hörte, hat der Kommandant meinen Sohn gefragt: «Litten, werden Sie Ihrer Mutter sagen, dass Sie misshandelt werden?» Und als er mit «Nein» antwortete: «Werden Sie ihr sagen, dass Sie gut behandelt werden?» Als er mit «Ja» antwortete, sagte der Kommandant: «Dann können Sie Ihrer Mutter vorgeführt werden!»

Hans erschien mit dem Kommandanten zusammen, sah entsetzlich aus, mit dem Blick eines gehetzten Wildes, und hatte am Hals rote Streifen, die nur knapp durch ein umgebundenes Halstuch verdeckt waren.

Ich: «Ich wollte dich gern sprechen, weil ich einen anonymen Brief bekommen habe, der mich beunruhigt.»

Hans, in übertriebener Lebhaftigkeit: «Ich habe davon schon gehört. Wie kannst du nur einen solchen Unsinn glauben? Es geht mir hier ausgezeichnet.»

Ich: «Ich finde aber nicht, dass du gut aussiehst. Ich mache mir Sorgen um deine Gesundheit. Du bist doch in einem sehr kranken Zustand aus dem Krankenhaus entlassen worden. Das Versprechen, das mir Dr. Conrady gab, dich in einer Krankenabteilung unterzubringen, scheint nicht eingehalten worden zu sein.»

Der Kommandant: «Wir wussten nicht, was mit Ihrem Sohn los war, und haben ihn im Anfang ebenso arbeiten lassen wie die andern. Als wir dann aber gesehen haben, dass er nicht wohl war, ist er sorgsam behandelt worden.»

Mit freundlichem Lächeln zu meinem Sohn: «Nicht wahr, Sie haben es jetzt gut?»

Mein Sohn: «Ja, es geht mir ausgezeichnet!»

Ich: «Was hast du denn für rote Streifen am Hals?»

Hans: «Du weißt doch, wie ungeschickt ich beim Rasieren bin. Ich habe mich wiederholt geschnitten.»

Ich: «Ich erfuhr durch einen entlassenen Schutzhäftling, deine Arbeit bestünde darin, auf dem Hofe liegend mit den Fingernägeln die Erde zwischen den Pflastersteinen wegzukratzen.»

Hans, lebhaft: «Wie kannst du das glauben!»

Ich: «Lass mich Deine Hände sehen. Du hast so kurze Fingernägel? Die trägst du doch sonst nicht so?» Die schön geformten Fingernägel meines Sohnes waren wie abgefressen.

Hans: «Ich habe heute morgen meine Nägel geschnitten, und sie sind etwas kurz geraten.»

Ich: «Was ist denn jetzt deine Arbeit?» Der Kommandant, wieder aufbrausend: «Nun habe ich aber genug von der dummen Fragerei. Schluss!» Und mein Sohn wurde abgeführt.

Ich hatte während der Unterhaltung Hans und den Kommandanten beobachtet, und Hans hatte einen Augenblick, in dem der Kommandant sich liebenswürdig zu mir wandte, um mich von der guten Behandlung zu überzeugen, ein Zeichen nach ihm hin gemacht, mit einem so entsetzlichen Gesichtsausdruck, dass mir klar wurde: Dieser Kommandant ist die allergrösste Bestie im Lager!

Nachdem Hans abgeführt worden war, und ich mich bemühte, mich liebenswürdig zu bedanken, lief plötzlich das Gesicht des Kommandanten blau vor Wut an, er schüttelte die geballten Fäuste und knirschte: «Das werden mir die Schutzhäftlinge büssen!» Mir setzte das Herz aus.

Ich bemühte mich, ihn zu besänftigen, und erklärte, an den unglücklichen Schutzhäftlingen dürfe er seinen Ärger nicht

auslassen. Wenn hier jemand zu büßen hätte, so wäre ich das ganz allein. Ich stellte mich zu jeder Genugtuung zur Verfügung. Im Übrigen hätte ich mich überzeugt, dass alle diese Gerüchte Unsinn seien. Mein Sohn hätte sie mir selber widerlegt. Die Art, in der er eben mit ihm gesprochen hätte, wäre reizend und hätte mir gezeigt, wie freundlich er mit den Schutzhäftlingen umginge. Er müsse einsehen, dass mein Besuch nützlich und im allgemeinen Interesse sei. Nun könne ich doch die unsinnigen Gerüchte widerlegen. Ich redete in meiner Verzweiflung das Blaue vom Himmel herunter. Er beruhigte sich, wir verabschiedeten uns freundlich.

Ich war zerschlagen, hatte das Gefühl, eine Riesendummheit gemacht und den Schutzhäftlingen geschadet zu haben. Das musste, koste es, was es wolle, wiedergutmacht werden.

Dr. Conrady war dafür bekannt, dass er niemals Angehörige von Schutzhäftlingen empfing. Auch meine Besuche bei ihm setzte ich immer erst nach langem Zureden durch. Ich rief ihn an: «Herr Dr. Conrady, ich muss Sie sprechen; ich bringe Ihnen die gewünschten Beweise über das Lager Brandenburg.»

Conrady, sehr interessiert: «Dann kommen Sie sofort zu mir.»

In einer halben Stunde war ich bei ihm. Zunächst drückte ich ihm wortlos eine Kopie des anonymen Briefes in die Hand. Er las sie, besah sie von allen Seiten, hielt sie gegen das Licht, doch ich unterbrach: «Machen Sie sich nicht so viel Mühe mit diesem Schriftstück. Das ist mein Papier und meine Schreibmaschine.» Er sah mich verdutzt an. «Natürlich, das Original habe ich an Dr. Diels geschickt, und dies ist eine Abschrift, die ich gemacht habe.»

Er lachte ärgerlich: «Wissen Sie, dass man Sie hier im Verdacht hat, dass Sie den anonymen Brief selber geschrieben haben?»

Ich: «Weshalb um alles in der Welt soll ich mich hinter einen anonymen Brief verkriechen? Ich sage Ihnen doch meine Meinung andauernd viel deutlicher, als sie hier in diesem Schreiben zum Ausdruck kommt.»

Es entfuhr ihm: «Genau dasselbe habe ich in der Sitzung gesagt. – Im Übrigen, wir haben die Schreiber dieses Briefes herausbekommen.»

Ich, erschrocken: «Bitte, wer ist es?»

Conrady: «Weshalb interessiert Sie das?»

Ich: «Weil mir die Leute leid tun, weil ich da anscheinend eine Dummheit gemacht habe. Ich dachte, bei Maschinenbriefen könne man nicht herausbringen, wer der Schreiber ist. Wenigstens können es keine Freunde von mir gewesen sein.»

Conrady: «Warum denn nicht?»

Ich: «Glauben Sie, dass jemand, der mich persönlich kennt, auf den Gedanken kommen könnte, mir Feigheit vorzuwerfen?»

Bei dieser Vorstellung musste er herzlich lachen. Da man bald danach die Fürstsche Schreibmaschine beschlagnahmte, nehme ich an, dass man die Schreiber nicht gefunden hat.

Ich: «Also, ich bringe Ihnen die gewünschten Beweise. Ehe ich rede, bitte ich Sie um Ihr Ehrenwort, dass derjenige, von dem ich die Beweise habe, keine unangenehmen Folgen zu spüren bekommt.»

Er: «Sie können nicht verlangen, dass ich Ihnen mein Ehrenwort gebe.»

Ich: «Warum? Ohne Ihr Ehrenwort kann ich keine Mitteilungen machen.»

Er: «Frau Litten, wie Sie mit Beamten umspringen, so was habe ich noch nicht erlebt.»

Ich: «Da müssen Sie mir nicht böse sein; ich habe mein Leben lang nur gesellschaftlich mit Beamten zu tun gehabt. Bitte erkundigen Sie sich, jeder wird erklären, dass er mich für korrekt und liebenswürdig hält. Im dienstlichen Verkehr mit Beamten habe ich keine Erfahrung. Sagen Sie mir einfach, wie ich mich zu benehmen habe.»

Conrady, besänftigt: «Sie müssen sich doch selbst sagen, Frau Litten, dass das so nicht geht. Dauernd beschimpfen Sie mich, dauernd nehmen Sie mich ins Verhör. Jetzt verlangen Sie sogar mein Ehrenwort.»

Ich: «Nun sagen Sie mir, was ich in dieser Situation tun soll. Beweise verlangen Sie von mir, ohne Ihr Ehrenwort kann ich Ihnen aber meine Beweise nicht geben. Was soll ich machen, um etwas zu erreichen?»

Conrady, in freundlich zurendem Ton: «Na, nun schies- sen Sie mal los und sagen Sie mir alles, was Sie wissen. Sie haben Nachrichten aus dem Lager bekommen?»

Ich: «Sie wissen, dass ich Ihnen bei Ihrem Verhalten keine Beweise geben werde. Aber ich werde Ihnen einen Bericht über meinen Besuch im Lager machen:

Ich habe den Kommandanten gestern gesprochen, und mein Sohn ist mir vorgeführt worden. Sowohl der Kommandant als auch mein Sohn haben mir erklärt, dass es ihm blendend ginge.»

Conrady: «Was wollen Sie dann? Der Kommandant ist doch ein zuverlässiger älterer Mann in hoher Stellung und mit Kriegsauszeichnungen.»

Ich: «Ich habe mir weder die Achselklappen noch die Kriegsauszeichnungen angesehen. Ich habe nur sein Gesicht gesehen, und ich kann Ihnen sagen: Dieser Mann ist ein Verbrecher!» Ich schilderte dann unsere ganze Unterhaltung und

vor allen Dingen seine Bemerkung: «Das werden mir die Schutzhäftlinge büßen!»

Er meinte, ich sei nervös, der Kommandant sei ein reizender Mensch.

Ich: «Wenn Sie das im Ernst glauben, dann haben Sie keine Spur von Menschenkenntnis. Und das ist bei einem Mann in Ihrer Stellung bedauerlich! Ich sehe, dass ich bei Ihnen nicht zu meinem Recht komme.»

Ich musste aber etwas erreichen und kam absolut nicht vorwärts. So verlor ich die Selbstbeherrschung und sagte langsam und deutlich, jedes einzelne Wort betonend: «Das gemeinste, feigste und ehrloseste Verbrechen, das es gibt, ist, Wehrlose zu misshandeln, und», indem ich mit dem Finger auf ihn zeigte, «wer das duldet, ist keine Spur besser als diese Verbrecher!»

Er wurde schneeweiss und sprang auf. Jetzt ist alles verloren, dachte ich. Aber ich musste ihn doch irgendwie zum Eingreifen bewegen, nach all dem Schaden, den ich im Lager angerichtet hatte. Bisher hatte ich die Erfahrung gemacht, dass, wenn ich mit Ruhe und Liebenswürdigkeit nicht vorankam, ein Wutausbruch noch am erfolgreichsten war. Ich liess ihn nicht zu Wort kommen und schrie: «Irgendwie werde ich mir mein Recht verschaffen. Ich scheue vor nichts zurück. Wenn es mir auch im Augenblick nicht gelingt, irgendwann werde ich zu Hitler vordringen und ihn aufklären über die Verbrechen, die in seinem Staate geschehen. Zunächst werde ich mich an jede Strassenecke stellen und Volksreden halten.»

Conrady, wieder gefasst und sichtlich amüsiert: «Davor möchte ich Sie warnen. Sie wären in fünf Minuten verhaftet.»

Ich: «Und dann würde eine Gerichtsverhandlung gegen mich eingeleitet werden?»

Conrady: «Selbstverständlich.»

Ich: «Dann würde ich alle meine Anschuldigungen gegen Ihre Lager vor den Richtern und der Öffentlichkeit vorbringen können? Damit würde ich endlich die Untersuchung der Lager erzwingen, die ich bei Ihnen nicht durchsetzen kann.»

Conrady: «Sie täuschen sich. Man würde nicht untersuchen, und Sie würden wegen Greuelbehauptungen, die Sie nicht beweisen können, sehr lange im Gefängnis sitzen.»

Ich: «Es ist anständig von Ihnen, dass Sie mich gewarnt haben. Ich weiss im neuen Recht nicht Bescheid. Ich bin Juristenfrau, da fällt mir die Umstellung schwer. Selbstverständlich werde ich mich unter diesen Umständen hüten, den Mund aufzumachen. Ich will nicht festgesetzt werden, denn ich will für meinen Sohn kämpfen. Jedenfalls will ich Ihnen kein Recht dazu geben. Dass Sie mich auch ohne ein Recht festsetzen, misshandeln und totschiagen können, das weiss ich. Aber irgendwann werden Sie doch einmal Unannehmlichkeiten davon bekommen. Zunächst freue ich mich auf den Skandal, den es dann im Ausland geben wird. Es tut mir leid, dass ich nichts bei Ihnen erreicht habe, aber unterkriegen lasse ich mich nicht. Adieu.»

Conrady: «Frau Litten, beruhigen Sie sich, ich gebe Ihnen mein Wort, dass die Misshandlungen Ihres Sohnes aufhören werden.»

Ich: «Jetzt sagen Sie ja selber, dass die Misshandlungen aufhören werden. Damit geben Sie zu, dass Misshandlungen stattfinden.»

Conrady: «Nein, mit dieser Bemerkung habe ich mich nur einmal auf Ihren Standpunkt gestellt. Ich werde mich darum kümmern, dass Ihr Sohn unter keinen Umständen mehr misshandelt wird.»

Ich: «Nun müsste ich wohl dankbar nach Hause gehen; aber leider muss ich sagen, dass Ihre Versprechungen keinen Eindruck auf mich machen. Solche Versprechungen habe ich früher schon von anderer Seite erhalten, ohne dass sich das Geringste geändert hätte. Sie wollen mich einfach loswerden.»

Conrady: «Sehe ich so aus, als ob meine Befehle nicht befolgt würden?»

Ich, nachdem ich ihn prüfend gemustert habe: «Eigentlich nicht. Sie sehen so aus, als ob Ihre Untergebenen Angst vor Ihnen hätten. Aber ich glaube Ihnen einfach nicht, dass Sie die Misshandlungen ernstlich stoppen wollen.»

Conrady: «Frau Litten, ich kann mein Versprechen nur wiederholen, dass die Misshandlungen aufhören werden.»

Um nicht ungerecht zu sein, füge ich hier ein, dass Conrady ab und zu einer menschlichen Regung fähig war. Als ich mich wieder einmal zu Beschimpfungen hatte hinreissen lassen und Conradys Augen grün wurden, entschuldigte ich mich: «Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich so heftig werde. Aber es ist zuviel verlangt, wenn eine Mutter bei derartigen Vorkommnissen die Ruhe bewahren soll.» Er verbeugte sich leicht: «Wenn ich mich in einer solchen Situation befände, wäre ich glücklich, wenn meine Mutter ebenso für mich eintreten würde.»

Ein andermal, als ich mich zu Beschimpfungen der Gestapo hatte hinreissen lassen, sagte er in drohendem Ton: «Frau Litten, ich bewundere Ihren Mut.»

Ich, erstaunt: «Woher wissen Sie denn, dass ich Mut habe?»

Er: «Was Sie mir heute gesagt haben, dazu gehört schon allerhand Mut.»

Ich: «Ich habe Ihnen doch nur die Wahrheit gesagt. Das habe ich mein Leben lang getan und nie gefunden, dass dazu

Mut gehört. Gehört im Dritten Reich etwa Mut dazu, die Wahrheit zu sagen?»

Er, sehr drohend: «Ich bewundere Ihren Mut ausserordentlich.»

Ich: «Und Sie als Nationalsozialist freuen sich doch, wenn Sie sehen, dass eine deutsche Frau Mut hat.»

Da stand er auf und verbeugte sich. Ich nahm das als eine Verabschiedung und verschwand schleunigst; denn ich wollte doch lieber nicht die etwaigen Folgen seiner Bewunderung ausprobieren.

Tatsächlich enthielt der nächste Brief von Hans im Code die Mitteilung, dass sich seine Situation wesentlich gebessert habe. Ich nahm an, dass Conrady den versprochenen Befehl ans Lager gegeben hatte; die Schutzhäftlinge nahmen an, dass mein Besuch beim Kommandanten günstig gewirkt habe. Beides scheint der Fall gewesen zu sein.

Durch Kurt Hiller wurde ich kürzlich über alles, was damals in Brandenburg vor sich gegangen ist, informiert. Schutzhäftlinge, die im Büro arbeiteten, haben ihm berichtet, dass ein Befehl von der Gestapo gekommen sei, dass Litten nicht mehr misshandelt werden solle. Der Kommandant war von diesem Tage an freundlich zu meinem Sohn, schwatzte manchmal mit ihm und redete ihn wiederholt an. Er hat Hans nach meinem Besuch gesagt, dass ich mir erlaubt habe, Reden zu führen, die mir doch mal schlecht bekommen könnten, dass ihm aber mein Auftreten imponiert habe.

Durch Kurt Hiller erhielt ich auch eine sehr eingehende Schilderung der damaligen Zustände in Brandenburg. Am 24. Oktober 1933 wurde er mit einem Schub Gefangener in Brandenburg eingeliefert, in ein altes Zuchthaus, das in den zwanziger Jahren unter Severing geschlossen wurde, weil es den hy-

gienischen Anforderungen nicht mehr genügte. Jetzt, für die Schutzhäftlinge, war es gut genug. Es beherbergte etwa 1.100 Gefangene. Es wurden immer zwei zusammen in eine Zelle gesteckt. Hans, der am selben Tage eingeliefert wurde, blieb in Einzelhaft, weil sich jeder davor drückte, mit ihm zusammen zu sein. Er wurde von den anderen Schutzhäftlingen wie ein Pestkranker gemieden, weil jeder wusste, dass er besonders verhasst war, und fürchtete, sich durch das Zusammensein mit ihm oder durch die Tatsache, dass er ihn kannte, zu kompromittieren. Dies war sehr deprimierend für Hans, umso mehr, als sich unter den Neuankömmlingen einige befanden, die er gut kannte und denen er viel Gutes getan hatte. Mühsam ging es übrigens ebenso wie Hans.

Eine besonders scheussliche Behandlung scheint für alle Ankömmlinge üblich gewesen zu sein. Alle wurden schwer misshandelt. Ausserdem durften sie sich in der Zelle nicht beschäftigen, durften nicht lesen, hatten keine Beleuchtung, so dass es vom Nachmittag bis zum Morgen stockfinster war. Sie bekamen keinen Tropfen Wasser, weder zum Trinken noch zum Waschen. Sie durften sich nicht rasieren. Man wollte, dass diese politischen Häftlinge möglichst verkommen aussahen, um sich selbst auch möglichst verkommen zu fühlen.

Die Gefangenen waren in ihrer eigenen Kleidung. Sie mussten in rasendem Tempo über die Höfe rennen. Wer zurückblieb, wurde angeschrien, geschlagen, getreten. Der dreckigste Hof wurde zum Exerzieren ausgesucht, auf und nieder, auf und nieder, man musste sich in Pfützen werfen, durch meterlange Pfützen kriechen, in Pfützen Liegestütz üben. Alles bis zur Bewusstlosigkeit.

Hans, der noch immer durch die völlige Ausblutung und den durch das Gift zugrunde gerichteten Magen in einem äus-

serst geschwächten Zustand war, hatte schwere Herzkrämpfe und tiefe Ohnmächten.

Die übrige Zeit war man untätig in die Zelle eingeschlossen. Hans hatte selten Ruhe, dauernd Verhöre in der Felseneck-Angelegenheit, mit Schlägen und Misshandlungen, auch in der Reichstagsbrand-Angelegenheit, über die er mir in Moabit eine Andeutung gemacht hatte.

Der Gefangene, der mit ihm das Krankenzimmer in Moabit teilte, hatte geglaubt, sich Vorteile zu verschaffen, wenn er meldete, Hans habe ihm anvertraut, er sei mit Lubbe befreundet gewesen und er habe ihn einige Zeit vor seiner Tat bei sich beherbergt. Er gab Einzelheiten an, die glaubhaft klangen, weil er sie sich nach den Zeitungsnachrichten ausgemalt hatte. Hans bekam erst Ruhe, als sich nachweislich durch die Polizei feststellen liess, dass van der Lubbe sich an den für diese Übernachtung angegebenen Tagen in Holland befunden hatte.

Ich hörte später von Kommunisten, die voll Angst von diesen verschiedenen Verhören vernommen hatten, dass nicht ein einziger von denen, über die Hans Bescheid gewusst hatte, durch ihn verraten worden war. Sie konnten häufig feststellen, durch welchen Verrat ihre Parteigenossen «hochgegangen» waren. Sie schworen, durch Hans sei nicht ein einziger gefasst worden.

Nach einigen Tagen der Haft erschien bei Kurt Hiller SS-Mann Schwarz, der einen höheren Posten bekleidete, ein verhältnismässig anständiger Mensch, und fragte ihn, ob er bereit wäre, mit Litten in eine Zelle zu kommen und ihn dort zu überwachen, um einen erneuten Selbstmordversuch Littens zu verhindern. Hiller erklärte sich bereit, wiewohl er sich sehr davor fürchtete. Die beiden kannten sich nur flüchtig, wussten aber doch von einander, wes Geistes Kind sie waren. Kurt Hiller

berichtete Hans, dass er dafür verantwortlich gemacht würde, wenn Hans sich unter seiner Aufsicht das Leben nähme. Der gutmütige Hans hätte niemals einen anderen für sich leiden lassen und versprach – nach einigen Stunden Bedenkzeit –, dass er sich in der Zelle nichts antun würde, so dass Kurt Hiller beruhigt schlafen konnte. Er fügte aber hinzu, dass überall da, wo Hiller nicht verantwortlich gemacht werden könne, er mit allen Mitteln versuchen werde, sich umzubringen.

Aber auch davon brachte Hiller ihn allmählich ab, indem er ihm immer wieder vorhielt, wie wichtig gerade seine Persönlichkeit im Kampf gegen den Nationalsozialismus sei. Hans meinte zwar, dass er einem solchen Dasein nicht gewachsen wäre; wenn er die Freiheit wiedererlangen sollte, würde er kein tauglicher Kämpfer mehr sein. Aber er liess sich wenigstens dazu bewegen, den Versuch zum Durchhalten zu machen.

Sie wurden beide zu den schmutzigsten und anstrengendsten Arbeiten befohlen. Sie hatten die Flure und Treppen des Zuchthauses zu scheuern, niemand zeigte ihnen, wie sie diese ihnen unbekannte Arbeit zu machen hätten, aber hinter jedem stand ein SS-Mann, der mit Fluchen und Fusstritten, Faustschlägen ins Gesicht und Schlägen mit dem flachen Seitengewehr auf Gesäss, Rücken und Arme glaubte, ihnen ein schnelleres und sachkundigeres Scheuern beibringen zu können. Einer dieser Schläge verletzte Hans am Arm und schnitt ihm eine Sehne an. Es entstand ein starker Blutverlust; aber die Wunde verheilte allmählich, ohne dauernden Schaden zurückzulassen. Trotzdem musste weitergearbeitet werden. Dass der Verband vor Schmutz strotzte und nicht erneuert wurde, erweckte in Hans die Hoffnung, dass es eine Blutvergiftung geben könne, die ihn ins Lazarett oder noch besser ins Jenseits befördern würde. Fragte der Kommandant, weshalb er verbunden sei, so

hatte er zu sagen, er habe sich an der Tür gestossen. Das war die Antwort, die jeder Schutzhäftling auf eine Frage nach einer Verletzung zu geben hatte.

Es befanden sich elf Strasser-Leute von der «Schwarzen Front» als Gefangene im Lager. Sie waren in einer besonderen Abteilung untergebracht und wurden besser als die übrigen Häftlinge behandelt. Hans und Kurt Hiller hatten bei ihnen die schmutzige Arbeit zu übernehmen. Die Leute waren aber anständig und sagten: «Wir machen unsere Arbeit allein. Ruht euch inzwischen aus.» Nur die Fenster mussten sie putzen, da man das von aussen her beobachten konnte.

Frühere Klienten von Hans mussten ihn «zum Dank» schlagen; alle taten es, weil sie selber schwer misshandelt wurden, wenn sie sich weigerten. Nur einer sagte: «Schlagt mich tot; aber ich tu es nicht.»

Einmal kam Hans besonders verzweifelt und erschöpft von seinem Exerzieren zurück. Er weigerte sich, darüber zu sprechen, was mit ihm geschehen war. Hier ist der Bericht eines Augenzeugen:

«Seit dem 9. März 1933 lag ich mit etwa fünfundvierzig Mann auf der Station VIII des alten Brandenburger Zuchthauses, schon über einen Monat zusammengepfercht in einer vergitterten Bodenkammer; zitternd unter den nicht endenden körperlichen und seelischen Misshandlungen, zählten wir Stunden und Tage unserer Pein. Jedes Mal, wenn sich eine der beiden zu unserem Verlies führenden schweren Eisentüren auch nur zu bewegen schien, schrie es: ‚Achtung!‘ Unzählige Male waren wir seit unserer Ankunft den peinigen Vorschriften des Lagers entsprechend wie elektrisiert aufgesprungen und in derselben Sekunde erstarrt. Schlossen sich die Türen wieder hinter den Posten, so sanken wir in uns zusammen. Zwischen jedem

Öffnen und Schliessen der Türen lagen Minuten oder Stunden neuer Quälereien.

„Wer kennt Litten?“, wird eines Tages von einem SS-Truppführer in unserer Station gefragt. Zwei Mann melden sich nach kurzem Zögern. Ausser mir ist es ein junger Münchener Arbeiter, der zugibt, Litten zu kennen. Die Frage „Woher?“ beantwortet der Münchener mit aller Offenheit und Sympathie für Litten. Dieser hatte ihn in einer Bagatellsache kostenfrei und erfolgreich verteidigt. Meine Bekanntschaft mit Litten war allgemeiner Art. Als sogenannter Kriminalstudent hörte und sah ich ihn des öfteren in den Moabiter Gerichtssälen.

Knapp zwei Stunden später ruft ein Posten: „Die beiden, die Litten kennen, hinaus auf den Flur!“ In dem unbestimmten Gefühl, mit unserer Meldung eine Dummheit begangen zu haben, bemühen wir uns, diesem Befehl besonders schnell und exakt nachzukommen. Nur nicht anecken, ist unser einziger Gedanke. Wir werden auf den Hof vor das Schlafgebäude kommandiert. Dort nimmt uns ein Doppelposten in Empfang, der uns vor den Lazarethhof jagt. Wie ungern erinnere ich mich an diese Stunden! Alles, was ich bis zu dem Tage erlitten habe, verblasste vor dem Anblick, der sich mir jetzt bot.

Unter Schlägen und Fusstritten, begleitet von wüsten Schimpfworten, schleppte sich der bis zur Unkenntlichkeit beschmutzte und zerschundene Hans Litten über den Hof. In Kniebeuge und auf dem Bauche rutschend durchquerte der Bedauernswerte immer wieder den von sechs Meter hohen Mauern umgebenen Lazarethhof. Das Kommando führten dabei abwechselnd zwei SS-Männer. Des einen Name und Zivilberuf: Achim Person, Student. Littens Zusammenbruch schien nahe. Da erhielt er von Person den Befehl, in die linke hintere Hofecke zu hüpfen.

Hier befand sich, wie jeder von uns wusste, ein kleiner Jau-
chentümpel. Die kurzen Exerzier- und Austretepausen der SS-
Männer liessen diese Urinpfüten entstehen. Den Kopf über die
Pfüte haltend, wurde Litten gezwungen, Liegestütz zu üben.
Um das Durchhängen des Leibes zu verhindern, griff der SS-
Mann Person nach seinem Seitengewehr und hielt es mit der
Spitze nach oben gerichtet unter den Bauch seines Opfers. Ab-
wechselnd schlugen dann beide Posten dem sich mit der Übung
Abquälenden auf Gesäss und Rücken. Mit flachem Bajonett.
Das währte so lange, bis Litten zusammenbrach und mit dem
Gesicht in die Latrine fiel. Befehlsgebrüll und Fusstritte ver-
mochten nichts mehr gegen seine Apathie. Man schleifte ihn
vom Hof.

Der Münchener Kamerad und ich hatten bis zu diesem Au-
genblick, laut Befehl in strammer Haltung, zusehen müssen.
Nach der Fortschaffung von Litten exerzierte man mit uns.
G. Sch.»

Kurt Hiller gibt in seinen 1935 erschienenen Berichten über
seine KZ-Erlebnisse eine kurze Charakteristik von Hans:

«Hans Litten, der kenntnisreich tapfre Verteidiger kommu-
nistischer Angeklagter (selber Mitglied keiner Partei) und
Erich Mühsam sind die am brutalsten Gefolterten in dieser An-
stalt ... Litten ist der uneigennützigste, hilfsbereiteste Kamerad
– gütig wie wenige (mir beinahe zu gütig, weil er es sogar gegen
Schufte ist); ein tatsächlich seiner Natur nach christlicher
Mensch; und auch seiner Überzeugung nach: In seiner verwik-
kelten und barocken Ideologie mischen sich sozialistische mit
katholisch-theokratischen Motiven; er ist für Marx-Lenin und
für die absoluten Könige des siebzehnten Jahrhunderts, gegen

Reformation und Aufklärung, gegen Goethe, aber für Hölderlin, für Rilke, er treibt (und bei ihm ist das echt) zugleich Prolet- und Marienkult. Lange Zeit hindurch sind wir Zellengenossen. Ich werde die ‚Heures Bleues‘ unserer philosophischen, literarischen Gespräche in der Zuchthauszelle nie vergessen.»

Nach meinem Besuch beim Kommandanten wurde vieles besser. Die schwere Arbeit, das Extraschinden beim Exerzieren, das immer noch schlimm genug war, hörte auf. Hans sah besser aus, auch sein Magen wurde besser, als die Misshandlungen aufhörten. Er war manchmal fast übermütig. Meine Erfolge hatten ihm den festen Glauben gegeben, dass jede Stunde meines Lebens ihm und dem Kampf um Besserung seiner Lage gelte. Er hat mir anscheinend Wunderkräfte zugetraut.

Ich hatte in den Tagen, als die schlimmen Nachrichten kamen, auch einen Besuch bei Frau Sonnemann, der Schauspielerin, gemacht, ihr über das Benehmen des Kommandanten berichtet und über die ganzen furchtbaren Zustände dort. Da ich nicht überzeugt war, dass Conrady sein Versprechen halten würde, hatte ich sie schriftlich um eine baldige Unterredung gebeten. Sie rief mich sofort nach Empfang meines Briefes an, sagte, sie müsse in zwei Stunden für längere Zeit verreisen. Wenn ich sofort zu ihr käme, könne sie mich gerade noch empfangen. Sie war schon fertig für die Reise angezogen, eine schöne, schlanke und vornehme Erscheinung. Trotz meiner Sorge war mein erster Gedanke: Wie kann diese Frau sich zu einer Freundschaft mit Göring erniedrigen! Sie war ziemlich erschrocken, als ich ihr den Grund meines Besuches und den Tatbestand schilderte. Sie hatte geglaubt, es handele sich um meine Theater-Söhne, über die sie Bescheid wusste. Sie hatte nämlich ihren sehr verehrten Lehrer, Leopold Jessner, besucht, der ihr gesagt hatte: «Ich habe eine Bitte an Sie: Sorgen Sie da-

für, dass mein Schüler Heinz Litten wieder als Regisseur beschäftigt wird. Es ist ein Jammer, wenn die Kraft dieses begabten Menschen brachliegt, und er hat sich niemals politisch betätigt.»

Sie war nun sichtlich erschüttert, weinte sogar und sagte empört: «Es ist doch schrecklich, dass immer wieder solche Dinge passieren, obwohl Göring das aufs Schärfste verboten hat. Natürlich muss Ihr Sohn von dort fort. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht. Sie dürfen nur nicht erwarten, dass das so schnell geht. Zunächst verreise ich für eine Woche. Und dann muss ich eine Gelegenheit abpassen, wo ich mit Göring unter vier Augen bin. Das kommt jetzt sehr selten vor. Der arme Mann ist so furchtbar überlastet. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr er alle seine Kräfte dem Wohle des Volkes widmet. Wie er keinen andern Gedanken kennt als das Wohl des Volkes, wie ihm das Herz blutet, wenn er hart sein muss. Aber auch das geschieht ja nur zum Wohle des Volkes. Ausserdem muss ich einen Moment abwarten, wo Göring guter Stimmung ist. Hat Göring sich gerade über einen Kommunisten geärgert, so verderbe ich alles, wenn ich am selben Tage mit ihm über Ihren Sohn spreche.»

Ich bin überzeugt, dass sie wirklich glaubte, was sie sagte, dass Göring sich so in ihrer gläubigen Seele spiegelte. Es ist überhaupt erstaunlich, wie es Göring fertiggebracht hat, sich beim Volke noch immer einer gewissen Popularität zu erfreuen. Noch erstaunlicher, dass er im Ausland vielfach als der gemässigte Vertreter des Nazi-Regimes angesehen wird, auf den man sich noch am ehesten verlassen könne.

Hat man vergessen, dass dieser Mann den Reichstagsbrand angestiftet und überwacht hat, dass er persönlich für die Ermordung des General Schleicher und seiner Frau verantwortlich ist, dass er unzählige Morde und Selbstmorde in den Kon-

zentrationslagern auf dem Gewissen hat, dass er dafür sorgte, dass das Handbeil nicht zur Ruhe kommt? Hat man vergessen, dass er seinen prunkvollen Hochzeitstag mit Emmi Sonnemann durch zwei Hinrichtungen einläuten liess?

6. Ein Befreiungsversuch

Margot hatte wiederholt den Gedanken geäußert, man müsse versuchen, Hans durch Bestechung oder auf ähnliche Weise zu befreien. An sich war ich dafür, aber mir erschien ein solcher Versuch aussichtslos. Ausserdem stand ich auf dem Standpunkt, ich dürfe niemals etwas mit illegalen Dingen zu tun haben. Hätte man mich einmal bei so etwas erwischt, so wäre jede Verbindung zwischen mir und Hans abgeschnitten worden, damit wäre alles verloren gewesen. Infolgedessen sprach sie mit mir nicht mehr über derartige Pläne.

Es hatte sich nun aber Folgendes abgespielt, was ich erst viel später erfuhr: Margot hatte über ihre Befreiungswünsche mit einem organisierten Gegner des nationalsozialistischen Regimes gesprochen. Er hoffte, ihr helfen zu können, und schickte ihr zwei SA-Leute in Uniform, die als Kommunisten in die SA eingetreten waren. Sie hatten die Aufgabe, führende Leute zu befreien; ihre letzte Tat sei gewesen, Scheringer herauszuholen.

Tatsächlich kursierte seit einiger Zeit in Berlin das Gerücht, dass Scheringer durch SA-Leute, frühere Anhänger von ihm, entführt und über die Grenze gebracht worden sei. Der Vertrauensmann garantierte für die Zuverlässigkeit der Leute, und Margot gab alle von ihr verlangten Hilfeleistungen für die Entführung. Man wünschte von ihr Geld; man verlangte Wäsche und einen Anzug von Hans, nach dessen Mass eine SA-Uniform angefertigt werden sollte, damit man ihn sofort in eine SA-Uniform stecken könne, um ihn leichter weiterzubefördern, wenn er aus dem Lager heraus sei.

Alle Vorbereitungen für eine Entführung waren beendet, die Stunde, in der Hans und wenn möglich auch Kurt Hiller entführt werden sollten, war festgesetzt.

Der Tag der geplanten Entführung rückte heran, ohne dass ich etwas ahnte. Der kurz vor Weihnachten fällige Brief von Hans blieb aus. Ich wollte Margot anrufen, um es ihr mitzuteilen. – Keine Antwort!

Das Ehepaar Fürst war vor einigen Stunden verhaftet worden!

In der Stadt tauchten sofort Gerüchte auf, dass die beiden einen missglückten Befreiungsversuch gemacht hätten und dass Hans auf der Flucht erschossen worden sei. Von anderer Seite wurde behauptet, Hans sei über die Grenze entkommen, während man Fürsts geschnappt hätte.

Das einzige, was feststand, war, dass der fällige Brief meines Sohnes nicht ankam. Beunruhigt rief ich bei der Gestapo an. Da Dr. Conrady nicht erreichbar war, verhandelte ich mit einem Sekretär, der zu mir sagte: «Ach, Frau Litten, Sie werden schon wissen, weshalb Sie keine Nachricht bekommen.»

Ich: «Nein, woher soll ich das wissen? Wenn ich etwas wüsste, brauchte ich doch nicht bei der Gestapo anzurufen.»

Er: «Sie werden doch von der Verhaftung von Fürsts etwas gehört haben!»

Ich: «Ja, aber ich habe keine Ahnung, weshalb sie verhaftet worden sind.»

Er: «Na, Sie werden es schon wissen. Sie selber sind doch auch sehr verdächtigt worden.»

Ich: «Von diesem Verdacht hat mir bisher niemand etwas mitgeteilt. Darf ich fragen, was für einen Verdacht man gegen mich hat?»

Er: «Das ist gleichgültig. Es ist inzwischen schon erwiesen, dass Sie unschuldig sind.»

Ich: «Darf ich nun fragen, warum Fürsts verhaftet worden sind? Ich habe keine Ahnung.»

Er: «Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Aber dass Sie keine Nachricht von Ihrem Sohn erhalten, wird wohl damit im Zusammenhang stehen.»

Sobald ich Dr. Conradys habhaft werden konnte, fragte ich, weshalb ich keine Nachricht von meinem Sohn bekäme. Er meinte: «Sie können doch unmöglich zu allem andern auch noch von mir verlangen, dass ich dafür Sorge, dass Ihr Sohn pünktlich an Sie schreibt. Er wird mal eben keine Lust zum Schreiben gehabt haben.»

Ich: «Sie wissen, dass mein Sohn keinen erlaubten Brief unterlassen würde und dass es etwas zu bedeuten hat, wenn er nicht schreibt.»

Ich sprach von den Gerüchten über Hans, die ich gehört hatte, und benutzte die Gelegenheit, ihn zu fragen, ob die Verhaftung von Fürsts damit in irgendeinem Zusammenhang stünde. Ich merkte ihm an, dass er misstrauisch gegen mich war. «Wieso bringen Sie denn das in Zusammenhang?»

Ich sagte: «Erstens, weil diese Gerüchte umherschwirren. Zweitens, weil Sie dauernd Haussuchungen bei Fürsts vorgenommen haben. Ich habe immer angenommen, dass Frau Fürst als Sekretärin meines Sohnes für Sie von Interesse sein würde. Ich könnte mir also denken, dass es sich jetzt wieder um irgendein Verhör bei einem Prozess handelt, wie sie schon häufig stattgefunden haben.»

Ihn schien diese Auskunft von mir davon zu überzeugen, dass ich tatsächlich nichts Näheres von der ganzen Angelegenheit wusste. Er erklärte mir schliesslich, dass ich mir über meinen Sohn keine Sorgen zu machen brauche. Es ginge ihm gut, aber es schwebte eine Untersuchung gegen ihn, und während dieser Zeit müsse er von der Aussenwelt abgeschlossen bleiben.

Es kamen Wochen völliger Absperrung von Hans. Alles Bitten half nichts. Es hiess, dass in dem Augenblick, wo die Untersuchung abgeschlossen sei, ich wieder von ihm hören würde. Ich hatte keine Ahnung, wie weit ich belogen wurde, hielt es immer noch für möglich, dass man Hans bei dem Fluchtversuch erschossen hatte. Gleichzeitig wartete ich auf irgendeine Benachrichtigung aus dem Ausland; denn auch sein Entkommen hielt ich für möglich und konnte mir vorstellen, dass man auch dieses nicht gern bekanntgeben wollte. Um Fürsts kümmerte ich mich nicht, weil ich fürchtete, dass das alle Teile schädigen könnte. Auch war es Margots Eltern gestattet, einen Anwalt zu nehmen.

Allmählich kam etwas Licht in die Angelegenheit, besonders als Max Fürst nach drei oder vier Monaten aus dem Lager entlassen wurde. Es hatte sich Folgendes abgespielt: Zwei Gestapo-Beamte hatten sich als Spitzel in die Organisation eingeschlichen, mit der Margot in Verbindung getreten war. Diese hatten die Entführungsgeschichte angeregt und in die Hand genommen. So war zum Beispiel ein falscher Pass für Hans auf der Gestapo ausgestellt worden.

Max Fürst erhielt bei seiner Einlieferung auf der Gestapo sofort ein paar Schläge über den Kopf, und zwar von einem der Leute, die Margot immer aufgesucht hatten. So wusste er sogleich, dass sie Spitzeln in die Hände gefallen waren. Margot, die diese Leute nicht zu Gesicht bekam, leugnete alles ab, um sie zu retten. Max wurde nun in der üblichen Weise unter Misshandlungen auf der Gestapo verhört, nahm alle Schuld auf sich, erklärte, er wäre der Urheber der Sache gewesen, und versuchte, seine Frau so viel wie möglich zu entlasten. Für dieses Geständnis wurde er verprügelt. Als man seiner Frau sagte, sie

brauche nicht zu leugnen, ihr Mann habe bereits alles gestanden, und sie habe nur einige Erklärungen dazu abzugeben, rief sie: «Mein Mann nimmt ja nur die ganze Sache auf sich, um mich zu retten. Er hat von nichts eine Ahnung. Er wusste zwar, was ich vorhatte, war aber sehr dagegen. Er weiss über die Einzelheiten gar nicht Bescheid.» Als man ihr das nicht glaubte, sagte sie: «Fragt ihn doch nach bestimmten Dingen, und ihr werdet sehen, dass er gar nichts darüber weiss.» Das geschah auch. Max log feste drauflos, aber die Leute überzeugten sich bei dieser Gelegenheit, dass er tatsächlich nichts wusste. Nachdem er das erste Mal für sein Geständnis verprügelt worden war, wurde er nun verprügelt, weil sein Geständnis falsch war. Als man sah, dass er so gut wie unbeteiligt war, wurde er zur Warnung für spätere Zeiten für einige Monate ins Lager Oranienburg geschickt. Max erfuhr, solange er sass, nicht, was mit Margot geschehen war, und man steigerte seine Angst um sie durch Greuelgerüchte.

Übrigens stattete auch Herr Conrady Max Fürst einen Besuch im Gestapo-Gefängnis ab, eine unübliche Angelegenheit. Conrady: «Was ist Ihr Beruf?»

Max: «Tischler.»

Conrady: «Juden pflegen doch nicht Handwerker zu sein. Wie sind Sie auf den Beruf verfallen?»

Max: «Eben weil die Juden keine Handwerker sind, dachte ich, muss doch mal einer von ihnen Tischler werden.»

«Eine sehr gute Antwort», erklärte Conrady und verschwand wieder.

Von Margot verlangte man, dass sie von Hans abrücken und ihn für einen Schweinehund erklären solle, mit dem sie nichts mehr zu tun haben wolle. Sie weigerte sich das zu tun. Ausserdem verschlechterte sie ihre Lage dadurch, dass sie bei

jedem Besuch und in jedem Brief von Hans sprach und sich nach ihm erkundigte. Sie hatte mit Recht das Gefühl, dass sie durch ihren missglückten Befreiungsversuch seine Lage verschlechtert hatte, und fürchtete, dass er bei den Vernehmungen misshandelt würde. Sie fragte ihre Mutter bei jedem Besuch nach mir, und ob ich ihr böse sei, weil sie Hans in eine solch üble Situation gebracht hätte. Ich liess ihr sagen, dass ich ihr nicht den geringsten Vorwurf mache, im Gegenteil, ich bewundere ihre Tapferkeit und ihr Eintreten für Hans.

Es ist sehr leicht, wenn eine Sache missglückt ist, zu sagen: «Wie kann man eine solche Dummheit machen?» Ich kenne alte, erfahrene, politisch geschulte Leute, die ähnlichen Provokateuren zum Opfer fielen. Wäre es nicht auch mir passiert, wenn ich nicht den Grundsatz gehabt hätte, mich immer legal zu benehmen?

Margot ist im Gegensatz zu vielen Frauen bei den Gestapo-Verhören niemals misshandelt worden. Sie wurde sogar mit einer gewissen Achtung behandelt; vor allem machte auf den Untersuchungsrichter ihre mutige und unbekümmerte Art Eindruck. Der Briefwechsel zwischen ihr und ihrem Mann war reizend und liebevoll, und der Richter, der die Briefe kontrollierte, sagte zu ihr: «Ich verstehe nicht, wie zwei so gebildete und kultivierte Leute sich an einen so minderwertigen Menschen wie Litten wegwerfen können.» Das empörte sie umso mehr, als sie davon überzeugt war, dass sie unendlich viel von dem, was sie an geistigen Werten besaßen, von Hans empfangen hatten.

Bei den Verhören mit dem Kriminalkommissar wurde sie gefragt, wie sie auf den Einfall dieses Befreiungsversuches gekommen sei. Sie sagte: «Ich verstehe, dass ihr solch einen Gegner am Arbeiten verhindern wollt. Wenn es sich nur darum gehandelt hätte, hätte ich nichts unternommen.

Aber da ihr ihn so misshandelt, musste ich etwas für ihn tun.» Leidenschaftlich fuhr sie fort: «Ihr hasst ihn ja nur, weil ihr neidisch und wütend seid, dass ein so feiner Kerl euch bekämpft. Ihr wäret froh, wenn ihr ihn auf eurer Seite haben könntet.» Worauf der andere antwortete: «Zugegeben. Aber er ist doch nun mal nicht auf unserer Seite.»

Schliesslich gelang es dem Anwalt, der sie unter vier Augen sprechen durfte, sie davon zu überzeugen, dass man sie nie freilassen würde, wenn sie nicht von Hans abrücken würde. Da schrieb sie einen Brief an ihren Mann, sie hätte in der langen Haft und in der Trennung von ihren Kindern eingesehen, dass es ihre erste Pflicht sei, für ihre Kinder zu sorgen. Sie versprach feierlich, sich nie mehr um Hans zu kümmern, wiewohl ihre Liebe und Hochachtung für ihn die gleiche sei wie immer.

Man benutzte die im August 1934 stattfindende Hindenburg-Amnestie und entliess sie. Diese Entlassung ist meiner Ansicht nach darauf zurückzuführen, dass die Herren von der Gestapo, die die Provokation angezettelt hatten, hinter der Familie Fürst eine ganze Organisation vermutet hatten und sich nun doch genierten, niemand anderen als eine zwanzigjährige temperamentvolle Frau in die Falle bekommen zu haben.

Das Fürstsche Geschäft war durch dieses Intermezzo ruiniert. Beide fühlten sich auf Schritt und Tritt bedroht und verfolgt. Für Hans konnten sie nichts mehr tun. So verliessen sie Deutschland.

Über das, was mit Hans in diesen aufregenden Wochen geschah, blieb ich ahnungslos, bis ich jetzt von Kurt Hiller einen eingehenden Bericht erhielt. Eines Tages, etwa Mitte Dezember 1933, wurden sämtliche Briefe, die Hans besass, beschlagnahmt, und er wurde mit Kurt Hiller zusammen in den Bunker

gebracht. Nur höhere SS-Leute durften sich dem Bunker nähern; sie brachten auch selber das Essen. Das sprach dafür, dass es sich um eine wichtige Angelegenheit mit strenger Geheimhaltung handelte. Sie nahmen sofort an, dass es mit dem Entführungsplan im Zusammenhang stand, über den Margot im Code berichtet hatte. Hans hatte noch keine Möglichkeit gehabt, darauf zu antworten. Er konnte den ganzen Plan vom Lager aus nicht beurteilen, stand daher der Angelegenheit misstrauisch gegenüber. Merkwürdigerweise liess man Hans und Kurt Hiller fast drei Tage zusammen in demselben Bunker. Es war eisig kalt; der Bunker war nur von aussen her beleuchtet. Aber sie konnten alles zusammen beraten und einen genauen Plan festlegen. Sie beschliessen, dass Kurt Hiller von nichts wissen sollte. Hans sollte zugeben, dass er von dem Plan wusste, dass er ihn weder angenommen noch abgelehnt hätte, und er sollte durch die Preisgabe des Codes versuchen, den Beweis zu liefern, dass er passiv geblieben war. Zunächst wurde Hiller vernommen, von einem üblen Gestapobeamten, aber in Gegenwart des Kommandanten, der dafür Sorge trug, dass es eine sachliche Vernehmung in den Formen des Rechtsstaats wurde.

Erste Frage: ob Litten in persönlichen Beziehungen zu einem SS-Mann in Brandenburg stehe? «Ja!» Freude leuchtet in den Augen des Gestapobeamten. «Schildern Sie genau.» Kurt Hiller schildert genau: ein SS-Mann, dessen Vater einen schwierigen Zivilprozess führte, hörte, dass ein berühmter Rechtsanwalt im Lager sei. Er habe Litten gebeten, ihn in diesem Prozess zu beraten, was auch geschehen sei. Die Freude des Gestapobeamten lässt aber nach, als der Kommandant erklärt, dass diese Beratungen mit seiner Zustimmung und unter seiner Aufsicht geführt worden seien, dass die beiden sich aber

sonst nie gesehen hätten, da sie ganz verschiedenen Abteilungen angehört hätten.

Dann die Suggestivfrage: «Hat Litten damit gerechnet, lange im Lager zu bleiben, oder hoffte er, bald wieder in Freiheit zu sein?»

«Er hoffte auf Freiheit, weil sich viele einflussreiche Leute, zum Beispiel der Reichswehrminister v. Blomberg, darum bemühten.» Der Name v. Blomberg machte sichtlich Eindruck auf den Kommandanten.

«Wortüber unterhielten Sie sich?» Nun kam eine eingehende Schilderung der Gespräche über philosophische und literarische Fragen, über Hölderlin und Rilke. Enttäuscht schloss der Gestapobeamte das Verhör. Hans wurde drei Wochen lang in strengster Einzelhaft im Bunker festgehalten.

Ich hatte mich inzwischen weiter um ihn bemüht, hatte Gnadengesuche über Gnadengesuche gemacht, ohne jeden Erfolg.

Jemand aus der nächsten Umgebung Hindenburgs, ich habe Grund, anzunehmen, dass es Meissner war, liess mir durch eine gemeinsame Freundin bestellen, ich solle nicht so leidenschaftlich für Hans eintreten. Ich müsse ihn schon die Suppe auslöffeln lassen, die er sich eingebrockt habe. Ich würde meine Familie und mich mit diesem Eintreten ins Unglück stürzen. Man überwache mich scharf, misstrauere mir sehr, und man nehme an, dass ich in diesen Befreiungsversuch verwickelt gewesen sei, obwohl man mir nichts nachweisen könne.

Ich liess für den freundlichen Ratschlag danken, sprach aber meine Verwunderung aus, dass man mir ernstlich den Vorschlag gemacht hatte, meinen Sohn seinem Schicksal zu überlassen. Wenn ich damit meine Familie ins Unglück stürze, so liesse sich das nicht ändern. Meine Söhne hätten mir erklärt,

ich solle keine Rücksicht auf sie nehmen; es wäre selbstverständlich, dass ihr Schicksal hinter dem von Hans zurückstehen müsse. Es erreichte sie!

7. Das Schicksal der Brüder

Mein jüngster Sohn Rainer hatte seinen Vertrag mit dem Leipziger Theater gelöst, um in Berlin arbeiten zu können. In Alsbergs *Konflikt* sollte er eine wichtige Rolle als Partner von Bassermann und Frau Durieux spielen. Er wollte einen Künstlernamen wählen, weil der Name seines Bruders in der Öffentlichkeit von den Nationalsozialisten angegriffen wurde. Aber der Theaterdirektor wünschte das nicht. In diesem Stück spielten nur «Prominente», und man war froh, für diese ganz jugendliche Rolle einen jungen Schauspieler gefunden zu haben, der sich immerhin schon bewährt habe und dessen Name nicht völlig unbekannt sei.

Am Tage, als die Erstaufführung des *Konflikt* zum ersten Mal ausführlich angezeigt wurde, enthielt die *Vossische Zeitung* folgende drei Nachrichten:

«Der Rechtsanwalt Hans Litten ist in der Nacht des Reichstagsbrandes in Schutzhaft genommen worden.»

«Der Oberspielleiter am Stadttheater Chemnitz, Dr. Heinz Litten, ist fristlos entlassen worden.»

«Rainer Litten wird im *Konflikt* Rolle des Christoph spielen.»

Der Direktor bereute, dass er die Namensänderung nicht zugelassen hatte; jetzt war es zu spät.

Dem *Konflikt* folgte die Rolle des Peter in den *Flüchtlingen*, dem ersten «nationalen Film», den die Ufa drehte. Wieder der Wunsch der Namensänderung; wieder genau dieselbe Antwort mit genau derselben Motivierung.

Noch ehe der Film aufgeführt wurde, arbeitete Rainer bereits in einem zweiten als Partner von Albers. Rainer erregte Aufsehen; man sah in ihm einen rasch emporsteigenden, jun-

gen Star; die nationalsozialistische Presse brachte dauernd Lobeshymnen; er war «das, was sich die deutsche Seele träumt»; er war «der deutsche Junge». Jeder wollte ihn entdeckt haben. Einer seiner Interviewer entdeckte aber die Zusammenhänge, meldete sie der Ufa – und aus war die Karriere. Aus dem Flüchtlingsfilm konnte man ihn nicht mehr entfernen; aber der verpönte Name konnte noch vor der Aufführung geändert werden. Aus dem zweiten Film aber konnte man ihn noch persönlich entfernen. Er klagte auf Zahlung seiner Gage und gewann den Prozess. (Er war so klug gewesen, sich einen Standartenführer als Anwalt zu nehmen.) Der Richter, der das Urteil gesprochen hatte, wurde versetzt. Rainer bekam in den *Rivalen* an einem Privattheater eine Rolle mit der Bemerkung: «Hier kann uns niemand dreinreden!» Aber am Tage der Erstaufführung stand SA vor dem Theater und forderte die Ankommenen im Namen der Partei auf, das Stück zu boykottieren. Auf Befragen, weshalb, antworteten sie: «Es handelt sich um den Bruder des Anwalts Litten.» Das Theater war trotzdem ausverkauft; aber am dritten Tage teilte der Direktor Rainer mit, er könne ihn nicht mehr auftreten lassen, man habe ihm gedroht, das Theater zu schliessen, wenn Rainer Litten spiele. Er würde sich aber sehr freuen, wenn Rainer ihn verklage. Rainer müsse diesen Prozess gewinnen; und er könne sich dann wenigstens mit der Bezahlung an die Partei wenden. Aber Rainers Anwalt erklärte: «Ich wage es nicht, Sie noch einmal zu verteidigen; und ich rate Ihnen, wenn Ihnen Ihre Knochen lieb sind, aus Deutschland zu verschwinden.» Rainer tat es!

Mein zweiter Sohn Heinz ist bei Nacht und Nebel im Auto aus Chemnitz geflohen, wo er Regisseur am Stadttheater war, und wohnte nun bei uns. Er hat die ersten Wochen jede Nacht bei

anderen Freunden geschlafen; aber man lässt ihn in Berlin anscheinend in Ruhe. In Chemnitz hatte man mit Hundepetischen in der Hand nach ihm gesucht, hatte einen Wachtdienst auf dem Bahnhof eingerichtet, um ihn im Fall einer Abreise abzufangen. Er war zwar unpolitisch und gehörte keiner Partei an; aber er hatte eine grosse Unvorsichtigkeit begangen: Ein ihm nahestehender Schauspieler, Karl Heinz Stein, von dem der Intendant nicht viel hielt, fürchtete, für die nächste Spielzeit nicht wieder engagiert zu werden, und erklärte: «Ich werde mich schon sichern.» Der Intendant hatte bereits einem Mitglied der nationalsozialistischen Partei aus künstlerischen Gründen gekündigt, woraufhin die Partei ihm erklärte, wenn er diese Kündigung nicht rückgängig mache, werde man ihn bis aufs Messer bekämpfen. Rückgängig machen konnte er auf diese Androhung hin die Kündigung im Interesse seines Ansehens nicht; aber er wusste genau, dass er in Chemnitz, wo die Nationalsozialisten Oberwasser hatten, nicht noch einmal die Kündigung eines «Parteigenossen» wagen konnte, wenn er seine Stelle behalten wollte. So strömten denn diejenigen Schauspieler, die ihres Bleibens nicht sicher waren, zur Partei. Stein wurde sogar SA-Mann und spielte bald politisch eine grosse Rolle. Als Heinz von dieser Konjunkturtat hörte, sagte er zu ihm: «Du bist ein Schweinehund; mit dir verkehre ich nicht mehr.» Von diesem Tage an wurden seine Inszenierungen von den nationalsozialistischen und ihnen nahestehenden Blättern aufs Heftigste angegriffen, während man sie bis dahin in der Presse aller Richtungen überschwänglich gelobt hatte.

Er hatte aber noch einen anderen Fehler begangen. Er hatte pazifistische und sozialistische Gesinnungsstücke inszeniert. Er hatte der SAJ (Sozialistische Arbeiter-Jugend) für ihre Festlichkeiten Sprechchöre einstudiert.

Bei der Machtergreifung wurde der damals so wendige Schauspieler Stein Intendant; und es hagelte fristlose Entlassungen, beim bisherigen Intendanten angefangen. Es war ja auch eine schöne Gelegenheit, sich nun für alle früheren persönlichen Reibereien zu rächen. Der neue Intendant hatte eine Bekanntmachung im Theater anschlagen lassen: «Dr. Heinz Litten ist das Betreten des Theaters verboten.» Auf dem Balkon des Theaters brüllte der SS-Mann und Kritiker der nationalsozialistischen Zeitung, Ballerstedt, in sinnlos betrunkenem Zustand der grölenden Masse zu, dass der Bruder des Rotmord-Verteidigers Hans Litten unschädlich gemacht werden müsse. Derselbe Herr vergnügte sich damit, zum Zwecke von Haussuchungen und Verhaftungen in Häuser einzudringen. Der öffnende, sei es Mann oder Weib, erhielt zunächst als Begrüssung eine Ohrfeige oder einen Tritt. Der Redakteur der *Volksstimme*, der Vorstand der Volksbühne, ein alter kränklicher Mann, wird bei einer Haussuchung in seinem Büro von SA-Leuten «in Notwehr» erschossen. Dass der Schuss, wie bei vielen dieser «Notwehr-Erschiessungen» im Rücken sass, braucht nicht ausdrücklich hinzugefügt zu werden. Da hielt es Heinz nicht mehr für zweckmässig, in Chemnitz zu bleiben.

Auch er klagte auf Auszahlung seines noch fälligen Gehaltes. Er hatte leider keinen Standartenführer gewählt, sondern einfach einen Anwalt, den er für gut hielt. Da aber sein Gegner, der Intendant Stein, in voller Kostümierung als Standartenführer vor Gericht auftrat und ihm nur ein normaler Rechtsanwalt ohne Parteiabzeichen gegenüberstand, ist es klar, wie die Entscheidung ausfiel. Die Zeugen «konnten sich nicht erinnern», der Hauptzeuge hatte sich mit Krankheit entschuldigt. Ein anderer hatte Heinz ganz ehrlich geschrieben, er solle ihn nicht in

die unangenehme Lage bringen, gegen seinen jetzigen Chef als Zeuge aufzutreten. Wenn er gegen ihn aussage, sei es aus mit seiner Stellung, um die er schwer genug zu ringen habe. Heinz verlor den Prozess mit Pauken und Trompeten. Der Richter, dem bei seinem Urteil nicht ganz wohl in seiner Haut zu sein schien, schlug einen Vergleich vor. Karl Heinz Stein erklärte: «Unter keinen Umständen. Nach einem Vergleich würde Litten wieder die Möglichkeit haben, Arbeit zu finden. Das will ich unter allen Umständen verhindern.»

Er hat es verhindert!

Heinz konnte sich noch nicht entschliessen, Deutschland zu verlassen. Er fand, dass einer dableiben und mir im Kampf um Hans beistehen müsse. Er gab Unterricht im Rollenstudium, den verschiedene Berliner Schauspieler (auch vom Staatstheater) heimlich bei ihm nahmen.

8. Papenburg: KZ-Lazarett und Marien-Hospital

Endlich, am 1. Februar 1934, erhielt ich eine Nachricht von Hans, er sei eben nach Esterwegen transportiert worden.

Eine Bemerkung in dem Brief von Hans machte mich unruhig: «Die Arbeit hier im Moor ist ungeheuer anstrengend; ich habe aber nach den eineinhalb Wochen, die ich hier bin, den Eindruck, dass ich sie mit den Muskeln schaffe. Wie lange allerdings das Herz durchhält, weiss ich natürlich nicht. (Bitte schicke mir im nächsten Paket wieder mein Mittel gegen Herzkrämpfe.) Ein Trost ist für mich, dass ich den Sinn der Arbeit bejahe (Moorkultur) und vor allen Dingen die wundervolle Landschaft: ganz weite Ebene, fast ohne Baum, unbegrenzter Blick nach allen Seiten. Das wirkt auf die meisten niederdrückend. Aber Du weisst ja, wie ich gerade solche Ebenen liebe. – Es erinnert stark an unsere ostpreussischen Ebenen. – Zum geistigen Arbeiten komme ich gar nicht, weil ich natürlich viel zu müde bin. Höchstens lese ich abends ein paar Zeilen Hölderlin oder Shakespeare.»

Ich bat Dr. Conrady sofort um Besuchserlaubnis. Dass ich bis Esterwegen fahren wollte, fand er komisch. Er hatte keine rechte Lust, mir die Erlaubnis zu geben. Ich nahm ihn aber bei seinem Wort: «Sobald die Untersuchung zu Ende ist, dürfen Sie wieder mit Ihrem Sohn in Verbindung treten.» So setzte ich schliesslich die Erlaubnis durch.

Ich kam in Papenburg gerade noch am Abend, kurz vor Schluss der Bürostunden, an. Der Beamte der Kommandantur – anscheinend ein Polizeibeamter – war nett zu mir, erklärte,

dass ich eine weite Autofahrt machen müsse, dass er mir aber das Auto besorgen wolle, weil es billiger würde. Er wolle mich begleiten. Ich meinte, es wäre um seine kostbare Zeit schade, ich könne doch allein fahren; aber er liess sich nicht davon abbringen. Er beriet mich noch väterlich, wo ich wohnen solle. Ich solle ja ein geheiztes Zimmer nehmen, hier wäre es kalt und neblig.

Als ich ihn am andern Morgen abholte, hatte er bereits mit dem Lager telefoniert und dabei erfahren, dass mein Sohn «einen kleinen Unfall» gehabt habe. Das wäre aber günstig, so brauche er nicht erst von der Arbeit hereingeholt zu werden, und ich könne ihn sofort sprechen.

Wir unterhielten uns während der ganzen Fahrt freundlich miteinander. Ich hatte Bedenken, ob man mein schönes Paket mit Esswaren durchlassen würde; er versprach, dafür zu sorgen. Wir kamen an einem endlosen Stacheldrahtzaun vorbei, das wirkte trostlos. Arbeitende Gefangene konnte ich nirgends sehen.

Als wir in das Lager kamen, dessen Eingang schwer bewacht war, wurde ich nach meinem Paket gefragt. Mein Begleiter nahm es mir aus der Hand und sagte: «Es ist in Ordnung; ich habe es schon kontrolliert.»

Hans lag als einziger in einer Krankenbaracke. Er machte einen fiebrigen Eindruck und erzählte mir: «Ich habe in letzter Zeit sehr häufig infolge von Herzkrämpfen Ohnmachtsanfälle gehabt. Einen solchen bekam ich auch auf einer fahrenden Lore. Was dann geschehen ist, weiss ich nicht. Ich weiss nur, als ich wieder zu mir kam, war das Unglück mit meinem Bein geschehen, das Rad einer Lore war darüber weggefahren.»

Ich fragte ihn, ob er nicht bitten könne, mit Rücksicht auf seine Herzbeschwerden von der schweren Arbeit befreit zu werden. Er meinte: «Ach, das hat doch gar keinen Zweck.»

In diesem Augenblick betrat ein junger Arzt den Raum. Hans nahm sofort im Bett eine stramme Haltung an und lag während der ganzen Dauer des ärztlichen Besuches mit ausgestrecktem Heil-Hitler-Arm in militärischer Haltung im Bett.

Der Arzt schlug die Bettdecke zurück. Ich sah, dass das eine Bein in einen festen Verband gewickelt war. Der Arzt schnauzte: «Wie geht es heute?» Hans sagte: «Ich habe starke Schmerzen.»

Der Arzt: «Dann werden Sie doch ins Krankenhaus müssen; dann wird es wohl ein Bruch sein.»

Fünf Tage hatte Hans mit wahnsinnigen Schmerzen und Fieber gelegen, bis der Arzt zu diesem Entschluss kam.

Ich sagte ihm: «Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, dass mein Sohn an einem Herzfehler leidet, der sich während seiner Gefangenschaft verschlimmert hat. Es ist für ihn unmöglich, in diesem Zustand schwere körperliche Arbeit zu leisten. Was für Folgen das hat, beweist sein Unfall.»

Er schrie: «Ach was, er kann arbeiten!» und verschwand. Hans warf mir einen Blick zu, als wollte er sagen: «Verstehst du nun, warum ich mich nicht krank melde?»

Der Beamte, der mich begleitet hatte, bewachte auch unser Gespräch. Sonst war niemand im Raum. Er nahm sich jetzt das Paket vor: «Ich muss das Paket nachsehen, so ganz unkontrolliert kann ich es nicht durchgehen lassen.» Er vertiefte sich ostentativ so sehr in diese Arbeit, dass ich das Gefühl haben musste, er kümmere sich nicht mehr um unsere Unterhaltung. Hans legte vorsichtig den Finger auf den Mund und sah mich mit warnendem Blick an. Ich fing nun vorsichtig an, ihn auszufragen, und als er nicht recht antwortete, sagte ich kurzerhand: «Also ich möchte wissen, ob du auch hier misshandelt wirst.» Hans sagte, seit der «Begrüßung» wäre nichts vorgekommen.

Ich konnte an keinem Zeichen erkennen, ob das der Wahrheit entsprach.

Der Beamte gab Hans das Paket und mahnte zum Aufbruch. Er hatte uns eine reichliche Stunde miteinander sprechen lassen.

Ich hatte etwas Gewissensbisse wegen meiner Frage nach den Misshandlungen, obwohl der Beamte in keiner Weise darauf reagiert hatte. So sagte ich während der Rückfahrt: «Ich muss um Entschuldigung bitten, dass ich meinen Sohn nach Misshandlungen gefragt habe. Aber Sie werden es begreiflich finden, wenn Sie hören, dass er wiederholt schwer misshandelt worden ist.» Der Beamte tat, als höre er so etwas zum ersten Male. Er konnte es gar nicht glauben. Bei ihnen käme so etwas jedenfalls nicht vor. Die Gefangenen fühlten sich ausserordentlich wohl hier. Als ich meinte, ob er darüber zuverlässig Bescheid wisse, da er doch nicht im Lager lebe, erzählte er mir den rührenden Fall von einem bekannten Professor, der dort gesessen habe. Seine Familie habe ihn heraushaben wollen, weil ihm eine gute Stelle im Auslande angeboten worden sei. Es habe ihm aber im Lager so gefallen, dass er sich geweigert habe, herauszugehen. (Ich erkundigte mich später bei Bekannten dieses Professors und hörte, dass er alle Hebel in Bewegung gesetzt habe, um von Esterwegen fortzukommen, und fürchterliche Dinge berichtet habe.) Wir plauderten weiter, und ich liess mir meinen Verdacht nicht merken, dass der Mann von der Gestapo beauftragt sein könnte, in liebenswürdiger Form zu versuchen, mich zu vertraulichen Äusserungen zu bringen.

Er zeigte mir während der Vorbeifahrt das Marien-Hospital, in das mein Sohn eingeliefert würde, und meinte, wenn er erst dort sei, würde er eine ganze Weile dort bleiben, weil der Transport so unbequem sei.

In Papenburg konnte ich noch den Abendzug nehmen. Die Reise war langwierig, mit vielem Umsteigen verbunden. Kaum sass ich im fahrenden Zug, so machte ich mir Vorwürfe, nicht im Krankenhaus den Versuch einer Fühlungnahme gemacht zu haben. Sollte ich an der nächsten Station wieder umkehren? Aber es war zu wichtig, möglichst schnell wieder in Berlin zu sein. So unterliess ich es, Erkundigungen nach dem Arzt und dem Krankenhaus einzuziehen, um nötigenfalls gleich wieder auf der Gestapo vorstellig zu werden.

Am übernächsten Tag kam ein Brief von Hans, dass er noch am Tage meines Besuches in das Krankenhaus geschafft worden sei. «Nach der Röntgenaufnahme liegt ein Bruch nicht vor, nur das Wadenbein ist angebrochen, und ausserdem besteht ein starker Bluterguss im Kniegelenk. Die Sache ist nach wie vor sehr schmerzhaft; ich kann deshalb nicht so ausführlich schreiben, wie ich gern möchte. Bitte schicke mir vorläufig keine Pakete. Das Essen ist hier ausgezeichnet und reichlich, viel besser, als ich es mir in den letzten Jahren vor meiner Verhaftung jemals habe leisten können.» Dann hörte ich nichts mehr.

Meine Erkundigungen nach dem Arzt des Krankenhauses hatten ergeben, dass er früher Garnisonsarzt gewesen sei, dass er in Ärztekreisen einen guten Namen hätte, so dass Hans, soweit es in einem kleinen Hospital möglich war, sachkundig und sorgsam behandelt werden würde. Ich schrieb an den Arzt und machte ihn in einem von einem Arzt aufgesetzten Brief darauf aufmerksam, dass Hans ein Herzleiden habe. Ich bat ihn, das während des Krankenlagers mitzubehandeln und dafür Sorge zu tragen, dass Hans nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus in einer seinem Gesundheitszustand entsprechenden Weise beschäftigt wurde. Antwort erhielt ich nicht. Später ein-

mal hat mir Hans geschrieben, der Arzt liesse mir sagen, er hätte das Herz untersucht und fände es nicht so schlimm.

Da ich nach der ersten Nachricht von Hans nichts mehr hörte, wandte ich mich an die Kommandantur. Als diese mir nicht antwortete, schrieb ich an die Leitung des Krankenhauses. Ich erhielt eine offizielle kurze Mitteilung, dass ich mich mit derartigen Fragen an die Kommandantur zu wenden hätte. Dem Krankenhaus wären keine Mitteilungen über Schutzhäftlinge gestattet. Es lag aber ausserdem ein kleines Zettelchen im Briefumschlag: «Sofort vernichten und niemandem sagen. Ihr Sohn ist bei uns in besten Händen. Wir tun alles, was in unseren Kräften steht, um ihm seine Lage zu erleichtern. Schwester ... « (Der Name war genannt!)

Meine Antwort: «Liebe Schwester! Ich habe Ihren Zettel sofort vernichtet und Ihren Namen, aus Angst, ihn bei einem meiner vielen Verhöre über meine Informationsquellen zu verdrängen, so verdrängt, dass ich ihn später nicht mehr habe wiederfinden können. Sollten Sie diese Zeilen lesen, so setzen Sie sich bitte mit mir in Verbindung. Ich würde Ihnen gern persönlich sagen, wie tief mich Ihre Hilfsbereitschaft und Ihr Mut gerührt haben. Und dass ich, wenn ich an der ganzen Menschheit verzweifeln wollte, an Sie gedacht habe.»

Als ich weiter keine Nachricht von Hans bekam, wurde ich trotz dieses Zettelchens so unruhig, dass ich von nichts anderem mehr sprach. Heinz meinte: «Ruf in der Mittagszeit das Krankenhaus an, tu, als ob das selbstverständlich wäre, und erkundige dich so, als ob dein Sohn gar nicht Schutzhäftling, sondern einfach Patient wäre, nach dem Befinden des Rechtsanwalts Litten. Vielleicht lassen sie sich überrumpeln und geben dir Auskunft.» Es geschah genau so, wie er gesagt hatte. Die Schwester, die dem Brief das beruhigende Zettelchen bei-

gelegt hatte, wurde ans Telefon gerufen und gab mir eingehend Auskunft. Mein Sohn habe zwar Fieber und Eiterungen an der Quetschwunde, aber es bestünde keine Lebensgefahr mehr. Er werde mit Moorumschlägen und Diathermie behandelt. Als ich sie fragte, weshalb ich keine Nachricht von ihm bekäme, spürte ich durch das Telefon, wie sie erschrak. Dann sagte sie mit scharfer Stimme: «Nein, ich bin nicht in der Lage, irgendeine Auskunft zu geben. Da müssen Sie sich schon an die Kommandantur wenden!»

Allmählich kam der Briefwechsel wieder in Gang. Das Befinden lässt noch sehr zu wünschen übrig, aber: «Im Übrigen ist Behandlung und Verpflegung weiter grossartig.» Dieser Satz war – anscheinend von der Kontrolle – blau unterstrichen.

Am 13. Mai 1934, also fast nach einem Vierteljahr, wurde Hans nach Esterwegen zurückgeschickt, noch nicht arbeitsfähig, als Rekonvaleszent. Er schrieb, dass er wiederhergestellt sei, bis auf ein völlig steifes Knie. Der Arzt habe ihm gesagt, dieses Knie könne nur nach langer Zeit bei sehr sorgfältiger Behandlung, Bestrahlung, Massage, bei Übungen mit bestimmten Apparaten beweglicher werden; dazu sei im Lager keine Möglichkeit.

9. Rechtsanwälte unter Terror

Hans hatte mir in seinem ersten Brief aus Esterwegen geschrieben, ich solle mich bei Dr. Conrady erkundigen, ob ein Strafverfahren gegen ihn schwebe. Der Kriminalkommissar in Brandenburg hätte gemeint, wenn kein Strafverfahren schwebe, so könne er einen Anwalt nehmen, der seinen Fall vertreten dürfe. Für diesen Fall legte er gleich eine unterzeichnete Vollmacht für den Anwalt bei und einen Bericht über seine frühere Betätigung, aus dem ich die wichtigsten Teile wiedergebe:

«Ich bin am 28. Februar 1933 in Schutzhaft genommen worden. Ein konkreter Grund für die Massnahme ist mir niemals angegeben worden. Sie gründet sich offenbar ganz allgemein auf meine frühere Tätigkeit als Verteidiger in einer grossen Anzahl von Kommunistenprozessen. Diese Tätigkeit – in der das Justizministerium eine kommunistische Betätigung im Sinne des Rechtsanwaltsgesetzes sieht – hat auch zur Folge gehabt, dass im Juli 1933 meine Zulassung als Anwalt zurückgenommen worden ist.

Ein Strafverfahren gegen mich schwebt nicht. Die Gründe für die lange Dauer meiner Haft sind mir nicht bekannt. In zahlreichen mir bekannten Fällen sind selbst Funktionäre der KPD nach sehr viel kürzerer Zeit entlassen worden. Ich möchte jedoch auf einige Punkte hinweisen, die für den Haftentlassungsantrag möglicherweise von Bedeutung sind:

Nach Vorhaltungen, die mir während der Schutzhaft wiederholt gemacht worden sind, scheint vielfach die Ansicht zu bestehen, dass ich eine hervorragende Funktion in der KPD ge-

habt hätte. Das trifft nicht zu. Ich habe der KPD nicht einmal als Mitglied angehört, und zwar nicht nur aus formellen Gründen, sondern wegen erheblicher politischer Differenzen. Ich habe seit 1925 gegen die Parlaments- und Gewerkschaftspolitik der KPD, gegen ihre optimistische Einschätzung Russlands und gegen die Abhängigkeit von der Moskauer Zentrale (in der ich ein Werkzeug der russischen Aussenpolitik sah) gekämpft. Diese meine Stellung habe ich, wo es notwendig war, auch im Gerichtssaal stets betont. Auch habe ich stets, wenn ich in öffentlichen Versammlungen der Roten Hilfe über irgendwelche Prozesse referiert habe, meine Abgrenzung gegen die KPD vollzogen. Infolge dieser Stellung habe ich auch niemals die Verteidigung in einem Prozess erhalten, in dem für die KPD als solche etwas auf dem Spiele stand. So erklärt es sich z.B., dass ich trotz meiner grossen Erfolge als Verteidiger in keinem einzigen Hochverratsprozess vor dem Reichsgericht verteidigt habe. Dagegen bin ich mehrfach vor Gericht für Vertreter oppositionellkommunistischer oder anarchistischer Gruppen gegen die KPD aufgetreten, insbesondere vor dem Amtsgericht Lichtenberg im Kampf gegen die seinerzeitigen kommunistischen Stadträte und Bezirksvorsteher. Ich bin mir darüber klar, dass meine frühere politische Einstellung der nationalen Regierung nicht viel sympathischer sein kann als die der KPD, ich lege aber auf die Klarstellung schon deshalb Wert, weil die falsche Vorstellung, die über meine angebliche Rolle in der KPD zu bestehen scheint, möglicherweise die Dauer meiner Haft beeinflusst ...

Ich bin vielfach der Auffassung begegnet, als ob ich vor Gericht besonders gehässig gegen die SA aufgetreten wäre. In Wahrheit ist wohl kein kommunistischer Anwalt dem politischen Gegner vor Gericht in solchem Masse gerecht geworden

wie ich. Wenn ich in Prozessen gegen SA-Leute Verletzte als Nebenkläger vertreten habe, habe ich bei der Würdigung der Beweisaufnahme stets den Grundsatz vertreten, keine Verurteilung zu beantragen, die ich nicht auch als Richter hätte verantworten können. Daher habe ich als Nebenkläger mehrfach Freispruch beantragt. In einer Sache (Foyer u. Gen.) habe ich gegen den Hauptangeklagten, gegen den der Staatsanwalt 10 Jahre Zuchthaus beantragt hatte, keinen Antrag gestellt, weil mir der Einwand der sinnlosen Betrunketheit nicht widerlegt schien. Ich habe in allen diesen Fällen leidenschaftlich für die persönliche Ehrenhaftigkeit des politischen Gegners gesprochen und Zubilligung der Überzeugungstäterschaft beantragt. In einer Sache (Stief u. Gen.) habe ich sogar als Nebenkläger zugunsten der Angeklagten – allerdings erfolglos – Revision mit der Begründung eingelegt, dass das Schwurgericht den Angeklagten zu Unrecht die Überzeugungstäterschaft abgesprochen habe. Das alles ist aktenkundig ...

Mir liegt es an sich nicht, mein Verhalten, das m. E. für einen anständigen Menschen selbstverständlich ist, besonders herauszustreichen; ich muss aber angesichts der dauernden gegenteiligen Behauptungen auf diese Richtigstellung Wert legen.»

Hans nannte mir einen Anwalt, der wiederholt Freilassungen bei Schutzhäftlingen erreicht hatte.

Ich setzte Dr. Conrady die Sache auseinander, und er sagte: «Geben Sie sich nur keine Mühe; Ihr Sohn darf keinen Anwalt mit seinem Fall beauftragen. Ein Strafverfahren gegen ihn schwebt nicht, aber ein Anwalt wird ihm nicht zugestanden.» Ich sagte, ich würde mich bei einer höheren Stelle darum bemühen. Vielleicht gelänge es mir doch, eine Erlaubnis zu be-

kommen, worauf er entgegnete: «Auch wenn Sie die Erlaubnis bekommen, wird sich kein Anwalt in Deutschland finden, der sich für Ihren Sohn einsetzt.»

Der von meinem Sohn genannte Anwalt Dietrich fühlte sich sichtlich geschmeichelt, dass sein Ruf schon so weit gedungen war. Ich sah auf den ersten Blick, dass es ein Mann von ganz kleinem Format war, den nur seine Parteizugehörigkeit in die Höhe gebracht hatte. Nachdem ich etwa fünf Minuten mit ihm gesprochen und er mich die ganze Zeit interessiert beobachtet hatte, sagte er: «Entschuldigen Sie die Unterbrechung, Sie sind doch keine Jüdin?» Ich sagte ruhig: «Nein» und fuhr mit meinen Auseinandersetzungen fort. Nach einer Weile sagte er wieder: «Sie sind doch keine Jüdin? Sie können doch kein jüdisches Blut haben? Das ist doch ausgeschlossen!»

Ich: «Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich keine Jüdin bin.»

Er: «Ja, wie ist denn das aber möglich?»

Ich: «Sie denken wohl, weil Herr Goebbels in seinen Reden immer von dem Juden Litten spricht? Herr Goebbels ist zwar so mächtig, jeden Widerspruch dagegen zu verhindern; aber so weit reicht seine Macht nicht, dass er mein Blut ändern kann.»

Der Anwalt wurde sichtlich geschmeidig und erklärte, er würde mir gern helfen; nur müsse er vorher die Partei fragen, ob sie ihm gestatte, diesen Fall zu übernehmen.

Ich erhielt (nach sechs Wochen) die Antwort, zu seinem grossen Leidwesen sei es ihm nicht möglich, diesen Fall zu übernehmen: Die Partei habe es nicht gestattet.

Als mich Conrady später einmal höhnisch fragte, ob ich einen Anwalt gefunden hätte, sagte ich: «Ich habe nach meinem

ersten Versuch die Sache aufzugeben. Dazu scheint Mut zu gehören. Und es gibt keinen deutschen Mann mehr, der Mut hat.»

Er: «Wie können Sie das behaupten!»

Ich: «Das ist keine Behauptung, es steht fest, dass alle Leute im Dritten Reich vor Angst zittern.»

Natürlich hatte ich mich doch noch nach anderen Anwälten umgesehen. Einer, der Hans sehr liebte und, da er ziemlich weit rechts stand, nicht gefährdet war, wollte es wagen. Aber er bekam einen abschlägigen Bescheid: Litten dürfe nicht durch einen Anwalt vertreten werden. Andere, die äusserlich gut mit dem Dritten Reich standen, erklärten, dass kein Anwalt für meinen Sohn etwas tun dürfe. Sie boten mir aber an, mich heimlich zu beraten; aber es dürfe nie jemand etwas davon erfahren; und ich dürfe am Telefon nie meinen Namen nennen. Auch den Büroangestellten gegenüber führte ich einen anderen Namen. Niemals hat einer von ihnen einen Pfennig Geld von mir genommen. Einer machte mich darauf aufmerksam, wie wichtig es sei, Beziehungen nach England anzuknüpfen und möglichst viele namhafte Leute im Ausland für Hans zu interessieren.

Als Conrady durch Tesmer abgelöst wurde und dieser sich weigerte, mich zu empfangen, meinte mein Anwalt, dem viele Staatsanwälte persönlich bekannt waren: «Er weiss, dass es gefährlich ist, sich mit Ihnen einzulassen. Zweien haben Sie bereits das Genick gebrochen.» Als ich bestritt, dass dies auch bei Conrady der Fall gewesen sei, meinte er: «Glauben Sie nicht, dass es ihm geschadet hat, dass Sie immer wieder eine Stunde bei ihm sassen, während er sonst niemanden empfangen hat? Auch dass er wiederholt zu seinen Bekannten gesagt hat, dass Sie ,sein Lieblingsfaik wären?»

Als ich wieder einmal zu dem Anwalt kam, startete er mich erschrocken an: «Gehen Sie bloss gleich weg; ich muss sofort

verreisen; man hat mir heute auf der Gestapo gesagt, man wisse genau, dass ich mich für den Fall Litten interessiere und ob ich wohl wünsche, dass es mir wie Sack ergehe.» (Sack war nach dem 30. Juni 1934 ins Lager gekommen; aber nicht wegen seiner Verteidigung Torglers, sondern wegen seiner Freundschaft mit dem am 30. Juni ermordeten Obergruppenführer Ernst.)

Ein anderer Anwalt riet mir, mich an einen Mr. Cape zu wenden. Es war alles etwas merkwürdig und geheimnisvoll. Ich durfte den Namen meines Beraters nicht nennen, und Mr. Cape hinwiederum legte den grössten Wert darauf zu erfahren, wer mich zu ihm geschickt habe. Ich erfuhr auch nicht, wo er wohnte, sondern traf mich in einem Hotel mit ihm, an das er sich seine Post schicken liess. Mr. Cape versprach, sich an Göring zu wenden; aber er glaubte nicht, mir Hoffnungen machen zu können. Die Fälle, in denen er habe helfen können, seien viel leichter gewesen.

Erst später und nach langem Drängen verriet mir mein Anwalt, wer dieser geheimnisvolle Mr. Cape sei: ein amerikanischer Financier, der für Göring – und wahrscheinlich auch für andere Parteibonzen – grosse Geldsummen ins Ausland schob und nach jeder Schiebung einen Schutzhäftling freibat.

Er stand also gleichzeitig im Dienste der Nationalsozialisten und ihrer Gegner.

Eine etwas andersartige Erfahrung machte ich mit einem österreichischen Anwalt, Herrn Dr. Braun-Stammfest, Wien I, Graben 14. Freunde aus Wien schrieben mir, er habe sich angeboten, Hans herauszubekommen. Ihnen gefiele er nicht; aber sie wüssten, dass er schon viele Leute aus Konzentrationslagern befreit hätte. Er käme demnächst nach Berlin; ich solle mit ihm verhandeln.

Ich tat das. Er kam zwar nicht selber, weil er zu beschäftigt war, schickte aber seinen Bruder. Der erklärte, die Sache läge so: Herr Braun-Stammfest sei einflussreicher österreichischer Nationalsozialist, würde daher von Hitler besonders freundlich behandelt, und der würde ihm eine Bitte nicht abschlagen. Er habe am Tage vorher eine Audienz bei Hitler gehabt, wo er im Namen der österreichischen Nationalsozialisten eine kostbare Standuhr überreicht habe, die einst in Wien im Besitz Napoleons gewesen sei. (Es wäre zwar unerlaubt, diese Uhr ausser Landes zu bringen, aber so etwas spiele keine Rolle.) Hitler habe sich über diesen Treuebeweis gefreut, sei sehr gnädig gewesen, und diese Gelegenheit habe Herr Braun-Stammfest benutzt, Hitler zu sagen, dass er sich für die Freilassung Hans Littens interessiere. Hitler habe ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: «Über diesen Fall wollen wir noch einmal reden, den Gefallen werde ich Ihnen tun können.» Natürlich würde die Sache sich eine Weile hinziehen, so fuhr der Bruder Braun-Stammfests fort, aber sie sei so gut wie sicher; es würde ein bisschen Geld kosten, sechstausend Mark ungefähr, und eine Anzahlung von tausend Mark.

Wir gaben dem Herrn für die Vorschusszahlung so viel, wie wir gerade im Hause hatten. Den Rest wollte er bei der nächsten Gelegenheit abholen, er habe oft in Deutschland zu tun.

Bald bekamen wir einen Brief: die Sache mache keine Schwierigkeiten, es ginge alles über eine hochgestellte Persönlichkeit in Wien (den Andeutungen nach konnte es nur v. Papen sein). Ich solle meinen Sohn auffordern, ein Versprechen auszustellen, dass er sich verpflichte, nicht mehr seine Anwaltstätigkeit auszuüben und in keiner Weise mehr politisch zu arbeiten. Ich schrieb zurück, man habe sich anscheinend nicht mit dem nötigen Ernst an diese Angelegenheit herangemacht,

sonst müsste man in Erfahrung gebracht haben, dass mein Sohn von der Anwaltsliste längst gestrichen sei, und dass ich über derartige Dinge mit meinem Sohn nicht verhandeln dürfe. Er müsse diese Verhandlung mit meinem Sohn direkt übernehmen, und zwar auf dem Wege über die Gestapo, die ihm ja Zusicherungen gemacht habe.

Kurze Zeit danach kam ein Herr Dehnhard (Fallschirmspringer!) zu mir, vorher von Herrn Braun-Stammfest als sein Bevollmächtigter angekündigt. Er holte den Rest des Vorschusses ab und erklärte, es wäre alles auf dem besten Wege, die Sache solle aber anders geregelt werden. Ein Nervenarzt in hoher Parteistellung werde Hans untersuchen, ihn für haftunfähig erklären, in sein Sanatorium nehmen und die Behandlung bis zu einer wirklichen Haftentlassung hinziehen. Dieser Weg sei auch der verantwortlichen Regierungsstelle lieber.

Bald darauf war ich für einige Wochen in der Schweiz und schrieb Herrn Braun-Stammfest, jetzt könnten wir ungestört über den Fall korrespondieren. Er antwortete trotz verschiedener Mahnungen nicht, erklärte aber meiner Freundin in Wien, die ihn mir empfohlen hatte, die Sache wäre auf gutem Wege. Sie war und blieb bei allen Anfragen auf gutem Wege. Herr Braun-Stammfest hatte wirklich viel Erfolg gehabt; aber es stellte sich heraus, dass die Leute, die er aus dem Lager befreit hatte, alle Nazis waren, die in Wollersdorf gesessen hatten!

II. Teil

Lichtenburg

1. Kampf um einen Besuch

Von der Existenz des Lagers Lichtenburg hörte ich zum ersten Male am 7. Juni 1934. Hans war plötzlich dorthin transportiert worden. Erkundigungen ergaben, dass es ein verhältnismässig günstiges Lager war, wohin in erster Linie kränkliche und invalide Leute geschickt wurden.

Eine Bitte um Besuchserlaubnis wurde mir unfreundlich abgeschlagen.

Ein Brief meines Sohnes, in dem er um eine neue Brille bat, beunruhigte mich sehr. Oft, wenn er misshandelt worden war, wurde ihm auch die Brille zerschlagen, so dass ich mir einbildete, das bedeute wieder die Mitteilung von Misshandlungen. Ausserdem schrieb er, er müsse oft an die «Verkündigung» im Bamberger Dom denken. Diese Verkündigung stellt, im Gegensatz zu den sonstigen Verkündigungen, nicht eine frohe Botschaft dar, sondern der verkündende Engel drückt Maria die Hand auf die Stirn mit einer Geste, als ob er ihr alles Unglück der Welt auferlege. Ich glaubte, dass auch das eine Mitteilung sein solle, und bat, Dr. Conrady zu sprechen. Der war von seinem Urlaub nicht zurückgekehrt. Es war kurz nach dem 30. Juni 1934. Sowohl er wie Dr. Diels waren versetzt worden, und Himmler hatte die Leitung der Gestapo übernommen. Dr. Tesmer, der Nachfolger Conradys, weigerte sich am Telefon, mich zu sprechen, und erklärte, Besuchserlaubnis gäbe es nicht, wenn nicht wirtschaftlich dringende Gründe vorlägen. Meinem Sohn ginge es gut. Ich sagte ihm, dass ich mir Sorgen machte wegen des noch nicht ausgeheilten Beines und seines Gesundheitszustandes. Er sagte: «Sie können überzeugt sein,

dass er im Lager mit der dort üblichen Fürsorge behandelt wird», worauf ich erwiderte: «Ja, mit der Fürsorge, die ihn zum Krüppel gemacht hat.» Tesmer fuhr mich an: «Wie können Sie wagen, mir so etwas am Telefon zu sagen!» Ich antwortete: «Wie soll ich es sonst sagen, wenn Sie mich nicht empfangen?»

Einmal gelang es mir dann doch, von Tesmer empfangen zu werden, als ich eine Beschwerde vorzubringen hatte. Er ging auf meine Beschwerden nicht ein, sondern verlangte zu wissen, woher ich meine Informationen hätte. Ich sagte: «Herr Dr. Tesmer, Sie kennen mich noch nicht. Ich weiss, dass Ihre Zeit kostbar ist, denn mit dieser Begründung haben Sie immer abgelehnt, mich zu empfangen. Um zu vermeiden, dass Sie Ihre Zeit mit überflüssigen Fragen vergeuden, erkläre ich, dass ich mich lieber lebendig in kleine Stücke hacken lasse, als dass ich Menschen verrate, die mir helfen. Wollen Sie mich auf diese Erklärung hin noch ausfragen?» Er bekam einen roten Kopf und sagte: «Nein!» Aber er hat mich nie wieder empfangen.

Ich schrieb an Herrn v. Blomberg, obwohl ich mir vorgenommen hatte, mich nicht wieder an ihn zu wenden. Ich trug den Brief persönlich zu ihm, in der Hoffnung, ihn bei dieser Gelegenheit sprechen zu können, hörte aber von dem Portier, dass Herr v. Blomberg sich auf einer Erholungsreise in Schweden befände. Der Portier war ein etwas gesprächiger Herr, noch ziemlich erfüllt von den Ereignissen des 30. Juni und von der spannenden und gefährlichen Situation, in der sich das ganze Reichswehrministerium befunden hatte. Und da ich alles bewundernd mitanhörte, versprach er mir, meinen Brief nicht in das Büro zu geben, sondern mit in die Post hineinzuschmuggeln, die Herrn v. Blomberg nachgeschickt wurde.

Wenige Tage später hatte ich eine Antwort des Adjutanten, eine etwas verschmierte Ansichtspostkarte aus Helsingfors: «Sehr geehrte, gnädige Frau, Ihre Zeilen erreichten den R.W. M. hier auf einer Auslandsreise. Etwa Mitte August wird er wieder in Berlin zurück sein. Bitte rufen Sie dann nochmals an. Heil Hitler, Ihr v. A.» Aus dieser mir hilfsbereit klingenden Karte schöpfte ich neue Hoffnungen auf Blombergs Verhalten.

Mein Mann, der sich bisher auf meinen Wunsch im Ausland aufgehalten hatte, kehrte zurück, als die Bewilligung von Devisen schwierig wurde. Nachdem mir nichts geschehen war, schien seine Person nicht mehr gefährdet zu sein. Er blieb auch weiterhin im Hintergrund, da wir im Interesse von Hans nicht riskieren konnten, die Pension zu verlieren. Ich diskutierte viel mit meinem Mann darüber, wie ich Blomberg diesmal beikommen könnte, und mein Mann meinte: «Wenn ich nur mit ihm reden könnte. Ich würde ihn soweit bringen, dass er etwas Vernünftiges tut. Wir haben uns immer sehr gut verstanden, und er hat mich in so vielen vertraulichen Dingen um Rat gefragt, dass er mir gegenüber hilfsbereit sein müsste.» Ich sagte: «Na also, dann geh du doch zu ihm. Das leuchtet mir alles sehr ein, und das kann ja auch keine Gefährdung für dich sein, wenn du zu deinem alten Bekannten Blomberg gehst.» Blomberg kam früher als erwartet zurück, weil Hindenburg gestorben war. Mein Mann schrieb ihm und erhielt als Antwort einen Brief des Adjutanten: «Der Herr Reichswehrminister ist durch den Tod des Generalfeldmarschalls und die darauffolgenden Ereignisse so in Anspruch genommen, dass er niemanden empfangen kann. Wenn Sie mir Ihre Angelegenheit vortragen wollen, bin ich gern bereit, Sie zu empfangen, unter der Voraussetzung, dass

es sich nicht um eine politische Angelegenheit handelt.» Mein Mann erklärte: «Unter diesen Bedingungen kann ich keinesfalls zu ihm gehen; dann ist ja doch alles aussichtslos, und ich als alter Hauptmann kann mich nicht hinauswerfen lassen mit der Bemerkung, dass ich unter falschen Vorspiegelungen erschienen wäre.» Er schrieb dem Adjutanten, dass er unter diesen Bedingungen auf einen Besuch verzichte.

Am andern Tag rief ich den Adjutanten an und sagte ihm: «Ich höre soeben, was Ihnen mein Mann geschrieben hat. Er hat mir erklärt, er als alter Hauptmann könne es nicht riskieren, von Ihnen herausgeworfen zu werden. Meiner Ansicht nach handelt es sich nicht um einen politischen Fall. Ich bitte Sie, mich an seiner Stelle zu empfangen. Mich können Sie rauswerfen. Meine Ehre wird dadurch nicht gekränkt. Ich stelle dann eben fest, dass wir verschiedener Ansicht darüber sind, was man unter ‚politischen Dingen‘ versteht. Jedenfalls möchte ich Sie sprechen.» Er sagte: «Haben Sie meine Karte aus Schweden nicht bekommen? Selbstverständlich bin ich bereit, Sie zu empfangen. Kommen Sie nur.»

Er sass an seinem Schreibtisch, schlank und elegant in seiner weissen Uniform, wippte leicht mit einer kleinen Reitpeitsche, die er in der Hand hatte, um mir anzudeuten, dass er keine allzu tiefgehende Unterhaltung wünschte, was mich aber nicht daran hinderte, sofort loszulegen. Er hörte interessiert zu und kam mir mit der üblichen Bemerkung: «Sie wissen, dass Herr v. Blomberg selbst beim besten Willen nicht in der Lage ist, etwas zu tun. Sie kennen doch das Gesetz, dass kein Ressort sich in das andere einmischen darf.» Ich: «Wenn Herr v. Blomberg wollte, könnte er etwas tun.» Er fragte: «Was denken Sie, was er tun könnte? Wir sind unpolitisch und dürfen uns nicht in politische Dinge mischen. Gott sei Dank, dass wir nichts mit

der Politik zu tun haben. Wir stehen hinter unserem Führer, und alles andere geht uns nichts an.»

Ich sagte: «Wenn ich Herr v. Blomberg wäre, würde ich bei der nächsten Kabinettsitzung mit der Faust auf den Tisch schlagen und sagen: ‚Ich, Herr v. Blomberg, habe einen guten Namen zu verlieren. Ich gehöre dem Reichskabinett an. Man nimmt im Ausland an, dass ich dadurch Einfluss ausüben kann, und man wird mich ebenso wie Sie für die unerhörten Schweinereien, die hier dauernd im Lande geschehen, verantwortlich machen. Ich mache nicht mehr mit, wenn Sie nicht dafür sorgen, dass diese Dinge aufhören!‘» Der Adjutant lächelte: «Ja, gnädige Frau, Sie würden das tun. Aber Herr v. Blomberg wird so etwas niemals tun.»

Ich sagte: «Also, wenn das alles hier nutzlos ist, so geben Sie mir wenigstens einen Rat, was ich tun kann.»

Er: «Wenden Sie sich direkt an Himmler. Schreiben Sie ihm einen Brief und bitten Sie ihn um eine Unterredung. Aber schreiben Sie liebenswürdig und sehr höflich. Nichts von Schweinereien und Verbrechen. Sonst lässt er Sie gar nicht vor. Wenn Sie nachher bei ihm sind, können Sie alles so temperamentvoll vortragen, wie Sie es mir vorgetragen haben. Vielleicht macht das auf ihn Eindruck.» ...

Ich schrieb also liebenswürdig und höflich an Himmler und berief mich auf einen Erlass von Hess, den der *Völkische Beobachter* am 24. Januar 1934 veröffentlicht hatte, und zwar auf folgenden Absatz: «Wer unter berechtigter Sorge um die Bewegung, unter Nennung seines Namens, mein Eingreifen gegen Schädlinge und Verderber unter den Führern der NSDAP erbittet, darf stets meines Schutzes gewärtig sein.» Ich fügte hinzu, dass ich schwerwiegende Dinge vorzubringen hätte, und dass es im Interesse des Staates liege, mich anzuhören.

Sofort nach Empfang des Briefes rief mich der persönliche Adjutant Himmlers an und erklärte mir, Himmler sei im Augenblick verreist. Ich möge doch zu ihm kommen.

Auf der Gestapo empfing mich Hauptmann Frodien mit guten und höflichen Manieren. Ich sagte, ich hätte Dinge vorzutragen, die nicht erfreulich seien, und würde deshalb keinen guten Eindruck auf ihn machen. Vielleicht interessiere er sich dafür, Erkundigungen über mich einzuziehen, und für diesen Fall möchte ich ihm Herrn v. Blomberg nennen, mit dem ich sehr gut bekannt wäre. Damit hoffte ich, mir eine respektvolle Behandlung zu verschaffen. Ich fuhr fort, ich wüsste, dass Himmler die zuständige Stelle für meine Beschwerden wäre; ob ich denn nun mit ihm ebenso reden könne, wie ich es mit Himmler nach den Worten von Hess tun durfte. Er erklärte, es könne mir gar nichts geschehen. Er als Adjutant wäre genauso zuständig wie Herr Himmler.

Ich legte nun los und erzählte von Anfang an alle die Ungeheuerlichkeiten, die vorgekommen waren, und sagte, ich sei aufs Neue beunruhigt: erstens, weil man mir keine Besuchserlaubnis gebe, zweitens, weil mein Sohn eine neue Brille verlange und ich annähme, dass man ihm die alte wieder kaputtgeschlagen hätte, und drittens, weil ich gerade den Besuch einer englischen Dame empfangen hätte, die sich bei mir nach dem Befinden meines Sohnes erkundigen wollte. Seine englischen Kollegen hätten seit seinem Unfall nichts mehr von ihm gehört, und es gingen Gerüchte, dass er ein Bein verloren hätte. Von anderer Seite wurde sogar gesagt, dass er tot sei.

Er versuchte, mir meine Sorgen auszureden. Ich sollte auf diese dummen Gerüchte keinen Wert legen: es wäre überhaupt alles Lüge, was von kommunistischer Seite in die Welt gesetzt würde. «Entschuldigen Sie, dass ich anderer Meinung bin. Ich

bin keine Kommunistin, habe auch keine Beziehung zu Kommunisten. Aber alles, was ich bisher in dieser Richtung gehört habe, hat sich als Wahrheit erwiesen, während die Herren hier auf der Gestapo mich nach Strich und Faden belogen haben.»

Er sprach von meiner Nervosität als Mutter, dass ich jetzt aber beruhigt sein könnte, denn wenn derartige Dinge tatsächlich vorgekommen seien, so wären das Übergriffe gewesen; jetzt, nachdem Herr Himmler die Sache in der Hand habe, würden sie geahndet werden: «Wenn wir derartige Dinge entdecken, werden wir mit Feuer und Schwert dazwischenfahren!»

Ich sagte, auch dies könne mich nicht beruhigen, denn nach der Übernahme der Gestapo durch Herrn Himmler sei die Ermordung von Mühsam erfolgt. Gerade dies beunruhige mich; denn ich hätte auch noch ein Gerücht vernommen, nämlich, dass die Mörder Mühsams gesagt hätten: «So, der Kerl ist fertig. Jetzt kommt das Schwein, der Litten, dran!»

Ich bekam einen Verweis, dass ich dies glauben könne. Ich wisse doch aus der Zeitung, dass Mühsam sich erhängt habe. Ich sagte, dass ich mich sehr viel mehr auf meine Informationen als auf Zeitungsberichte verlasse und dass ich aus zuverlässiger Quelle wisse, dass Mühsam ermordet worden sei; dass ich eine genaue Schilderung des Vorgangs bekommen hätte; dass es jedem, der etwas über Mühsam wisse, bekannt wäre, dass er den Selbstmord aus politischen Gründen abgelehnt habe. Wenn man aber diesen Mann, der seit eineinhalb Jahren Misshandlungen erduldet hätte, nun doch zum Selbstmord getrieben habe, so spräche das fast noch mehr gegen die Zustände in den Lagern als eine Ermordung Mühsams.

Er versuchte, mir klarzumachen, dass es ganz begreiflich wäre, wenn ein so alter Mann sich mal in einer stillen Nacht

gesagt habe: Du kommst von hier nicht mehr raus. Bei dem Gedanken kann man auch bei guter Behandlung Schluss machen. – Als er aber sah, wie eigensinnig und unbeirrbar ich auf meinem Standpunkt beharrte und immer wieder auf die Auslandsgerüchte zurückkam, sagte er: «Diese Sorge will ich Ihnen nehmen. Sie sollen sich persönlich davon überzeugen, ob das Bein noch vorhanden ist.» Er telefonierte in meiner Gegenwart mit Tesmer, der mir die Besuchserlaubnis auszustellen hatte. Dem Telefongespräch entnahm ich, dass Tesmer sich gegen die Besuchserlaubnis sträubte und zuletzt gewissermassen einen Befehl von Himmlers Adjutanten erhielt. Zum Schluss erklärte mir der Herr Hauptmann noch, dass jeder Kommunist ein Lump sei, dass er seine Erfahrungen gemacht habe. Ich entgegnete, dass er dann Pech mit seinen Erfahrungen gehabt habe. In unserem Haus hätten sehr viele Studenten verkehrt, und fast jedes Mal, wenn mir einer so gut gefiel, dass ich mit ihm in freundschaftlichen Verkehr kam, habe er mir anvertraut, dass er Kommunist sei.

Ich ging dann, wie man mir anbefohlen hatte, zu Herrn Tesmer, die Besuchserlaubnis abzuholen. Dieser weigerte sich aber, mich zu empfangen. Der Sekretär, der mir die Besuchserlaubnis ausstellen musste, sagte: «Sie müssen mir einen wirtschaftlichen Grund für den Besuch angeben. Nur unter diesen Bedingungen ist ein Besuch gestattet.»

Ich erklärte, erbittert über das neue Hindernis, dass ich keine wirtschaftlichen Gründe hätte. Da meinte er: «Regen Sie sich nicht auf. Wir müssen nur zusammen einen Grund suchen.» Ich sagte: «Lügen bin ich nicht gewohnt; also bitte, schlagen Sie mir Gründe vor.» Schliesslich fiel mir ein: Einer der Klienten meines Sohnes, dessen Akten mitbeschlagnahmt waren, halte einige wertvolle Wechsel darunter, die er zurück-

haben musste und derentwegen er an mich geschrieben hatte. Der Sekretär meinte, dieser Grund sei ein wirtschaftlicher.

Katholische Freunde hatten mich an einen katholischen Geistlichen empfohlen, der in der Gefangenenfürsorge tätig war und sich leidenschaftlich bemühte, den Opfern des Regimes Erleichterungen zu verschaffen. Er war über den Fall meines Sohnes bereits informiert. Er strahlte, als ich verschiedene meiner Auftritte auf der Gestapo schilderte, und sagte mir, wie wichtig solche Wahrheitsfanatiker im Kampfe gegen die Nationalsozialisten wären. Darauf sagte ich, ich brauchte die Hilfe eines mutigen Geistlichen, der meinen Sohn besuchen müsse, um mir Nachrichten zu bringen. Vielleicht lasse es sich auf dem Wege über eine Beichte machen. Mein Sohn sei zwar protestantisch getauft, neige aber sehr zum Katholizismus (die Freundschaft meines Sohnes mit Pater Stratmann machte auf ihn einen guten Eindruck). Ich wende mich an einen Vertreter der katholischen Kirche, weil ich mich gerade bei katholischen Geistlichen in mehreren Fällen von mutiger Hilfsbereitschaft überzeugt hätte. Er wies mich an den geeigneten Mann, wollte aber nichts Schriftliches geben, nur eine mündliche Bestellung, die ich genauso wiederholen musste.

Der mir genannte Geistliche erklärte, das Bekenntnis meines Sohnes sei ihm völlig gleichgültig. Er wolle alles tun, worum ich bat, aber die Erlaubnis, den Besuch bei meinem Sohn im Lager zu machen, müsse ich ihm verschaffen. Man erlaube ihm nicht, geistliche Besuche bei den Gefangenen zu machen, wenn die Gefangenen nicht extra darum bäten. Aber auch das sabotiere man. Man erkläre ihm seit einiger Zeit, die Gefangenen wünschten keinen geistlichen Zuspruch mehr. In

einem besonderen Fall habe ihn eine Katholikin gebeten, ihren Mann aufzusuchen; er habe es mehrfach versucht, man habe ihm jedes Mal gesagt, der Gefangene lehne es ab, ihn zu sehen, er wünsche seinen Zuspruch nicht. Später hat sich herausgestellt, dass man es dem Mann, der den Geistlichen gern gesprochen hätte, verboten hatte.

Er beauftragte mich, in Erfahrung zu bringen, ob sich keine katholischen Häftlinge mehr auf der Lichtenburg befänden, wie die Lagerleitung behauptete (erst ein Jahr später gelang es mir festzustellen, dass doch Katholiken dort waren).

Ich ging zu verschiedenen Pfarrern, wo ich mich als Enkelin zweier Geistlicher gut einführen konnte. Ich erfuhr, dass der für die Lichtenburg zuständige Geistliche dort kein Amt mehr habe und dass sein Nachfolger Deutscher Christ sei. Da legte ich keinen Wert darauf, ihn zu sprechen.

Hans versicherte mir bei meinem Besuch (bis zum 20. August hatte ich darum kämpfen müssen), dass es ihm gut ginge. Er machte einige Schritte, so dass ich feststellen konnte, dass das Bein steif, aber vorhanden war. Spuren von Misshandlungen sah ich nicht, obwohl ich seinen Kopf sehr gründlich untersuchte. Ich erklärte nämlich plötzlich: «Dein Haar wird ja so dünn», und nahm, ehe sich die Wache dagegen wehren konnte, seinen Kopf in die Hand und untersuchte den Hinterkopf auf kahle Stellen. Das Haar war fast abrasiert, so dass man alles übersehen konnte. Hans erzählte, man habe in Papenburg gesagt, dass zehn Jahre Konzentrationslager über ihn verhängt worden seien.

In der Viertelstunde liess sich nicht viel sprechen; aber ich hatte einen beruhigenden Eindruck. Als die Viertelstunde um war, musste ich hinaus, während mein Sohn im Zimmer stehenblieb, um von der Wache abgeholt zu werden.

Der Herr im Nebenzimmer sagte zu mir: «Das hat ja nun keinen Sinn, dass Sie diese Minuten im getrennten Raum stehenbleiben. So lange können Sie noch mit Ihrem Sohn zusammenbleiben.» Und er liess mich zu ihm allein zurückkehren. So erfuhr ich in dieser Minute, dass er tatsächlich nicht misshandelt würde und dass die Zustände wesentlich besser wären als in seinen bisherigen Lagern. Ich konnte noch flüstern: «Wenn du misshandelt wirst, so unterschreibe nur mit ‚Hans‘.» Er unterzeichnete sonst an mich mit seinem vollen Namen Hans Achim, während er die Briefe an seine Freunde mit «Hans» unterschrieb. So konnte der Zensur nichts auffallen. Nach meiner Rückkehr schrieb ich Herrn Hauptmann Frodien einen Dankbrief mit der Bemerkung, ich sei nun überzeugt, dass er mir die Wahrheit gesagt hätte. Mein Eindruck von meinem Sohn sei gut gewesen.

2. «Die Gedanken sind frei!»

Die Briefe, die ich aus dem Lager bekam, klangen ganz zufrieden. Ich gab der englischen Dame, die am nächsten Tag nach England ging, die Mitteilung mit, dass es meinem Sohn verhältnismässig gut ginge, und dass das Bein, wenn auch steif, doch vorhanden sei.

Während ich noch darüber nachdachte, wie ich wohl zu einem zweiten Besuch gelangen könne, kam mir eine Bestellung zu Hilfe, die mir Hans durch einen entlassenen Schutzhäftling machen liess. Es war ein Berliner Proletarierjunge, der völlig zerlumpt bei mir erschien. Er erklärte, er brächte Grüsse von Hans, und sein zerrissenes Jackett aufklappend, deutete er auf einen schönen wollenen Sweater: «Erkennungsmarke!» Es war ein Sweater, den ich Hans geschenkt hatte und den er diesem Jungen gegeben hatte mit der Bemerkung, er solle ihn erst zurückschicken, wenn er wieder zu einem warmen Stück gelangt sei. Ich gab ihm sofort meinen Sweater und tauschte ihn gegen den meines Sohnes ein. Der Junge hatte das Reisegeld von meinem Sohn bekommen und berichtete, wie sehr Hans immer geholfen hätte mit dem Geld, das er von uns bekam. Man durfte damals jede Woche 15 Mark schicken. Hans verlangte anfangs wesentlich weniger; aber es steigerte sich sehr rasch bis zur voll erlaubten Summe, weil er viel für die anderen ausgab.

Dieser Junge bestellte mir, es ginge das Gerücht um, dass ein Teil der Häftlinge nach Dachau kommen solle. Ich möge alles tun, was ich könne, das zu verhindern. Ich meldete mich also wieder bei Hauptmann Frodien an, versicherte ihm aber am Telefon, dass ich weder eine Beschwerde vorbringen noch

um Besuchserlaubnis bitten wolle. Ich trug ihm vor, dass in Berlin das Gerücht kursiere, verschiedene Leute sollten von Lichtenburg nach Dachau abgeschoben werden, das als besonders schlechtes Lager gelte.

Er: «Nein, wenn Ihr Sohn nach Dachau käme, dann müsste ich das schon wissen. Im Moment ist nichts Derartiges zu erwarten. Abgesehen davon wäre es kein Unglück; denn Dachau ist ein Musterlager mit vorzüglichen sanitären Anlagen.»

Ich: «Die sanitären Einrichtungen helfen einem aber nicht viel, wenn man zu Tode gequält wird.»

Er: «Misshandlungen kommen dort bestimmt nicht vor.»

Ich: «Sie wissen, was mein Sohn alles erlebt hat, und über Dachau gehen die furchtbarsten Gerüchte um.»

Er: «Ich habe gerade vor vierzehn Tagen Dachau inspiziert und habe alles vorzüglich gefunden.» Ich: «Das ist kein Wunder bei der Art, wie Inspektionen gemacht werden. Es will nichts besagen, wenn Sie nichts gesehen haben. Da das Lager einige Tage vorher die Mitteilung bekommt, dass es inspiziert wird, so haben die Mannschaften die Möglichkeit, alles Unangenehme aus dem Wege zu räumen und die misshandelten Leute irgendwo zu verstecken. Sie müssten überraschend in den Lagern erscheinen, dann würden Sie wissen, was dort los ist.»

Er: «Nein, diese Dinge kommen nicht mehr vor. Sie haben sich in Lichtenburg überzeugt, dass alles gut ist, und ich habe bei meiner Revision in Dachau einen Kommunisten ausgefragt, der mir gesagt hat, er würde dort ausgezeichnet behandelt.»

Ich: «Sie wissen, dass mir mein Sohn immer erklärt hat, wie ausgezeichnet er behandelt wird, während man ihm die

Spuren der Misshandlungen ansah. Auf solche Aussagen ist nichts zu geben.» Er aber blieb fest überzeugt von den wahrheitsgemässen Aussagen des Mannes, den er vernommen hatte, und der ihm, «obwohl er Kommunist war», einen ausgezeichneten Eindruck gemacht hatte.

Ich kam noch einmal auf Lichtenburg zurück, bedankte mich und sagte: «Sie sehen, wie richtig es war, mich einmal dorthin zu lassen. Wenn man mehr Gelegenheit hätte, sich von dem Wohlbefinden der Gefangenen zu überzeugen, würden jedenfalls falsche Gerüchte nicht aufkommen. Ich habe sofort nach England weitergegeben, dass das Gerücht über das abgenommene Bein meines Sohnes falsch war und dass ich davon überzeugt wäre, dass mein Sohn zur Zeit anständig behandelt würde.»

In dem Moment, als ich die Bemerkung über England machte, trommelte der Hauptmann nervös auf der Tischplatte und sah mich prüfend an. Ich hatte das Gefühl, eine Dummheit gemacht zu haben, indem ich meine Beziehungen zu England eingestand, und sagte: «Es schien mir richtig, dass ich dies tat; denn ich lege Wert darauf, dass keine falschen Nachrichten im Ausland erscheinen, und werde immer bereit sein, sie aufzuklären.»

Plötzlich lächelte er: «Wie lange haben Sie den Jungen nicht gesehen?», und als ich sagte: «Ein Vierteljahr», fragte er: «Wollen Sie ihn wiedersehen? Ich gebe Ihnen Besuchserlaubnis.» Nachdem ich sie hatte, lachte ich und sagte: «Ich möchte Sie aber darauf aufmerksam machen, dass ich mein Wort gehalten und nicht um Besuchserlaubnis gebeten habe. Sie haben sie mir geschenkt. Sonst wird mir nachgesagt, dass ich mir unter falschen Vorspiegelungen eine Unterredung verschafft hätte.»

Er versprach mir beim Abschied, dass ich mir jedes Vierteljahr die Besuchserlaubnis bei ihm abholen könnte.

Dieses Mal durfte ich eine Stunde bei Hans bleiben, was für die beiden nächsten Jahre beibehalten wurde. Ich war mit seinem Befinden zufrieden. Er versicherte mir in überzeugender und freier Weise, dass es ihm ausgezeichnet ginge und dass ich mir keine Sorgen um ihn zu machen brauche. In einer Gastwirtschaft, wo ich die Zeit bis zum Abgang des Omnibus verbrachte, erfuhr ich durch geschicktes «Plaudern» mit dem Wirt und den Gästen viel über das Lager, diesmal, dass jetzt ein neuer und «sehr anständiger» Kommandant, Reich, da sei.

Selbstverständlich wurden die Gespräche mit Hans, wie immer, streng überwacht; aber trotzdem fand sich jedes Mal eine Gelegenheit, sich durch ein Zeichen oder ein paar dazwischengeworfene Worte zu verständigen. Hans nahm stets lebhaften Anteil an allem, was ich ihm über seine Freunde erzählte. Er selber sprach eingehend und interessiert von seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Jedes Gespräch über Politik und alles, was das Lager betraf, war verboten.

Jetzt besuchten mich öfter Leute, die mit Hans zusammen im Lager, in derselben Gruppe, ja im selben Raum gewesen waren. Ich hörte, dass er in der Buchbinderei arbeite (selbst eine Frage nach seiner Beschäftigung wurde mir bei meinem Besuch nicht erlaubt), dass er von allen Schutzhäftlingen geliebt und verehrt werde und dass er den besseren SS-Leuten wegen seiner Gelehrsamkeit imponiere. Die Mannschaften kamen mit ihren juristischen Schwierigkeiten zu ihm. Einer forderte ihn auf, ihn in der Sache, in der Hans ihn beraten hatte, nun auch vor Gericht zu vertreten. Er war erstaunt, als Hans ihm sagte, er dürfe keine Anwaltstätigkeit mehr ausüben. Er hatte sich eingebildet, wenn er als SS-Mann das wünsche, würde es ihm gestattet werden.

Ein anderer kam mit seinem Liebeskummer zu ihm; er müsse doch auch in so etwas Ratschläge geben können. Hans empfahl ihm, Rilke zu lesen. Er tat das und liess sich die schwierigen Stellen von Hans erklären. Ob es den Liebeskummer beseitigt hat, habe ich nicht erfahren.

Ich hörte auch, was die Briefe der Angehörigen für die Häftlinge und besonders für Hans bedeuteten. Sie wurden immer und immer wieder gelesen; Hans konnte sich niemals entschliessen, einen freiwillig zu vernichten. In Lichtenburg sass er mit seinen zuverlässigen Freunden oft viele Stunden der Freizeit über meinen Briefen; jeder Satz wurde von jedem von ihnen durchgesehen, ob er irgendetwas Besonderes zu bedeuten hätte. So wurden denn auch die Briefe, die wir ihm schrieben, immer mehr zu einer wohlabgewogenen Arbeit, besonders für Heinz, der sie viel geschickter tarnte als ich. Sie mussten Hans Anregung geben. Ich ging in Ausstellungen und berichtete eingehend darüber oder über neuerschienene Bücher, die ihn interessieren konnten. Die Briefe mussten auch etwas fürs Herz enthalten. Alles über seine alten Freunde, alles über die entlassenen Schutzhäftlinge interessierte ihn aufs Lebhafteste; vor allem aber jeder Bericht über die Kinder seiner Freunde. Auch ihre Erziehung lag ihm sehr am Herzen. Noch in seinem letzten Brief aus der allerschrecklichsten Zeit gab er Anweisungen, wie man den zweijährigen Jungen seiner Freundin Sulamith, bei dem sich musikalische Begabung zeigte, davor behüten sollte, schlechte Musik zu hören. Seine Lieblinge waren die Fürstchen Kinder; und dann kam bald noch das Kind von Walter und Sulamith hinzu, das in Spanien in der Emigration geboren worden war. Die Mütter dieser Kinder sorgten rührend dafür, dass ich Hans in fast jedem Brief nette Begebnisse erzählen und ein Bild beilegen konnte. Das gab den

Briefen einen harmlosen Anstrich. Vielleicht hätte es die Kontrolle doch verstimmt, wenn nur immer von gebildeten Angelegenheiten die Rede gewesen wäre.

Eigentlich durften die Briefe nach Lichtenburg nur vier Seiten enthalten. Ich dehnte sie aber allmählich unbeanstandet auf acht aus, als ich erfahren hatte, dass der Zensor meine Briefe «direkt gern las», weil sie interessant wären und so viele «nette Kinderwitze» enthielten. Ausserdem hatte es ihm die so bequem zu lesende Maschinenschrift angetan. Er wünschte, dass man es zur Vorschrift erheben sollte, dass alle Briefe mit der Maschine geschrieben würden, weil es die Kontrolle erleichtere.

Leider wurde dieser nette Mann durch einen anderen Zensor ersetzt, dem meine Briefe nicht gefielen. Ich bekam einen zurück, «weil zu lang», an andere machte er unfreundliche Randbemerkungen: «Sie soll doch lieber gleich eine Kunstzeitung einschicken.» Jedenfalls musste ich meine Briefe auf das Normalmass von vier Seiten beschränken; und mit der zunehmenden Anzahl von Häftlingen wurde die Zeilenanzahl immer mehr beschränkt. Hans machte sich grosse Sorgen um seine Freunde Walter und Sulamith, als der spanische Bürgerkrieg ausbrach. Hans fand es selbstverständlich, dass sie dort für Freiheit und Menschlichkeit kämpften. Walter, der als Photograph für die Regierung tätig war, hatte an seinem Revolver ein kleines goldenes Kätzchen, das Hans bei seinen Gerichtsverhandlungen als Talisman bei sich getragen hatte, befestigt. Führte er nicht jetzt denselben Kampf wie Hans damals, nur in anderer Form? Ich musste das Hans erzählen und tarnte zu diesem Zweck Walter als Franco-Kämpfer. Die Idee dieser Tarnung liess Hans in sein helles unbeschwertes Kinderlachen ausbrechen, das wir alle so an ihm liebten und das ich sonst nie während seiner Gefangenschaft von ihm gehört hatte.

Wie viele seiner Freunde und Freundinnen dort im Kampf gegen die faschistische Barbarei starben, habe ich ihm nie erzählt!

Ich hörte auch von mehreren Häftlingen, dass man ihnen die Entlassung angeboten hatte, wenn sie sich dafür zu Spitzeldiensten verpflichteten. Auch im Lager sicherte man günstigere Bedingungen zu, wenn dafür Mithäftlinge denunziert wurden. Das erschwerte das Leben der Häftlinge sehr, weil man immer misstrauisch sein musste; denn mancher bisher anständige Mensch erlag dieser Versuchung. Wenn ich meine Besucher fragte: «Hat man Hans das auch angeboten?», sahen sie mich verblüfft an: «Nein, bei Hans hätte das niemand gewagt.»

Man berichtete mir, dass Hans eine Sonderstellung habe. Selbst der Kommandant war von seiner Vornehmheit beeindruckt und hat ihn verschiedentlich zur Entlassung vorgeschlagen.

Hans hatte sogar die Möglichkeit, anderen Häftlingen zu helfen, die sich in besonders ungünstigen Stellungen befanden, indem er sie als Arbeitskraft für die Buchbinderei anforderte. Er hatte die Leitung der Buchbinderei, hatte dafür zu sorgen, dass alles gut und pünktlich abgeliefert wurde. Wie er alles einteilte, darum kümmerte sich niemand. So hatte er auch neben der offiziellen Freizeit oft die Möglichkeit, wissenschaftlich zu arbeiten, da er in dem ruhigen Raum verhältnismässig ungestört war. Er liess sich Pakete mit wissenschaftlichen Büchern kommen, die oft schwer aufzutreiben und ziemlich kostspielig waren. Daneben verlangte er zu meinem Erstaunen auch eine Menge Detektivschmöker. Man erzählte mir, dass sie für die SS-Leute wären, die ziemlich scharf darauf wären.

Sein Hauptinteresse galt der mittelalterlichen Literatur. Er übersetzte frühhochdeutsche Werke und arbeitete an einem

Lehrbuch für Schulkinder im Alter von etwa vierzehn bis sechzehn Jahren, denen er die Schönheit dieser Kultur nahebringen wollte. Er stellte zu diesem Zweck Werke der bildenden Kunst und Literatur zu Beispielen zusammen. Für die Beispiele aus der Literatur machte er zum grössten Teil eigene Übersetzungen. Als er beim Verlassen der Lichtenburg all sein Hab und Gut zurückschicken musste, erhielt ich unter anderem den Entwurf zu dieser Zusammenstellung, in der schönen Blockschrift der Stefan-George-Bücher geschrieben.

Hans übte erzieherischen Einfluss auf die Häftlinge seiner Gruppe aus. Er sorgte dafür, dass sich jeder nach seinen Fähigkeiten weiterbildete. Selbst mit Dingen, die ihm an sich nicht lagen, beschäftigte er sich zu diesem Zweck. Er liess sich z.B. ein mathematisches Lehrbuch kommen, um es mit einem ehemaligen Volksschüler, der naturwissenschaftlich begabt war, durchzuarbeiten.

Hans erwähnte jetzt öfter in seinen Briefen, dass er einen Arbeitskameraden hätte, der anregend für ihn sei. Ich glaubte, dass es sich um einen Mann handeln müsse, der Germanistik studierte, umso mehr, als mir ein Universitätsprofessor dieses Faches gesagt hatte, es sei unmöglich, dass mein Sohn seine frühmittelalterlichen Arbeiten ohne Nachschlagematerial bearbeite. Seine Studenten im Seminar könnten so etwas auch mit allem dazugehörigen Material nicht. Ich erfuhr später, dass es sich um einen Maurer handelte, der niemals von diesen Dingen eine Ahnung gehabt, aber unter der Anregung von Hans Interesse daran gefunden hatte.

Immer wieder kamen jetzt entlassene Schutzhäftlinge aus der Lichtenburg zu mir. Es waren junge Leute, oft sehr intelligent und gebildet, immer grundanständig in ihrer Gesinnung. Sie

erzählten so ausführlich, dass ich mir von dem Leben dort ein gutes Bild machen konnte. Diejenigen, die in Berlin blieben, kamen öfter zu mir; denn Hans hatte mir ans Herz gelegt, dass ich mich um sie kümmern und dafür sorgen müsse, dass das Interesse für geistige Dinge, das er in ihnen geweckt hatte, nicht wieder einschlief. Er meinte, das sei sehr wichtig für sie, besonders wenn sie keine Arbeit fänden.

Einer von ihnen wohnte bei mir ein paar Tage auf der Durchreise. Er sagte: «Eigentlich bin ich traurig, dass ich entlassen worden bin. Wer soll nun für Hans sorgen? Er braucht jemanden, der für ihn sorgt und der aufpasst, dass seine Gutmütigkeit nicht ausgenutzt wird. Wenn er aus der Kantine Esswaren kauft oder am Sonntag Kaffee und Kuchen für die anderen bestellt, isst er nie mit, weil das Geld nicht für alle langt. Ich habe durchgesetzt, dass die andern nicht essen, ehe Hans sich etwas genommen hat.» Er selber habe für Hans heimlich manchmal Kaffee und allerhand schöne Dinge zubereitet; und er befürchtete, dass nun, da er fort sei, das alles aufhören würde.

Er meinte: «Wenn sie mich dort gefragt hätten, ob ich entlassen werden wolle, hätte ich gesagt: ‚Nein, ich bleibe, solange Hans hier ist.‘ Allerdings, wenn sie mich jetzt fragten, nachdem ich die Freiheit wieder kennengelernt habe, würde ich ‚Ja‘ sagen.»

Als er abreiste, zitterten ihm die Hände so, dass er nicht damit zurechtkam, sein kleines Köfferchen zu packen. Ich merkte ihm an, wie furchtbar schwer er sich von meiner Häuslichkeit trennte. Vielleicht stieg in ihm eine Ahnung auf, wie schwer das Leben für einen entlassenen Häftling ist. Der Kommandant hatte den entlassenen Schutzhäftlingen zwar gesagt, dass sie jetzt wieder in die Arbeits- und Volksgemeinschaft

aufgenommen würden, dass die Strafe verbüsst sei und sie durch nichts mehr an die Vergangenheit erinnert werden sollten. Sicher hat der Kommandant Reich (der einzig einwandfreie, von dem ich gehört habe) geglaubt, was er sagte. Aber die armen Schutzhäftlinge wurden zum grossen Teil anders belehrt. Dieser junge Mann konnte keine Arbeit finden, wie so viele andere, die herauskamen. Und wenn ihm nicht von wirklichen Volksgenossen geholfen worden wäre, würde er elend umgekommen sein, da er (ich weiss nicht, aus welchen Gründen) auch keine Unterstützung erhielt.

Als er später einmal über Berlin kam, erzählte er mir: «Wenn ich den Leuten sagte, dass ich im Lager mit Hans Litten zusammengewesen sei, horchten sie auf. Als ich ihnen durch meine Erzählungen beweisen konnte, dass ich ihm näherstand, wurde ich von allen verwöhnt. Ich hatte fast jeden Tag meine warme Mahlzeit, weil ich immer irgendwo eingeladen war; ich bekam einen warmen Mantel und alles, was ich sonst an Sachen brauchte. Aber ich weiss genau, das galt nicht mir, sondern der Tatsache, dass Hans mich seines Umgangs gewürdigt hatte.»

Eines Tages erschien eine Frau bei mir. Man wäre in der Bevölkerung unruhig. Es ginge das Gerücht, dass man als Antwort auf den Gustloff-Mord Hans erschossen habe. Sie habe sich angeboten, zu mir zu gehen unter dem Vorwand, mir ein Wäschestück von Hans zu bringen. Sie hatte früher seine Wäsche ausgebessert, und es war bei ihr liegengeblieben. Ich konnte sie beruhigen, es ginge Hans gut; ich hatte eben einen Brief von ihm erhalten, den ich ihr zeigte. Sie solle das sofort verbreiten, damit keine falsche Propaganda entstehe. Die Frau blieb den ganzen Nachmittag bei mir. Wir sprachen nur von Hans, für den sie leidenschaftlich schwärmte. Als ich auf

eine derartige Bemerkung sagte: «Es wird mir immer wieder erzählt, dass man im Norden von Berlin Hans wie einen Heiligen verehrt», warf sie mir einen niederschmetternden Blick zu und sagte mit Betonung: «Er ist ein Heiliger!»

Aber auch andere Berichte bekam ich, die nicht den Guten, den Hilfreichen, sondern den Kämpfer schilderten. Eine Skizze, die ich von Walter Schultz erhielt, sei hier eingefügt:

«Mitte Juli 1934 wurden alle Insassen des KZ Oranienburg nach Lichtenburg (Sachsen) überführt. Einige alte Bekannte, ‚Berühmtheiten‘, würde man dort treffen, hiess es; Hans Litten vermutete man allgemein noch in Esterwegen-Papenburg. Zu der Zeit war aber Hans Litten schon in Lichtenburg; wir erfuhren davon erst, nachdem wir aus dem Zellengebäude im KZ Lichtenburg in Gemeinschaftsräume kamen. In welchem Zustand sahen wir ihn! Kameraden, die ihn in Brandenburg gesehen hatten, wo er sich ja die letzte Zeit gut von den vorhergegangenen Misshandlungen erholt hatte, erkannten ihn kaum wieder; und auf uns, die wir ihn während der Schutzhaft nirgends getroffen hatten, machte er einen tiefen Eindruck. Kahl geschoren, auf Stöcke gestützt, schmal, blass, nur die Augen waren lebendig und blickten aufmerksam durch die Brillengläser. Unbekannten, die er kaum, die aber ihn kannten, schüttelte er genauso herzlich die Hand wie Freunden. Er war sogleich Mittelpunkt; von dem, was er ausgehalten hatte, sprach er nicht gern. Sein Rücken war etwas gekrümmt – nicht aber das seelische Rückgrat. Es ging ihm zu der Zeit in Lichtenburg relativ gut. Er wurde mit Buchbinderarbeiten beschäftigt und hatte auch die Bibliothek unter sich. Das lag ihm. Da konnte er raten, dieses Buch empfahl er, von jenem riet er ab. Man konnte sicher sein, von ihm das richtige Buch zu erhalten.

Erfreut und erschüttert sprachen wir oft über Hans Litten; er lag in dem gegenüberliegenden Saal, in den wir nicht durften, mit Ausnahme bei der Bücherverteilung. Als Bibliothekar fühlte er sich recht wohl. Es hiess aber, er habe die erste Zeit in Lichtenburg Entsetzliches ausgehalten, sein verletztes, steifes Bein hinderte die SS nicht daran, ihn zu quälen. Ich glaube, diese Zeit in Lichtenburg, als er Bücher einbinden und verwalten durfte, war mit die glücklichste während seiner Haft.

Brandenburg hatte er hinter sich, Esterwegen, nun Lichtenburg. Man muss sich wundern, woher dieser doch nicht etwa robuste Mensch die Kraft nahm, sogar in dieser entsetzlichen Haft zu opponieren. Er tat es wie folgt:

Irgend eine nationalsozialistische Festlichkeit wurde zum Anlass genommen, die Gefangenen in einen grossen Saal zu treiben. Befehl: Feiern! Und zwar stellten die Gefangenen das Programm zusammen, und sie mussten es auch selber bestreiten. Schwer genug für Menschen, die fürchten mussten, überall anzuecken, wenn sie nicht ausgesprochen nazistisches ‚Kulturgut‘ verwenden wollten. Hans Litten wusste Rat: Er grub aus seiner Bibliothek ein Gedichtbuch aus; es wurde rezitiert. Hans Litten beteiligte sich, und bei seinem Gedicht horchte alles auf. Tiefbewegt waren alle, als er geendet hatte. Er hatte den Mut, in Gegenwart der SS ein Gedicht vorzutragen, das wir oft und oft gesungen hatten, in der Jugendbewegung:

Die Gedanken sind frei,
Wer kann sie erraten?
Sie fliegen vorbei
Wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen,
Kein Jäger erschiessen,

Es bleibet dabei:
Die Gedanken sind frei!

Ich denke, was ich will
Und was mich beglückt,
Doch alles in der Still'
Und wie es sich schicket.
Mein Wunsch und Begehren
Kann niemand verwehren,
Es bleibet dabei:
Die Gedanken sind frei!

Und sperrt man mich ein
In finstere Kerker,
Das alles sind rein
Vergebliche Werke.
Denn meine Gedanken
Zerreissen die Schranken
Und Mauern entzwei:
Die Gedanken sind frei!

Die SS hatte den Sinn des Gedichtes, die Absicht des Vortragenden nicht begriffen; jedenfalls kam sie erst darauf, als es zu spät war. Man bedenke: rundherum schwarze Uniformen, Totschlägertypen; vorne etwas erhöht stehend, ein armer, verkrüppelter, gequälter Mensch, er liest plötzlich ein Gedicht, das in dieser Umgebung eine oppositionelle, nein eine revolutionäre, eine zündende Wirkung bekam. Für uns war dieses Erlebnis – ein Erlebnis! Persönlicher Mut gehörte dazu, und der hat ihn schliesslich, weil er innerlich nicht gebrochen war, bei den Nationalsozialisten so verhasst gemacht.»

3. Freundschaftsbeweise

Hans brauchte für seine Arbeit den *Muspilli*, den er übersetzen wollte. Da ich die Dichtung nicht auftreiben konnte, löste ein Fachmann sie aus einem sehr kostbaren Werke heraus. Heinz, dem er die Blätter gab, äusserte sein Erstaunen, dass er das kostbare Buch für einen ihm ganz fremden Menschen zerschneidete. Der Professor antwortete: «Ich bitte Sie, für Ihren Bruder würde ich mir sofort ein Stück Fleisch aus dem Körper schneiden, wenn ich ihm damit helfen könnte. Soll ich da nicht ein kostbares Buch zerschneiden, um ihm eine Freude zu machen?»

Solche Freundschaftsbeweise von ganz Unbekannten, die ich Hans bei meinen Besuchen mitteilte, waren ihm eine grosse Freude. Und sie waren wichtig für ihn. Ich habe immer wieder gehört, dass die Häftlinge sehr oft nach kurzer Zeit der Gefangenschaft das Gefühl hatten, dass sich kein Mensch mehr um sie kümmere. Ich hoffe, diesen Eindruck hat Hans nie gehabt.

Interessant war mir auch, wie man in Geschäften reagierte, wenn ich sagte, dass ich etwas für meinen Sohn einkaufe. In der Buchhandlung, in der ich die Bücher für ihn kaufte, gaben sich die Angestellten die grösste Mühe, um die gewünschten, nicht immer ganz leichten Auskünfte zu geben, liessen Kataloge über Kataloge kommen, machten zeitraubende Auszüge, wenn Hans Materialzusammenstellungen brauchte, brachten bei vergriffenen Sachen sogar ihr eigenes Exemplar an. Oft wurde mir gesagt: «Niemand würde ich gerade dieses Buch hergeben, aber da es für Ihren Sohn ist!»

Kurz vor Weihnachten wurde einmal in einer Propagandarede im Rundfunk gegen den Volksschädling Hans Litten ge-

wütet. Man erzählte mir, wie die Angestellten noch nach Geschäftsschluss alle im Laden beschäftigt waren und dabei den belehrenden Rundfunk mit anhören mussten. Im Augenblick, als der Name Hans Litten gefallen sei, hätten alle wie ein Mann spontan ihre Arbeit aus der Hand gelegt und sich bis zum Schluss nicht gerührt, so etwa wie bei einer Heldengedenkfeier.

Der Antiquar, dem ich eine Liste von Büchern brachte, nach denen er suchen sollte, sagte: «Was für ein erstaunlich gebildeter Mensch muss das sein, der diese Bücherliste zusammengestellt hat.» Ich antwortete: «Dieser Mensch sitzt im Konzentrationslager und verlangt sie von dort aus, ohne jede weitere Hilfsmöglichkeit.» Als er sehr interessiert aufhorchte, fuhr ich fort: «Vielleicht interessiert es Sie, wer dieser Mensch ist. Es ist mein Sohn, der Rechtsanwalt Hans Litten.» Da geriet er ganz ausser sich und erklärte: «An ihm will ich kein Geld verdienen», legte mir sofort den Betrag seines Verdienstes wieder auf den Tisch und sagte: «Sie müssen mit allen Ihren Bestellungen zu mir kommen. Ich werde mir die grösste Mühe geben, um auch die schwierigsten Bücher zu beschaffen, und will nicht einen Pfennig daran verdienen.»

Es bildete sich ein richtiges Freundschaftsverhältnis zwischen uns, aber eines Tages war der Laden leer, und es war unmöglich zu erfahren, was aus dem Mann geworden war.

Einmal erschien vor meinem Hause ein «fliegender Händler» mit seinem hoch mit Büchern beladenen Karren. «Ich habe gehört, dass Hans Litten Unterhaltungslektüre für das Lager braucht. Hier ist ein kleines Geschenk von mir.» Und er lud etwa zweihundert Bände bei mir ab.

Ein Verleger, den ich bat, mir ein von Hans angefordertes teures Buch zum Verlagspreis zu geben, schickte mir nicht nur

diesen Band, sondern noch etwa zwanzig interessante Bücher aus seinem Verlag als Geschenk für Hans.

In einem Fruchtgeschäft, das mir wegen seiner wundervollen Auslagen auffiel, machte ich Einkäufe für ein Paket für Hans. Wir durften nämlich nach Lichtenburg zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und am Geburtstag ein Paket mit Lebensmitteln schicken. Zwar durfte es zehn Pfund nicht überschreiten, aber die Kontrolle nahm es damals nicht so genau mit dem Gewicht. Ich steigerte es allmählich bis zu 25 Pfund, denn ich wusste ja, dass für Hans nicht viel übrigblieb, da er alles mit seinen Freunden teilte. Oft wunderte ich mich über seinen Wunsch nach einer besonders teuren Zigarette – ich wusste doch, dass Hans nicht rauchte – oder nach einer Leckerei, aus der er sich bisher nichts gemacht hatte. Dann erzählten mir die Entlassenen, die mich besuchten: «Wissen Sie, das war für mich. Hans hatte eine so nette Art, ganz unauffällig zu erforschen, was einem besondere Freude macht.»

Im Fruchtgeschäft sagte ich: «Bitte suchen Sie mir die besten und haltbarsten Sachen aus. Es geht in ein Konzentrationslager, und ich weiss nicht, wie lange die Sachen bis zur Auslieferung liegenbleiben.» Sofort wurde die Verkäuferin lebhaft, und als ich ihr sagte, dass das Paket an Hans Litten geschickt würde, brach sie in ein Freudengeschrei aus und erklärte: «Dann gibt es überhaupt nichts, was schön genug ist. Er hat meinen Mann einmal herausgehauen.» Sie prüfte jedes Stück sorgsam auf seine Qualität und legte dann noch von sich aus etwas besonders Schönes bei. Ich konnte sie nur mit Mühe daran hindern, ein Liebesbriefchen hineinzustecken. Als eine Ingwersorte, die Hans besonders liebte, wegen Devisenknappheit nicht mehr geliefert wurde, wurde der kleine Vorrat aus dem Laden entfernt und nur für meine Sendungen verwandt.

Auch in anderen Geschäften bekam ich nicht nur besonders gute Waren, wenn ich etwas für Hans verlangte, sondern sie wurden mir auch billiger berechnet. Meine Freunde fanden es leichtsinnig von mir, dass ich auf diese Weise Propaganda machte, und meinten, ich könnte doch einmal an einen überzeugten Nazi geraten. Aber ich bin nicht ein einziges Mal auf ein Zeichen der Nichtachtung gestossen, wenn ich etwas für «Hans Litten im Konzentrationslager» verlangte.

4. Lord Allen of Hurtwood – Herr von Ribbentrop

Ich machte Gnadengesuche an alle irgend in Betracht kommenden Persönlichkeiten (Hitler, Göring, Himmler, Hindenburg) und bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Ich wandte mich auch an die persönlichen Adjutanten, an Leute wie Hess, um Vermittlung. An allen hohen Feiertagen, an Hitlers Geburtstag, an nationalsozialistischen Gedenktagen, nach besonderen Erfolgen, in den verschiedensten Formen, mit ausführlicher Begründung, oder kurz und dringlich, nach der Abstimmung im Saargebiet sogar telegraphisch. Ich bekam im Allgemeinen höfliche Ablehnungen, manchmal ganz kurz, manchmal mit einer Begründung, manchmal telefonisch. Schliesslich wurde mir mitgeteilt, dass ich keine Antwort mehr bekommen würde, wenn ich so oft schriebe, man hätte das Recht, jedes Vierteljahr ein Gnadengesuch einzureichen. Also beschränkte ich mich darauf.

Einmal wurde ich auf die Gestapo bestellt, und ein Regierungsrat teilte mir mit, man könne meinen Sohn nicht entlassen, im Interesse seiner Sicherheit.

Ich: «Für seine Sicherheit werde ich schon sorgen, wenn er nur aus dem Lager draussen ist.»

Er: «Er könnte doch mal auf der Strasse umgebracht werden, dann würde man sich wieder im Ausland entrüsten.»

«Wenn Sie die Entrüstung des Auslandes fürchten, so kann ich Ihnen nur raten, meinen Sohn zu entlassen. Dass jemand auf der Strasse umgebracht wird, kommt in jedem Lande vor,

darüber wird sich niemand aufregen. Aber dass Sie Ihre Häftlinge im Lager langsam zu Tode martern, darüber empört sich die ganze zivilisierte Welt.»

Er: «Ich habe nicht gehört, was Sie eben sagten.»

Ich: «Dann will ich es wiederholen.»

«Nein, das sollten Sie nicht! Ich darf nicht hören, was Sie eben gesagt haben. Ausserdem ist Ihr Sohn ein bedeutender Kopf und daher ein gefährlicher Gegner. Er würde gegen uns arbeiten, wenn er freigelassen würde.»

«Nicht, wenn er sich bei seiner Entlassung verpflichten würde, es nicht zu tun. Aber schicken Sie ihn vom Lager aus doch gleich über die Grenze, dann haben Sie nichts mehr zu befürchten.»

Er: «Nicht wahr, dass er dann draussen gegen uns arbeitet, nach der Richtung hin haben wir genug erlebt.»

Ich: «Wenn ich im Lande bleibe, haben Sie eine Geisel in der Hand. Mein Sohn würde niemals den Mund auf tun, wenn er mich in Ihren Händen wüsste. Sie können mich ja sicherheitshalber festsetzen.»

Er (sehr würdevoll): «Über das mittelalterliche Verfahren des Festnehmens von Geiseln sind wir erhaben.»

Ich hätte ihm eine Reihe von Fällen anführen können, in denen die Nationalsozialisten darüber nicht erhaben waren; aber ich wollte ihn nicht reizen und sagte, wenn sich jemand freiwillig als Geisel anbiete, sei das was anderes. Ich redete ihm gut zu, meinen Sohn, wenn er nicht entlassen werden könne, anders, zum Beispiel in Festungshaft unterzubringen. Und ich zählte ihm alle die scheusslichen Misshandlungen auf, die mein Sohn erlitten hatte.

Er: «Sie dürfen nicht derartige Dinge sagen.»

«Sie sind aber wahr!», antwortete ich und führte Gespräche mit Beamten an, aus denen hervorging, dass sie sie selber zugeben.

Er (drohend): «Werden Sie sich genau erinnern an das, was Sie behaupten, wenn es zu einer Vernehmung kommen wird?»

Ich: «Bestimmt! Ich werde kein Wort, das gesprochen ist, und keine Tat, die geschehen ist, vergessen, bis zum Jüngsten Gericht. Ob die Herren sich so genau daran erinnern werden, ist eine andere Frage.»

Er (drohend): «Werden Sie auch durchhalten, wenn Sie ernstlich gefragt werden?»

Ich: «Seien Sie beruhigt, ich halte bis zum letzten Blutstropfen durch.»

Er (aufstehend): «Ich darf nicht mit anhören, was Sie da sagen. Es hat keinen Sinn, dass Sie mir das alles auseinandersetzen, ich kann nichts für Sie tun. Ich bin hier nur Sprachrohr. Ich werde alles vergessen, was Sie mir gesagt haben. Das ist das einzige, was ich für Sie tun kann.»

Er verabschiedete sich mit einem Händedruck von mir.

Ein Freund von mir veranlasste Meissner, ein Gnadengesuch von mir an Hindenburg bei diesem persönlich zum Vortrag zu bringen und zu befürworten. Ich hatte in diesem Gesuch den Fall meines Sohnes geschildert und auf die Schätzung hingewiesen, die Hindenburg meinem Mann während und nach dem Weltkrieg bewiesen hatte. Meissner schrieb, Hindenburg habe den Vortrag des Gnadengesuches mit Teilnahme angehört und es befürwortend an die zuständige Stelle weitergegeben. Erfolg: Es wurde, wie jedes meiner Gnadengesuche, abgelehnt.

Als ich auf der Gestapo auf die Haltung Hindenburgs zum Falle meines Sohnes zu sprechen kam, sagte der Adjutant Himmlers: «Es tut mir leid, aber in diesem Fall ist selbst der gute Papa Hindenburg machtlos.»

Ein anderes Mal fuhr er sich verzweifelt durch die Haare: «Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihnen sagen könnte: Ihr Junge kommt heraus!»

Als ich einmal im Gespräch erwähnte, dass mein Sohn in einem Prozess mit Hitler aneinandergeraten sei, sagte er erschrocken: «Dann ist doch gar nicht an seine Entlassung zu denken.»

Ich tat erstaunt: «Auch Sie trauen dem Führer so etwas zu? Wäre es denn wirklich möglich, dass all die Leute doch recht haben, die das Martyrium meines Sohnes mit diesem Zusammenstoß begründen? Ich habe ihnen immer gesagt, ihr könnt doch unmöglich dem Führer des deutschen Volkes eine so gemeine, kleinliche und niedere Rachsucht zutrauen.»

Er: «Nein, nein, so etwas ist natürlich ganz ausgeschlossen. Selbstverständlich ist der Führer nicht rachsüchtig. Ich meinte auch nur, dass eben ein Steinchen zum anderen kommt, und dadurch die Freilassung erschwert wird.» Von anderer Seite hörte ich, es gäbe eine Liste mit Namen von Häftlingen, die unter keinen Umständen entlassen werden dürften. Mit diesen Häftlingen dürfe nichts ohne Genehmigung des Führers unternommen werden. Auf dieser Liste befände sich auch der Name von Hans.

Auch erfuhr ich, dass den Personal-Akten meines Sohnes auf der Gestapo ein Bild beiläge, das meinen Sohn als Verteidiger, Hitler als Zeugen vor Gericht einander gegenüberstehend zeige.

Hauptmann Frodien hörte es nicht ungerne, wenn ich politische Bemerkungen machte, denn er bildete sich ein, dass ich «fanatisch national» sei. Meine Ablehnung des Nationalsozialismus hielt er vielleicht für begreiflich bei den persönlichen Erfahrungen, die ich gemacht hatte. Mein Eintreten für «die Lumpen» von Kommunisten, zu dem er mich sehr oft reizte,

hielt er wohl nur für politische Unerfahrenheit. Denn dass ich unpolitisch war, glaubte er mir gern, umso mehr, als ich ihm immer wieder versicherte, dass für mich bei der Beurteilung eines Menschen in erster Linie die Gesinnung in Frage käme.

Als ich mich einmal anscheinend etwas unvorsichtig mit einer politischen Äusserung vorgewagt hatte, sagte er sehr herzlich, aber doch mit warnendem Unterton: «Ich glaube, wir hätten gut daran getan, dies reizende kleine Muttchen auch einzusperren.»

Das war Wasser auf meine Mühle: «Das schlage ich ja dauernd vor, es wäre richtiger, mich einzusperren und meinen Sohn freizulassen. Ich bin die Verantwortliche, da ich meinen Sohn zu einem so anständigen Menschen erzogen habe, dass er für Sie nicht tragbar ist.»

Er rief entsetzt: «Um Gottes willen, da sind Sie schon wieder bei Ihrem Lieblingsthema angelangt. Ich habe Ihnen schon hundertmal gesagt, dass das nicht möglich ist.»

Auch an Frau Sonnemann schrieb ich, als sie gerade mit Göring auf dem Obersalzberg war. Sie hatte zwar nie mehr etwas von sich hören lassen, aber trotzdem wollte ich es noch einmal versuchen. Ich schrieb ihr, dass ich das Gefühl hätte, die Gnadengesuche kämen niemals an die richtige Stelle, und ich bäte sie sehr, mir mitzuteilen, wie man es machen solle, dass sie in Görings Hände gelangten. Ich legte ihr zur Probe das Gnadengesuch, das ich jetzt abschicken wolle, bei, um sie zu fragen, ob es so auch richtig gehalten wäre.

Nach einigen Wochen rief sie mich an: «Liebe Frau Litten, seien Sie mir nicht böse, dass ich Ihnen so spät antworte. Aber Sie werden von dem Autounfall gehört haben, den wir auf dem Obersalzberg gehabt haben. Ich bin eben erst nach Berlin zu-

rückgekehrt und leide noch an einer Knieverletzung, die ich erhalten habe.» Ich äusserte Besorgnis, die ich auch um diese gutherzige Frau hatte, worauf sie abwehrend sagte: «Auf mich kommt es nicht an. Das Wichtigste ist, dass es Göring besser geht.»

Ich: «Aber die Zeitungen berichten, dass er ganz in Ordnung ist.»

Sie: «Das ist nur zur Beruhigung, damit das Volk sich nicht aufregt. Er ist schwerer verletzt gewesen, als man bekanntgegeben hat. Das Steuer hat sich ihm beim Zusammenprall gegen die Brust gedrückt und eine sehr üble Quetschung hervorgerufen. Ich habe übrigens Ihr Gnadengesuch, das gerade ankam, als ich mit Göring beim Frühstück sass, ihm sofort gegeben. Er hat es gelesen und nur gesagt: ‚Schade, dass Frau Litten so lügt. Sie behauptet, ihr Sohn habe nicht der Kommunistischen Partei angehört. Natürlich hat er das getan.‘ Ich habe darauf gesagt: ‚Ich kenne Frau Litten und halte es für ganz ausgeschlossen, dass sie lügt!‘ Er meinte: ‚Nun, dann weiss sie eben nicht Bescheids und fragte die anderen Herren, die herumsassen. Die haben gesagt: «Natürlich war Litten Kommunist. Er ist sogar Reichstagsabgeordneter gewesen’, und sie konnten sogar die Sitzungen angeben, bei denen er mit Göring aneinandergeraten ist.»

Ich: «Das muss sich um eine Verwechslung handeln. Das müsste ich wissen, wenn mein Sohn Abgeordneter gewesen wäre. Und ich werde beweisen, dass er nicht Abgeordneter gewesen ist.»

Sie: «Nein, Nein! Ihr Wort genügt mir. Selbstverständlich werde ich die Sache sofort bei Göring aufklären, obwohl er mir verboten hat, noch einmal mit ihm über Ihren Sohn zu sprechen. Er hat mir wörtlich gesagt: «Wenn du mir dauernd mit Litten in den Ohren liegst, kann ich nicht mehr mit dir zusam-

men sein.' Und sehen Sie, das wäre doch sehr bedauerlich, dann könnte ich überhaupt niemandem mehr helfen.»

Ich liess mir vom Büro des Reichstages eine Bescheinigung geben, dass sich in den Jahren, in denen mein Sohn erwachsen war, niemals ein Abgeordneter mit dem Namen Litten im Reichstag befunden hätte; ein Beweis, dass er der Kommunistischen Partei nicht angehört hatte, war nicht möglich, da ja ein Büro der KPD nicht mehr existierte.

Einige Tage später rief mich einer der Adjutanten von Göring an und teilte mir mit, dass mein Gnadengesuch abgelehnt worden sei. Als ich ihm sagte, das beruhe auf dem Missverständnis, dass mein Sohn kommunistischer Reichstagsabgeordneter gewesen sein solle, und dass ich eben einen Beweis dafür, dass er es nicht gewesen sei, vom Reichstag erhalten hätte und einsenden wollte, sagte er: «Diese Sache ist inzwischen aufgeklärt. Wir wissen, dass das ein Missverständnis war. Aber das ändert nichts an der Ablehnung!»

Einen Besuch in Genf benutzte ich dazu, mich mit Professor Burckhardt (der im Auftrag des Roten Kreuzes in Deutschland gewesen war) in Verbindung zu setzen.

Wir trafen uns in einem Café und sassen in einer geschützten Nische. Als ich anfang, ihm allerhand handfeste Greuel zu erzählen, bat er seinen Sekretär, die benachbarten Nischen zu inspizieren. Auf meinen erstaunten Ausruf: «Wir sind doch nicht in Deutschland!», antwortete er: «Aber die Gestapo spitzelt hier genau wie bei Ihnen, und es könnte sehr unangenehm für Sie werden, wenn unser Gespräch belauscht würde.»

Er erzählte mir, dass er die Lichtenburg besuchen durfte und dass er bei diesem Besuch meinen Sohn gesprochen habe.

Er habe von der Lichtenburg (sein Besuch fand statt, als Reich Kommandant war) einen günstigeren Eindruck gehabt als von anderen Lagern und an die zuständige Stelle berichtet, dass ihm das Lager wegen der tadellosen Disziplin besonders gefallen habe.

Er sagte mir, bei seinem Besuch in Deutschland habe er zwar die Entlassung einer Anzahl harmloser Häftlinge erreicht; aber um meinen Sohn habe er sich vergeblich bemüht. Sein einziger Erfolg für die prominenten Häftlinge sei die Überführung Ossietzkys vom Lager in ein Krankenhaus gewesen, da er offensichtlich im Sterben lag.

Noch von unzähligen Menschen habe ich aufopfernde Hilfsbereitschaft erfahren. Wir hatten drei Zentralen, von denen aus wir arbeiteten. Heinz fuhr nach Prag und Holland, ich nach der Schweiz. Beides war nicht auffallend, da Heinz dort gute Freunde hatte, während ich Rainer besuchte. Rainer wurde nie in eine Arbeit einbezogen, da man diese Verbindung zu leicht hätte ausfindig machen können und mir dann sicher die Besuche in der Schweiz abgeschnitten hätte.

Es waren sowohl einzelne Personen wie ganze Organisationen, die uns halfen. Aber wenn ich diese Begebnisse schildern wollte, so würde ich die einen gefährden, die anderen hindern, ihre hingebungsvolle Arbeit im Dienste der Menschlichkeit fortzusetzen.

Hauptmann Frodian gab mir Ratschläge für ein Gnadengesuch an Himmler, das er ihm persönlich übergab. Als ich ihm im Gespräch erzählte, dass mein Sohn kein Politiker sei, sondern der richtige Gelehrte, und als ich ihm sagte, womit er sich beschäftige und dass dies ein Beweis dafür wäre, dass er für politische Dinge kein Interesse habe, sagte er: «Ach, germanische Kunst. Das sind doch die ollen Ausgrabungen, für die Himmler sich so interessiert. Vielleicht könnte man ihn darauf

hinweisen.» Ich reichte ihm dann eine Übersetzung des *Wessobrunner Gebets* mit sehr gelehrten wissenschaftlichen Bemerkungen von meinem Sohn ein, und er gab sie an Himmler weiter. Verstanden wird Himmler es nicht haben, und es hat deshalb wohl keinen Eindruck auf ihn gemacht. Jedenfalls rief mich Hauptmann Frodien nach einiger Zeit an: «Es tut mir schrecklich leid, auch dieses Gnadengesuch ist abgelehnt worden. Sie werden sich nicht wundern, nachdem Sie die gestrige Zeitung gelesen haben.»

Ich: «Ja, die gestrige Zeitung war so schrecklich, und alles klingt so hoffnungslos, dass ich wenigstens meinen Sohn besuchen und ihn trösten möchte.» Er fand das berechtigt und gab mir, mitten in der Zeit, Besuchserlaubnis.

Die Zeitungen hatten berichtet, dass Lord Allen of Hurtwood eine Eingabe bei Hitler gemacht habe, unterschrieben von einer Anzahl der angesehensten Verteidiger in England, in der um die Freilassung Hans Littens gebeten wurde. Nähere Angaben über dieses Schreiben an Hitler wurden nicht gemacht. Mir ist aber bekannt geworden, dass der Fall Litten gerade bei den Anwälten Englands, überhaupt bei allen Juristen, deshalb Aufsehen gemacht hat, weil man einen Anwalt zwingen wollte, sein Berufsgeheimnis zu verraten. Das und die völlige Unschuld von Hans Litten scheinen der Inhalt des Schreibens gewesen zu sein.

Margot war nach den Folterungen meines Sohnes und nach seinem daraufhin erfolgten Selbstmordversuch heimlich über die Grenze gegangen, um dies im Ausland bekanntzumachen. Sie hatte sich einige Wochen in Prag und in der Schweiz aufgehalten, um das Ausland dafür zu interessieren. Erst dadurch wurde man draussen auf diesen Fall aufmerksam, der dann im-

mer wieder in der Presse, ja sogar in grossen, sonst sehr zurückhaltenden englischen Zeitungen, erörtert wurde.

Auf das Schreiben Lord Allens antwortete Herr von Ribbentrop:

«Berlin, 16. Dezember 1935.

Sehr verehrter Lord Allen!

Ihr Schreiben an den Führer und Reichskanzler vom 31. Oktober wurde mir von der Reichskanzlei zur weiteren Behandlung übersandt, und ich komme wegen Überhäufung meiner Arbeit erst heute zu dessen Beantwortung.

Zunächst muss ich Ihnen sagen, dass ich nach sorgfältiger Prüfung des von Ihnen dargelegten Falles zu meinem Bedauern nicht in der Lage bin, dem Führer und Reichskanzler die von Ihnen vorgeschlagene Lösung zu empfehlen. Die Gründe sind folgende:

Der Rechtsanwalt Hans Litten war einer der geistigen Führer des Kommunismus in Deutschland. Er ist wegen staatsfeindlicher Betätigung inhaftiert, und seine geistige Einstellung lässt eine Enthftung unter diesen gegebenen Umständen nicht zu. Die in der Petition ihrer englischen Rechtsfreunde im Hinblick auf diese Haft gemachten Feststellungen gehen teils von falschen Voraussetzungen aus, teils entsprechen sie nicht den Tatsachen und können deshalb nicht unwidersprochen bleiben. Revolutionen werden nicht in Gerichtshöfen und nach den Regeln normalen Rechtsbrauches ausgefochten und entschieden, und im Übrigen ist, entgegen Ihrer Eingabe, die Behandlung des Rechtsanwalts Litten völlig einwandfrei, und er genießt, wie ich höre, sogar noch gewisse Sondervergünstigungen.

Ich möchte Sie aber, verehrter Lord Allen, nun meinerseits fragen: Kann ein Regierungs- und damit ein Rechtssystem, das unverbesserliche Feinde der menschlichen Gesellschaft, die ein Volk dem Kommunismus ausliefern wollten, hinter Schloss und Riegel setzt, wirklich ein so schlechtes Rechtssystem sein, wenn es dadurch gleichzeitig ein ganzes Volk von fünfundsechzig Millionen wieder glücklich macht? Sind die Menschen für das Recht da oder das Recht für die Menschen? Muss ein solches Rechtssystem wirklich auf die Dauer um sein Ansehen in der Welt besorgt sein?

Im Gegenteil, ich möchte dem gegenüber die Behauptung aufstellen: Wenn Ihre englischen Rechtsfreunde, die diese Petition unterschrieben haben, sich die Mühe machen würden, die Ursachen des Niedergangs meines Landes seit 1919, seit dem Versailler Vertrag, zu studieren, dann würden sie finden, dass eine stehengebliebene, den ungeheuren Problemen unserer Zeit nicht mehr gewachsene Rechtspflege und vor allem aber der Geist, in dem oft Recht gesprochen wurde und dessen Träger wider das natürliche Empfinden des deutschen Volkes den Freiheitskämpfer Adolf Hitler nach denselben Paragraphen aburteilen konnte wie den Kommunisten Hans Litten, mit dazu beigetragen haben, ein grosses Volk an den Rand des Abgrundes, nämlich des Kommunismus, zu führen.

Dass wir heute nicht mehr gewillt sind, diesen Geist in Deutschland jemals wieder auferstehen zu lassen, und dass wir unverbesserlichen Trägern und geistigen Führern solchen Vernichtungswillens als Schädlingen der menschlichen Gesellschaft ihr Tätigkeitsfeld möglichst beschränken, das würde jeder Ihrer Freunde von der Rechtsfakultät verstehen, wenn er die Entwicklung der vierzehn Jahre bis zum 30. Januar 1933 in Deutschland miterlebt hätte. Ja, mehr als das: Ich bin fest überzeugt, dass Grossbritannien und die gesamte Kulturwelt Adolf

Hitler eines Tages dankbar dafür sein muss, dass er mit eiserner Konsequenz und, wenn es sein muss, auch Härte die Träger dieses schleichenden und zersetzenden kommunistischen Giftes in Deutschland isoliert hat.

Deutschland soll in Zukunft ein Rechtsstaat werden, der dem Wesen und Rechtsempfinden des deutschen Volkes in Wahrheit entspricht. Dies ist das Bestreben der Sucher und Gestalter einer neuen nationalsozialistischen deutschen Gesetzgebung.

Ich werde mir in den nächsten Tagen erlauben, Ihnen das letzte Auslandsheft der Akademie für deutsches Recht zu übersenden mit einem kurzen Geleitwort von mir, und ich glaube, dass es viel zum gegenseitigen Verständnis beitragen würde, wenn Ihre Rechtsfreunde mit unserer Akademie für deutsches Recht und deren Leiter, Reichsminister Dr. Frank, in lebendige Fühlung kommen würden.

Im Übrigen darf ich noch auf eins hinweisen: Die in der Geschichte des deutschen Volkes grösste geistige Revolution, die zu der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus am 30. Januar 1933 führte, ist unter dem Zeichen völliger Legalität vor sich gegangen und mit Methoden durchgeführt worden, die wohl in der Geschichte nicht ihresgleichen haben und die im krassen Gegensatz zu den grausamen und barbarischen Methoden stehen, mit denen die Revolutionen anderer Völker unserer Kulturwelt durchgeführt wurden.

Ich glaube nicht falsch vorauszusehen, wenn ich sage, dass eine spätere objektive Geschichtsschreibung eines Tages den nationalsozialistischen Machtkampf geradezu als das Musterbeispiel für eine Revolution ansehen wird, wie sie nur eine Nation von höchstem Kulturniveau überhaupt durchführen kann.

Kann es eine bessere Bestätigung hierfür geben als die Tatsache, dass ein grosser internationaler Geschichtsforscher uns kürzlich allen Ernstes sagte, die Welt würde sicher mehr Verständnis für die grosse nationalsozialistische Revolution aufgebracht haben, wenn sie mit den grausamen und barbarischen Methoden früherer Revolutionen durchgeführt worden wäre.

Abgesehen aber von den eben geschilderten grundsätzlichen Erwägungen kann ich mich umso weniger entschliessen, zu dem Wunsche Ihrer ehrenwerten Rechtsfreunde eine positive Haltung einzunehmen, als wir in einem ähnlichen Falle eine sehr schlechte Erfahrung gemacht haben. Dies liegt so:

Vor längerer Zeit wurde ich von einem Ihrer Landsleute, einem hervorragenden Engländer, darauf aufmerksam gemacht, ein wie grosses Hindernis auf dem Wege der deutsch-englischen Verständigung die Haft der der Welt aus dem Reichstagsbrandprozess bekannten Bulgaren Dimitrow und Genossen sei und welch ausgezeichneten Eindruck auf die englische öffentliche Meinung deren Freilassung machen würde. Ich wusste, dass es sich hier um unverbesserliche Feinde der menschlichen Gesellschaftsordnung handelte und dass es das Beste wäre, sie würden nie mehr auf die Menschheit losgelassen. Trotzdem oder vielmehr in meinem ständigen Bestreben, die deutschenglische Verständigung zu fördern, wurde ich zum Fürsprecher ihrer Freilassung. Die Bulgaren wurden nach Russland geschickt, und heute ist Herr Dimitrow Generalsekretär und damit der wahre Führer der Komintern! Er ist einer der eingefleischtesten Kommunisten und verschworensten Terroristen, der zum 7. Komintern-Kongress in Moskau im vorigen Sommer ungefähr folgendes Kampfziel bekanntgab:

1. Das unverrückbare Kampfziel der Komintern ist die Weltrevolution und die Aufrichtung der internationalen Diktatur des Proletariats. Zur Erreichung dieses Zieles ist jedes Mittel recht. Propaganda, Bündnisse, Terror, Gewalt und so weiter.

2. Das grösste Hemmnis auf diesem Wege zur Weltrevolution, d.h. zur Aufrichtung des roten Imperialismus, ist Adolf Hitler. Aus diesem Grunde muss der Nationalsozialismus mit allen Mitteln bekämpft werden. Fällt Hitler-Deutschland, ist der Weg für die kommunistische Weltherrschaft frei. In kurzer Zeit wird ganz Europa folgen, und die Zersetzung des Britischen Imperiums und der noch übriggebliebenen Nationalstaaten wird dann nicht aufzuhalten sein.

Dieses saubere Programm ist das Ergebnis der Freilassung Dimitrows, das heisst also das Ergebnis liberaler britischer Weltauffassung und deutscher Gutmütigkeit und Grosszügigkeit! Der Kuriosität halber darf ich übrigens hinzufügen, dass ich seinerzeit dem englischen Fürsprecher von dieser Freilassung Kenntnis gab, aber weder dieser noch die gesamte öffentliche Meinung und Presse Englands, die sich vorher über den Bulgarenfall fürchterlich aufgeregt hatte, nahm von dieser Tatsache die geringste Notiz. Ich glaube, solche Fehler sollten beide Nationen in Zukunft vermeiden!

Mein lieber Lord Allen! Ihre Gegnerschaft gegen Versailles ist Deutschland und der Welt bekannt, und Ihr Einsetzen für eine deutsch-englische Freundschaft war für mich immer eine grosse Befriedigung in meinem, ich glaube nicht ganz unbekanntem Kampf für diese Freundschaft. Ich weiss daher, dass nur edle Gefühle Sie und Ihre Freunde zu Ihrer Eingabe vom 31. Oktober an den Führer und Reichskanzler veranlasst haben.

Wir Deutschen verstehen dieses britische Gefühl «for the underdog» (für den Unterlegenen) sehr gut und achten es, wie dies bei Angehörigen gleicher Rasse ja gar nicht anders sein kann. Gerade dieses Zusammengehörigkeitsgefühl von Menschen gleicher Rasse und gleichen Blutes aber sollte eine Garantie für die gemeinsame Erkenntnis sein, dass die Staatsraison Regierungen oft zwingt, harte Wege zu gehen, ohne dass hierdurch ein Volk seine in seinem innersten Wesen begründeten ethischen und weltanschaulichen Fundamente auch nur im Geringsten preisgibt, ja dass im Gegenteil diese harten Wege oft erst die Voraussetzungen für die Erhaltung dieser ethischen und moralischen Grundlagen eines Volkes schaffen. An dieser Erkenntnis hat es dem heutigen England bisher noch etwas gefehlt. Ich glaube aber, dass auch diese Gedanken sich von Tag zu Tag mehr durchsetzen werden, und die Geschichte des britischen Imperiums sollte hier der beste Lehrmeister sein!

Indem ich hoffe, dass ich noch oft das Vergnügen haben werde, Ihnen auf dem Wege, der zur deutsch-englischen Freundschaft führt, zu begegnen, seien Sie, verehrter Lord Allen, versichert der höchsten Wertschätzung und der freundschaftlichen Gefühle

Ihres Ihnen ergebenen
gez. von Ribbentrop.»

Dieser Brief klang so, als ob man die Absicht habe, meinen Sohn lebenslänglich gefangen zu halten. In einer Eingabe an Ribbentrop widerlegte ich Satz für Satz seine unsinnigen Behauptungen. Eine Antwort darauf habe ich nie erhalten.

Als ich Hans in Lichtenburg nach zwei Tagen besuchte, war er erstaunt, dass ich mitten in der Zeit kam. Ich erklärte, ich näh-

me an, dass er über den Zeitungsbericht deprimiert sei und dass ich ihm etwas Mut zusprechen wolle. Er meinte, es hätte ihm nur für mich leid getan. Er selber mache sich keine Hoffnung auf eine baldige Entlassung. Ich wurde diesmal besonders nett behandelt, und ich konnte Hans leise fragen, ob ihn dieser Zeitungsbericht geschädigt hätte. Er verneinte und sagte, ich solle feste über das Ausland Weiterarbeiten. Der Besuch verlief erfreulich. Ich versuchte auch, den Kommandanten bei dieser Gelegenheit zu sprechen. Ein Kamerad, der entlassen worden war, hatte mir berichtet, dass Hans häufig so starke Herzkämpfe hätte, dass er ohnmächtig zusammenbräche. Ich hatte dem Kommandanten geschrieben, dass ich durch einen entlassenen Schutzhäftling über den Gesundheitszustand meines Sohnes orientiert sei, und um Erholungsurlaub für ihn bitte. Der Kommandant hatte daraufhin Hans vom Lagerarzt untersuchen lassen (was Hans, wie er mir zuflüsterte, sehr unangenehm war) und hatte mir geschrieben, dass keine Haftunfähigkeit vorläge und dass mein Sohn mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand ja nur mit leichterer Arbeit beschäftigt würde.

Der Kommandant liess sich mit Krankheit entschuldigen; ich solle meine Wünsche dem Adjutanten vortragen. Ich sagte ihm, ich käme wegen dieses Zeitungsberichtes, in dem jeder Satz unzutreffend und vor allem die Charakteristik meines Sohnes als Schädling der menschlichen Gesellschaft falsch sei. Ich fürchte, dass man sich im Lager durch diese Darstellung beeinflussen liesse und den persönlichen Eindruck, den man ja von meinem Sohn haben müsse, nicht mehr als massgebend ansähe. Deshalb wolle ich aufklären und mir erlauben, eine Abschrift meines Schreibens an Ribbentrop vorzulegen. Er lehnte ab, es zu lesen, erklärte, die Lagerleitung ginge es nichts an, was einer getan habe und was er sei. Sie kümmere sich nur

darum, wie er sich im Lager verhalte. Im Übrigen sei dem Herrn Kommandanten die Bemerkung in Ribbentrops Brief, dass mein Sohn gewisse Sonderrechte genieße, sehr unangenehm gewesen. Bei ihm gäbe es keine Sonderrechte. Alle Gefangenen würden gleich behandelt. Ob mein Sohn mir etwa eine Mitteilung über besondere Vorrechte gemacht habe und ob ich diese Mitteilung etwa weitergegeben habe. Ich sagte, ich hätte niemals, weder von meinem Sohn noch von entlassenen Schutzhäftlingen, irgendetwas über Sonderrechte gehört. Aber ich sei erfreut gewesen, darüber aus dem Brief von Ribbentrops zu hören. Denn mir erschiene es nur richtig und selbstverständlich, dass Leute, die so lange im Lager wären und sich so gut führten, gewisse Sonderrechte bekämen. Er erklärte das für ausgeschlossen, war im Übrigen nett zu mir, so dass ich den Eindruck hatte, man stehe Hans von Seiten der Lagerleitung freundlich gegenüber. Später hörte ich von einem der entlassenen Schutzhäftlinge, dass Lord Allens Bitte Hans ein besonderes Ansehen den SS-Leuten gegenüber gegeben hätte. Auch später, als Lord Allen einmal als Gast des Führers in Nürnberg war, hat man gesagt: «Mit Litten muss doch was besonderes los sein, dass ein so berühmter Mann wie Lord Allen, der sogar als Gast des Führers eingeladen wird, sich so für ihn interessiert.»

Überhaupt hörte ich immer wieder von entlassenen Häftlingen, dass jede Arbeit im Auslande ausserordentlich nützlich wäre. Selbst wenn keine Entlassung dadurch herbeigeführt würde, so wäre immer für einige Zeit die Behandlung des Betroffenen besser. Man fürchte im Lager, dass einer der interessierten Ausländer das Lager besuchen und sich den Schutzhäftling, für den er sich interessiert, vorführen lassen könne, und dafür müsse dieser doch in einem verhältnismässig guten Zustand gehalten werden.

Im Übrigen spielte das unter dem Kommandanten Reich keine Rolle, da damals die Behandlung der Gefangenen, soweit er es in der Hand hatte, ordentlich war. Er hielt Disziplin bei den Wachmannschaften wie bei den Schutzhäftlingen, so dass sich jene keine Übergriffe gestatten konnten. Natürlich waren die Schutzhäftlinge nicht immer in der Lage, Übergriffe zu melden. Hans war sehr erschrocken, als einmal ein Mann namens Remmert in der Lichtenburg auftauchte und ihn sofort anschrie. Dieser Mann hatte Hans in Esterwegen schlecht behandelt und wenn «prominente Besucher» kamen, sich vor ihnen mit einer brutalen Behandlung der Schutzhäftlinge und auch der meines Sohnes gebrüstet.

Hans überlegte sich, ob er dem Kommandanten Meldung erstatten solle. Er wusste, dass der Kommandant eingreifen würde; aber er wagte es nicht, weil er sich sagte: Es ist möglich, dass der Remmert länger im Lager bleibt als der Kommandant, da im Dritten Reich die unanständigen Elemente sich länger halten als die anständigen, und dann würde Remmert sich an ihm sofort rächen. So war er still, und Remmerts Verhalten besserte sich, als er sah, wie der Kommandant derartigen Benehmen gegenüberstand.

5. Volksabstimmung im Konzentrationslager

Hans' Bein besserte sich etwas. Er hatte Bewegungsübungen mit dem Knie gemacht und massiert, und er sagte einmal zu mir: «Der Arzt, der mich in Papenburg behandelt hat, würde nicht glauben, wie weit ich es mit meinem Knie durch energische Selbstbehandlung gebracht habe.»

Eine grosse Freude war es für mich, als Hans eines Tages zwei gerahmte Bilder, den Bamberger Reiter und die Uta aus dem Naumburger Dom, und etwas Stoff verlangte, der anscheinend für eine kleine Tischdecke und für einen Fenstervorhang berechnet war. Ich erfuhr durch entlassene Schutzhäftlinge, dass diejenigen, die sich schon lange in Schutzhaft befanden, zu zweit in kleine Zellen gelegt worden waren und dass sie sich dort so gemütlich einrichten durften, wie es der Platz erlaubte. Das war für Hans besonders angenehm; er konnte sich in der Freizeit manchmal in seine Zelle zurückziehen, um wissenschaftlich zu arbeiten.

Diese Freude war aber von kurzer Dauer. Hans schrieb etwa zwei Monate danach: «Ich schicke Dir demnächst ein Paket mit den überflüssigen Dingen, die ich hier habe, unter anderem die Stoffe und die Bilder sowie alle überflüssigen Bücher.» Er schrieb, ich solle ihm keine Bücher schicken, überhaupt nichts, was er nicht verlangte.

Auch war er in eine andere Kompanie gekommen. Bei meinem nächsten Besuch machte er einen wenig befriedigenden Eindruck. Was los war, konnte ich nicht herausbekommen; aber es war mir klar, dass eine andere Atmosphäre herrschte.

Wir standen direkt vor den Wahlen, und ich flüsterte ihm während des Gespräches zu: «Wähle mit ‚Ja‘.» Er sah mich an, als ob ich den grössten Blödsinn von ihm verlangte, und sowie sich die Gelegenheit zum Flüstern bot, sagte ich: «Du musst mit ‚Ja‘ wählen. Ich weiss Bescheid.»

Es fiel mir bei dem Besuch auf, dass Hans keinen Stock benutzte. Er antwortete auf meine Frage, sein Bein sei so gut, dass er ihn nicht mehr brauche. Von entlassenen Häftlingen hörte ich, der Stock sei Hans von Remmert fortgenommen worden. Hans habe das dem Lagerarzt gemeldet, da er den Stock noch dringend brauchte. Sein Knie war noch so steif, dass er beim Treppensteigen nur mit dem gesunden Bein die Stufe nahm und das steife nachzog. Der Arzt erklärte, er müsse sich beim Arzt des Hospitals in Papenburg nach dem Fall erkundigen, ehe er ihm wieder einen Stock verordnen könnte. Sein Brief musste das Büro passieren und wurde dort angehalten. Daraufhin gab es der Lagerarzt auf, weitere Schritte zu tun, und Hans musste sich ohne Stock behelfen.

Die nächsten Briefe von Hans liessen mich ahnen, dass alles im Lager schlechter geworden war.

Ich suchte mal wieder die ganze Stadt ab, ob nicht jemand aus Lichtenburg entlassen worden sei, und hörte schliesslich von einem Mann, der nach diesen Ereignissen herausgekommen war. Es war schwer, ihn zu erreichen. Er hatte Angst, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Ich ging mehrmals an dem Geschäft vorbei, in dem seine Freundin angestellt war, traf sie aber nie. Mein Kommen fiel schon auf. Schliesslich gelang es mir durch eine zufällige Verbindung, ihn zu bewegen, zu mir zu kommen. Er erzählte mir, er würde überwacht und müsse vorsichtig sein, er rede mit keinem Menschen über das Lager, aber bei der Mutter von Hans Litten fühle er sich verpflichtet, von diesem Verhalten abzugehen.

Er berichtete, Hans hätte gerade eine scheussliche Zahnbehandlung. Der Zahnarzt sei ein ordentlicher Mann, wenn er auch nicht gerade sanft arbeite. Aber man müsse Geld haben, um von ihm behandelt zu werden. Käme ein Häftling mit Zahnschmerzen zu ihm, so liesse er sich erst das Geld zeigen, das er zahlen könne. Hätte er kein Geld, so würde der Zahn herausgezogen. Dazu sei der Zahnarzt verpflichtet, zu einer richtigen Zahnbehandlung nicht.

Mich interessierte, worauf die Verschlechterung im Lager zurückzuführen war. Zunächst berichtete er, dass ein neuer Kommandant gekommen sei, der schärfer wäre als der vorige. Ausserdem hatte sich im Lager die Nummer einer illegalen Zeitschrift gefunden. Das Entdecken dieser Zeitschrift war der Grund für ein genaues Durchsuchen allen Hab und Guts der Häftlinge. Was nicht irgendwie zum Bau gehörte, musste entfernt werden, so auch die Bilder an den Wänden, die Decken und Gardinen, selbst die Tapeten, mit denen sich einige ihre kleinen Räume tapeziert hatten, wurden abgerissen. Alle Bücher mussten abgeliefert werden.

Weiter berichtete mein Besucher, dass bei der Volksabstimmung ein kleiner Teil der Leute sich verabredet und mit «Nein» gestimmt hatte. Man hatte aber die abgegebenen Stimmen kontrolliert und die Neinsager in eine Strafkompagnie versetzt, in der sie furchtbar geschunden wurden.

Auch war Himmler im Lager gewesen und hatte angeordnet, dass alle diejenigen, die zum zweiten Mal im Lager waren, in eine besondere Kompagnie kämen, in der sie besonders schlecht behandelt wurden. So konnte Hans' Freund, der tatsächlich zum zweiten Mal im Lager war, sowohl als Rückfälliger als auch als Neinsager, in die Strafkompagnie versetzt worden sein. Hans hatte überhaupt keinen Stimmzettel erhalten. Weshalb – darüber war nichts bekannt.

Ich beklagte mich bei Hauptmann Frodien, dass sich die Zustände im Lager verschlechtert hätten, und erzählte ihm, dass mein Sohn niedergedrückt aussehe. Sein körperliches Befinden habe sich verschlechtert. Hauptmann Frodien gab zu, dass Verschärfungen im Lager eingetreten wären. Da seien eben ein paar Schweinehunde, die sich schlecht benommen hätten. So was zöge verschärfte Bestimmungen nach sich. Leider müssten immer die Unschuldigen mitleiden, daran könne man nichts ändern. Ich solle meinem Sohn Mut zusprechen. Er versprach, mir zu diesem Zweck alle zwei Monate Besuchserlaubnis zu geben.

Bereits zweimal hatte ich nun schon nach zwei Monaten meine Besuche in Lichtenburg gemacht. Als ich das dritte Mal kam, um mir in dem zuständigen Zimmer die Bescheinigung für den Besuch ausstellen zu lassen, redete mich auf dem Flur ein Beamter an, mit dem ich zwar nichts direkt zu tun gehabt, den ich aber öfter gesehen hatte: «Frau Litten, Sie machen zu oft Besuche in Lichtenburg.»

Ich: «Natürlich mache ich so oft Besuche, wie ich die Erlaubnis dazu bekomme.»

Er: «Das äusserste, was es sonst gibt, ist jedes Vierteljahr eine Besuchserlaubnis. Hier unten wird schon gemeckert, dass Sie es viel öfter durchsetzen. Ich darf Ihnen darüber nichts sagen, und es darf auch niemand wissen, dass ich es Ihnen sage. Aber hören Sie auf mich und gehen Sie nicht öfter als jedes Vierteljahr hin.»

Ich: «Aber ich habe eben von Hauptmann Frodien das Versprechen bekommen, dass mein nächster Besuch Weihnachten stattfinden darf, also schon in sieben Wochen. Da kann ich doch gar nichts mehr ändern.»

Er: «Hören Sie auf meinen Rat und gehen Sie erst nach einem Vierteljahr wieder hin.» Ich hatte nicht die Absicht, mich

nach seinem Rat zu richten. Aber mein Mann riet mir, das doch zu tun. Er wüsste vom Militär her, dass die untergeordneten Stellen oft mehr Einfluss hätten als die hohen. Jedenfalls könnten sie mich sehr schikanieren, wenn sie sich über mich ärgerten, und vor allem blieben sie viel länger in ihren Stellungen. Ein persönlicher Adjutant pflege nicht jahrelang zu bleiben. Das letztere leuchtete mir ein. Als ich nach einem Vierteljahr die Bescheinigung erhielt, bemerkte ich, dass nur eine Dreiviertelstunde für den Besuch vorgesehen war, während man mir die letzten beiden Jahre immer eine Stunde bewilligt hatte. Ich beschwerte mich bei dem Kommissar und behauptete, ich hätte ein Anrecht auf eine Stunde. Er sagte: «Anrecht haben Sie auf nichts, und wenn Sie alle acht Wochen Besuche machen, so kann es Ihnen mal passieren, dass Sie überhaupt keine Besuchserlaubnis mehr bekommen.» (Das war also der Meckerer, vor dem mich der Sekretär gewarnt hatte.) Ich war nun sehr froh, ihm sagen zu können: «Das muss sich um ein Missverständnis handeln. Ich komme jedes Vierteljahr, nur die letzten beiden Male war ich aus besondern Gründen nach zwei Monaten dort. Bitte prüfen Sie in Ihren Akten nach, ob meine Angaben richtig sind.» Er musste (anscheinend zu seinem Bedauern) feststellen, dass es stimmte. Aber es blieb diesmal und für alle späteren Besuche bei einer Dreiviertelstunde. Und er setzte mir noch auseinander, dass er nicht einsähe, weshalb ich nicht wie alle anderen Leute mit einer Viertelstunde zufrieden wäre. Da musste ich mich noch bei ihm bedanken, dass er nicht auf eine Viertelstunde zurückging.

Als ich nach einem Vierteljahr wieder anrief, war Hauptmann Frodien nicht mehr bei der Gestapo, und man verwies mich an einen Assessor Berndorfer, der mir jede Besuchserlaubnis abschlug.

Darauf wandte ich mich an einen Adjutanten Himmlers, an Hauptmann Suchannek, der mich von da an jedes Mal empfing, aber prinzipiell nur auf dem Flur, vielleicht um auf diese Weise jeder eingehenderen Unterhaltung aus dem Wege zu gehen. Das hinderte mich nicht, ihm meinen Fall ausführlich auseinanderzusetzen. Ich sagte: «Herr Hauptmann Frodien war erfreut, dass ich – ohne dazu aufgefordert worden zu sein – falsche Nachrichten in England über meinen Sohn richtiggestellt habe, und hat mir daraufhin versprochen, dass ich meinen Sohn jedes Vierteljahr besuchen dürfe. Ich sehe ein Wort, das ein Offizier gibt, als ein Ehrenwort an, und da Herr Hauptmann Frodien nicht mehr in der Lage ist, sein Ehrenwort einzulösen, so halte ich es für selbstverständlich, dass Sie, an seiner statt, sich dazu verpflichtet fühlen.» Er gab mir sein Wort, dass ich jedes Vierteljahr meinen Besuch machen dürfe, warnte mich aber, die geringste Unvorsichtigkeit zu begehen. Denn dann müsse er mir die Besuchserlaubnis ein für allemal entziehen. Er schickte mich zu Herrn Berndorfer, an den ich mich in Zukunft immer wenden sollte.

Herr Berndorfer war sichtlich erstaunt, als er den Befehl von Suchannek erhielt, mir die Besuchserlaubnis zu geben. Er liess mich in sein Zimmer kommen und verwickelte mich in ein Gespräch. Als er mich ziemlich huldvoll entliess, hatte ich den Eindruck, Gnade vor seinen Augen gefunden zu haben. Denselben Eindruck schien mein unbekannter Warner zu haben, der sich gerade im Zimmer befand. Wenigstens warf er mir immer wieder befriedigte Blicke zu und brachte mich höflich bis an die Tür. Von nun an ging es wieder glatt mit der Besuchserlaubnis, die mir jedes Mal von Herrn Berndorfer persönlich erteilt wurde.

Von der ersten Verschlechterung an begann ich, wieder stärker mit dem Ausland zu arbeiten. Ich gab Nachrichten über jede Verschlechterung hinaus, sorgte zwar dafür, dass keine falschen Gerüchte aufkommen konnten, aber auch dafür, dass jede Verschlechterung bekanntwurde und dass man sich nicht zufrieden gab mit dem Gedanken, dass es immer weiter so gut wie in dem einen Jahr unter Reich geblieben sei. Diese Arbeit war nicht leicht. Ich durfte mich unter keinen Umständen herausstellen; ich musste immer die loyale Frau bleiben, als die ich mich auf der Gestapo aufspielte. Hätte man mir irgendetwas nachweisen können, so hätte es mich nicht nur die Freiheit gekostet, sondern auch Hans wäre damit von der Aussenwelt völlig abgeschnitten worden.

Immer wieder musste Heinz ins Ausland fahren, sei es nach Holland, sei es nach Prag, um von dort aus zu versuchen, das Weltgewissen wachzurufen. Es war eine gefährliche Arbeit für ihn; aber er hat niemals daran gedacht, eine Gefahr zu scheuen, wenn es sich um seinen Bruder handelte.

Man bot uns verschiedentlich grosse Aktionen an, etwa in der Art wie die für Ossietzky. Wir standen aber auf dem Standpunkt, dass man vorsichtig sein und nichts Aufreizendes tun sollte, so lange die Situation erträglich war. Selbstverständlich wurde für Artikel in auswärtigen Zeitungen von Bedeutung gesorgt. Selbstverständlich wurden prominente und einflussreiche Leute, auf die man in Deutschland Wert legte, mit der Sache befasst. Es hätte genügt, ein Wort hinauszugeben, um eine grosse Aktion zu entfesseln. Es war für alles Vorbereitung getroffen, nur schien uns der Zeitpunkt hierfür noch nicht der richtige zu sein.

Erst jetzt habe ich erfahren, wie gefährvoll die Reisen waren, die Heinz unternehmen musste, und wie seine Freunde in Prag ihn bei jedem Besuch beschworen, draussen zu bleiben.

Sie befürchteten jedes Mal seine Verhaftung nach seiner Rückkehr. Aber selbst wenn ich es gewusst hätte, hätte ich ihn fahren lassen. Wir standen wie unter einem Zwang: Hans musste geholfen werden, ganz gleich, was aus uns wurde. Und mich beschwerte dabei nicht einmal der Gedanke (was an sich meiner Natur widerstrebt), dass ich alles Gefahrvolle auf Heinz abwälzte. Denn es war klar, ich hatte in Berlin die wichtigere Arbeit zu leisten, die mir niemand abnehmen konnte. Und für Hans war es schlimmer, wenn ich eingesperrt wurde.

6. Der schwarze Hof

Drei Jahre und zwei Monate war Hans in Lichtenburg und erlebte dort unter vier Kommandanten vier verschiedene Perioden. Es ist interessant, wie stark die Verhältnisse im Lager jeweils vom Kommandanten abhingen.

Eines steht fest: Von der obersten Gestapoleitung und den führenden Stellen des Dritten Reiches wurde niemals etwas getan, die grauenvollen Zustände in den Lagern zu verbessern. Je sadistischer ein Vorgesetzter war, umso besser seine Karriere. Immer wieder habe ich gehört, dass die grossen Schufte bevorzugt befördert wurden, dass die menschlicheren Elemente für schlapp und unzulänglich galten. Der einzig einwandfreie Kommandant, von dem ich gehört habe, hielt sich nicht lange, weil er nicht «energisch» genug war. Er muss aber ein Mann von grosser Energie gewesen sein, denn er verstand es, trotz der furchtbaren Lagerordnung, für die Himmler verantwortlich war und die während der ganzen Zeit, die Hans in Lichtenburg war, die gleiche blieb, ein erträgliches Leben für die Schutzhäftlinge zu schaffen und trotz der grossen Zahl der Verbrechenstypen unter den Wachmannschaften Disziplin bei ihnen zu erzwingen.

Bei ihrer Einlieferung in die Lichtenburg (dem Renaissancebau einer sächsischen Fürstin aus dem 16. Jahrhundert, der später Gefängnis, dann Zuchthaus wurde und jetzt von einer vier Meter hohen Mauer umgeben war, auf der sich ein mit elektrischem Strom geladener Stacheldraht befand) wurden die Häftlinge vollständig kahlgeschoren. Sie konnten dann ihr Haar wieder wachsen lassen, aber Hans behielt seinen geschorenen Kopf bei. Ein Freund von ihm erzählte mir, er sei freiwillig

lig bei dieser Haartracht geblieben. Erstens sei ihm sein dickes Haar unbequem, da er seit den Sonnenburger Verletzungen noch immer an Kopfschmerzen leide. Zweitens seien ihm die Haare damals büschelweise ausgerissen worden, und eine Wiederholung dieser Tortur sei bei dieser Kürze der Haare nicht möglich.

Jeder Häftling wurde bei der Einlieferung ärztlich untersucht. Bis auf ganz schwere Fälle wurden alle für «tauglich» erklärt. Untergebracht waren die Häftlinge in grossen Schlafsälen, unter dem Dach. Sechzig bis hundert Mann in einem Raum, der zwei Reihen übereinanderstehender Militärbetten mit Strohsäcken und Woldecken enthielt. Die ganze Nacht brannten helle elektrische Lampen. Die Schlafsäle, um die die ganze Nacht Wachen patrouillierten, waren durch ein dickes Balkengitter abgeschlossen. Die meisten Wachen lärmten absichtlich, um die Gefangenen im Schlaf zu stören. Eine Heizmöglichkeit gab es nicht. Viele litten sehr unter der Kälte.

Das Exerzieren spielte die Hauptrolle und ist mit seiner Menschenschinderei wohl in allen Lagern gleich, nur variiert durch die sadistischen Einfälle der Kompanieführer. In Lichtenburg fand es auf dem «schwarzen Hof» statt, auch «Todeskurve» genannt, weil die Neuankömmlinge zunächst hierhergetrieben wurden und, durch Gewehrkolben und Fusstritte angefeuert, so lange in rasendem Tempo Dauerlauf machen mussten, bis mehrere von ihnen tot umfielen. Die Leichen wurden im Hof verscharrt; über ihren Gräbern wurde später eine Latrine errichtet.

Ein Teil des Exerzierens war das «Kriechen». Das Heben des Kopfes hierbei war verboten. Hob sich ein Kopf, so wurde er in den Dreck gedrückt und mit Nagelstiefeln betrampelt. Nichts ging schnell genug. «Wenns nicht im Guten geht, werd' ich's euch im Bösen zeigen», lautete die Parole. Schrecklich

war beim Exerzieren das Rollen im Dreck, in rasendem Tempo. Viele brachen dabei alles aus, was sie im Magen hatten. Ein Offizier, der die Somme-Schlacht und alle Kriegsschrecken ausgehalten hatte – so kriegsverletzt, dass er nicht am Exerzieren teilnehmen konnte –, hat sich beim blossen Zusehen übergeben und wurde vom Weinen geschüttelt. Auch während der Mittagspausen wurde oft zum Strafexerzieren befohlen, hundertfünfzig Kniebeugen in zehn Tempi auf Fussspitzen.

Für Alte und Kranke wurde eine besondere Altersriege gebildet. «Nur Freiübungen statt Exerzieren»; aber was für Freiübungen! Sie wurden oft ohne Atempause bis zu fünf Stunden durchgeführt. Eine der besonders sadistischen Erfindungen war das «Hüpfen». Auf den Zehenspitzen stehend, die Unterschenkel mit den Händen umklammernd, hatten die Häftlinge in rasendem Tempo (fünfzehnmal in der Minute) im Hofe herumzuhüpfen und das bis zu zwei Stunden. Wer schlapp machte oder hinterher in Behandlung in die Krankenstube musste, war ein Drückeberger und kam in eine Sonderkompanie, die besonders geschliffen wurde.

Wer es fertigbringt, vom Exerzieren, vom Sport und den Freiübungen im Lager mit Gemütsruhe zu reden, der versuche, diese Übungen im geforderten Tempo zu machen!

Das steife Bein von Hans war sein Glück. Von diesem Dienst war er befreit.

Besonders scharf wurde beim Exerzieren die Kompanie der Homosexuellen herangenommen. Ich sprach einen jungen Menschen, der eine Knieoperation hinter sich hatte. Es wurde nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, und er holte sich einen Schaden für sein Leben.

In der Kompanie der Homosexuellen sassen eine ganze Menge Leute, die aus politischen oder anderen Gründen unbe-

quem waren oder auf deren Besitztum es eine parteipolitisch wichtige Persönlichkeit abgesehen hatte und deren Fall nie abgeurteilt wurde.

Das Singen spielte in Lichtenburg, wie in allen Lagern, eine grosse Rolle und brachte viele Häftlinge zur Verzweiflung. Man quälte sie mit dem Absingen der blödsinnigsten Lieder. Entweder nationalsozialistisches oder verkünstelt sentimentales Zeug. Man liess die unglücklichen Gefangenen mit besonderer Vorliebe Wanderlieder singen, die die Schönheit der Natur und die Freiheit priesen.

Schrecklich war auch das Austreten, wozu die Kompanie zu bestimmten Zeiten geschlossen geführt wurde. Die lange Reihe der Aborte war offen, ungedeckt und ungeschützt. Bei eisiger Kälte, bei Sturm und Regen spielte sich hier alles in rasender Eile ab, unter dem Geschrei und Getobe der Wachmannschaften. Manche Gefangenen konnten tagelang nicht austreten, weil sie schon wieder aufgeschreckt wurden, noch ehe sie sich niedergelassen hatten.

In ihrer Freizeit am Tage und während des Essens war jede Kompanie in einem saalartigen Raum untergebracht. Lange Holztische und Holzbänke, elektrisches Licht, eiserne Öfen. Manche dieser Räume hatten Radio-Lautsprecher. Hier mussten die Häftlinge die Führerreden hören. Sie durften aber auch bei bestimmten Gelegenheiten Musik einstellen. Als die Zustände im Lager für Hans sich verschlechterten, schrieb er einmal: «Meine einzige Freude ist die Übertragung der Bach-Kantaten an den Sonntagvormittagen.» Hier, so wurde mir von vielen geschildert, sass Hans in seiner Freizeit inmitten des Lärms in seine wissenschaftlichen Studien vertieft – in einer anderen Welt.

Viermal am Tage fand ein Appell statt, bei dem alle Häftlinge mit Ausnahme der Schwerkranken zu erscheinen hatten.

Bei jedem Appell gab es Strafen. Schon das Studium der an einem Brett angeschlagenen Lagerordnung und der Strafbestimmungen (unterschrieben mit «Eicke, Oberinspektor der Konzentrationslager») zeigte dem Ankömmling, dass es keine Lebensäusserung gibt, die nicht mit Strafe bedroht ist.

Jeder SS-Mann, ja jeder SS-Rekrut war Vorgesetzter; jede befohlene Arbeit, jeder Befehl, mochte er noch so unsinnig sein, musste ausgeführt werden. Die geringste der genannten Strafen war: fünf Tage Dunkelarrest bei Wasser und Brot. Für die kleinsten Vergehen (z.B. Rauchen) gab es Körperstrafen. Davon war die leichteste 15 Stockhiebe auf Gesäss und Rücken. Höchststrafe: 150 Stockhiebe, Einzelhaft bis zu mehreren Monaten, Todesstrafe durch Erschiessen oder Erhängen. Der Kommandant konnte diese Strafe sofort vollstrecken, ohne Gerichtsverfahren. Kein Häftling durfte sich ohne Begleitung eines SS-Postens fortbewegen, nicht einmal allein austreten. Jeder Posten hatte die Pflicht, auf jeden Gefangenen, der sich der Hofmauer näherte, zu schiessen.

Die Strafzellen (Bunker) lagen in der sehr tiefen, kalten, völlig dunklen Unterkellerung des Westflügels des Schlosses. Der Raum enthielt nur eine gemauerte Pritsche und eine Decke. Jeden vierten Tag erhielt der Gefangene warmes Essen und in der darauffolgenden Nacht einen Strohsack. Vor der mit Eisen beschlagenen Holztür, die den Bunker abschloss, befand sich hinter schweren Eisengittern ein Raum, von dem aus eine Wache den Gefangenen beobachten konnte. Der einzige bewegliche Gegenstand des Raumes war ein Kübel zur Verrichtung der Notdurft. Die Gefangenen im Bunker und meist auch die Neuankommenden erhielten unter keinen Umständen Klosettpapier, so dass ein ergattertes Stück Zeitungspapier als

Kostbarkeit geheimgehalten wurde. Waschen durften sich die Gefangenen während der Zeit des Arrests nicht.

Bei ihrer Entlassung hatten die Gefangenen alle schriftlich zu bestätigen, dass sie gut behandelt worden wären. Es wurde ihnen erklärt, sie würden, wenn sie Wahres oder Unwahres von den Vorgängen im Lager erzählten, sofort wieder inhaftiert werden.

Ein Mann wurde gleich bei seiner Rückkehr von seinen Freunden mit der Frage begrüßt: «Mensch, wo sind denn deine Zähne?»

«Die sind mir in Lichtenburg ausgeschlagen worden.» Am nächsten Tage befand er sich wieder in Lichtenburg.

Als Hans nach Lichtenburg überführt wurde, herrschte dort ein teuflischer Sadist, der Kommandant Ensberger, «der Schwarze» genannt. Jeder spricht mit Hass und Grauen von ihm. Glücklicherweise war Hans nur kurze Zeit mit ihm zusammen und scheint nicht so in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein, da er nach seiner Ankunft zunächst ein paar Tage in der Krankenstube lag, weil seinem Bein der etwa acht Tage dauernde Transport nicht bekommen war. Dieser Kommandant hatte viele Menschen zu Tode misshandeln lassen. In der Tischlerei des Lagers wurden jede Woche mehrere Särge gearbeitet. Man wusste immer, für wen sie waren. Nur bei einem konnte man es nicht herauskriegen, erzählte mir ein Häftling; aber dieser eine hat Ensberger das Genick gebrochen. Ensberger stand, wie die Angehörigen der SS häufig, mit der SA auf gespanntem Fusse. Am 30. Juni wurden in Lichtenburg zahlreiche SA-Leute «nur einstweilen vorsichtshalber» eingeliefert, darunter ein Standartenführer der SA. Nach einer Woche war er durch Ensberger persönlich zu Tode misshandelt worden. Da es sich um einen Standartenführer handelte, wurde

Ensberger seines Postens enthoben. Die Schutzhäftlinge wiegten sich sogar in der Hoffnung, dass ihn ein Lager- oder Zuchthaus-Aufenthalt ereilt habe.

Auf Ensberger folgte Kommandant Schmidt. Was die Gefangenen unter ihm auszuhalten hatten, zeigen zwei Schilderungen, die ich von einem Augenzeugen bekam. Sie entstammen der Feder eines gebildeten Mannes, und ich bin sicher, dass sie genau beobachtet sind und keine Übertreibungen enthalten, denn ich habe über diese Begebenheiten wieder und wieder dasselbe gehört:

«Ein Gefangener, ein etwa fünfzigjähriger Mann, der im Kriege wegen Tapferkeit vor dem Feinde Offizier geworden war und neben dem Eisernen Kreuz Erster Klasse das Goldene Verwundetenabzeichen besass, das man nur bekam, wenn man mindestens fünf Mal verwundet war, hatte bereits im Columbiahaus fünfundzwanzig Stockhiebe wegen Verächtlichmachung der SS erhalten. (Er hatte einen SS-Mann, der ihn misshandelt hatte und den er zeigen sollte, nicht herausfinden können.) Dieser Mann wurde jetzt vorgerufen und ihm verkündet, dass er wegen derselben Sache, wegen der er im Columbiahaus bereits bestraft worden war, jetzt fünfzehn Hiebe und ausserdem sechzehn Tage Dunkelarrest erhalte. Am Morgen beim Waschen hatte ich gesehen, dass der ganze Rücken des Mannes noch schwarze und blaue Streifen von der vorigen Misshandlung aufwies.

Ein Holzschemel und vier Stöcke wurden gebracht und in die Mitte des Hofes gestellt. Der Mann versuchte zu erklären, dass er wegen dieser Sache bereits bestraft worden sei. Niemand hörte auf ihn. SS-Leute zerrten ihn zum Schemel, und einer drückte ihn am Hals nach vorne nieder. Der Mann legte sich über den Schemel. Er war ziemlich hochgewachsen, und

es dauerte eine Zeitlang, bis er in der richtigen Stellung lag. Mit den Knien lag er auf dem Boden. Zwei SS-Leute traten ihm wiederholt in die Kniekehlen, damit er dichter an den Schemel rutschen sollte. Schliesslich hatte er die richtige Lage. Zwei SS-Leute stellten sich rechts und links vom Schemel auf. Jeder hatte einen Stock von etwa einem Meter Länge in der Hand. Dahinter standen Herr Fettke und Herr Schmidt, alle Kompanieführer und SS-Unterführer. Herr Kommandant Schmidt befahl: ‚Anfangen!‘

Zuerst liessen die Kerle die Stöcke ein paarmal durch die Luft pfeifen. Dann hoben sie sie hoch über die Köpfe. Jeder legte sich so weit zurück, wie er konnte, und holte aus, und dann sauste zuerst ein Schlag und gleich darauf der zweite auf den zu Bestrafenden herab. Der Mann gab keinen Laut von sich. Wieder holten die beiden Kerle aus, und wieder sausten zwei Schläge herab auf das Opfer. Der Gepeinigte biss die Zähne zusammen. Der Lagerkommandant brüllte: ‚Der Kerl spürt ja nichtsh

Zum dritten Mal sausten die zwei Hiebe herab. Der Gefangene gab wieder keinen Ton. Der Kommandant begann zu toben. Widerspenstig bist du Hund auch noch! Los, zwei andere!‘ Die beiden ‚Reserveschläger‘ traten hervor. Erst liess jeder von ihnen seinen Stock knallen, dann schlugen die beiden wieder weit ausholend zu.

Acht Hiebe – zehn Hiebe – zwölf Hiebe Der Gefangene ertrug die Misshandlungen heldenhaft. Nicht ein Laut entfuhr seinen Zähnen. Der Lagerführer Fettke und der Kompanieführer Bräunig griffen jetzt nach Stöcken und gaben die letzten drei Hiebe. Sie wurden von der Anstrengung der drei Hiebe – einer durfte einen, der andere zwei Hiebe schlagen! – blutrot im Gesicht. Der Gefangene hatte bis zum letzten Hieb keinen Laut von sich gegeben.

Der Kommandant und die SS-Führer schäumten. Sie fühlten sich von dem Mann verhöhnt, in ihrer Ehre gekränkt. Aber – leider – die Strafe war vollstreckt. Der Geschlagene erhielt den Befehl, aufzustehen. Schwerfällig erhob er sich. Der Mann sah aus wie ein Sterbender. Dann musste er den Schemel und die Stöcke an sich nehmen, und der Gefangenenwärter des Bunkers nahm ihn zur Verbüssung der sechzehn Tage Einzelhaft in Empfang.

Zwischen den atemlos dastehenden Gefangenenkompanien musste der Mann, beladen mit Schemel und Stöcken, über den Hof gehen. Dann wurde wieder kommandiert: ‚Stillgestanden!‘, und Herr Schmidt hielt eine kleine Rede, in der er erzählte, dass das heute eine leichte Strafe gewesen sei. Aber er verspreche, dass der Nächste nicht so gelinde behandelt würde.

Die am meisten Entsetzen erregende Prügelei, die ich auf der Lichtenburg gesehen habe, war so furchtbar, dass sie ganz ausführlich berichtet werden muss.

An einem Sonntag im März, am späten Nachmittag gegen fünf Uhr, begannen die Alarmsirenen des Lagers zu heulen. In einem solchen Falle war allen Gefangenen befohlen, sofort, gleichgültig, wo immer sie sich aufhielten, sich in die Tages-säle zu begeben und kompanieweise anzutreten.

Meine Kompanie wurde gerade zum Austreten geführt. Sofort brüllten die SS-Leute: ‚Umkehren! In den Saal!‘ Obwohl wir einige einbeinige Kriegsverletzte bei uns hatten, gelang es uns, früher die Treppe zu gewinnen, als die im ersten Stock des Hauses kasernierte SS ihre Räume verlassen konnte. Gerade als wir an deren Eingangstür vorbei waren, stürzte die SS in Stahlhelmen mit Gewehren die Treppe hinunter, alles, was sie unterwegs noch traf, umrennend. Die Sirenen heulten immer noch. Nach einigen Minuten erschien der Kompanieführer mit

einer grösseren Anzahl SS-Leute und liess abzählen. Dann liess er uns stehen. Wir standen ungefähr bis sieben Uhr und wurden dann ohne Abendessen schlafen geschickt.

Am nächsten Tage ging alles im Lager seinen gewöhnlichen Gang. Die Gefangenen wussten weder, warum all die Aufregung am Vortag gewesen war, noch, warum die Bewachung verstärkt war. Allmählich sickerte durch, dass an jenem Sonntagnachmittag drei Häftlinge der sogenannten Berufsverbrecherkompanie aus dem Lager ausgebrochen und verschwunden seien.

Durch Zufall erfuhr ich, wie sie das angestellt hatten. Die drei Männer hatten erfahren, dass die ‚Gewohnheitsverbrecher‘ – inwieweit die Leute dieser Kompanie das wirklich waren, kann ich nicht beurteilen – in den nächsten Tagen in das furchtbarste aller Konzentrationslager, nach Papenburg-Esterwegen, verlegt werden sollten. Von diesem Lager gingen so grauenvolle Berichte um, dass die drei Männer beschlossen, sich diesem Schicksal durch die Flucht zu entziehen. Im Lager Lichtenburg gab es ein einziges Fenster, das nicht vergittert war. Das befand sich im Lazarettgebäude im zweiten Stock. Unten lief die Strasse entlang. Mit Hilfe von zerrissenen Bettüchern gelang es den drei Männern zu entkommen. Ein Bericht anderer sagt, sie wären als Maurer im Keller beschäftigt gewesen und hätten dabei ein Loch durch die Wand gebrochen, durch das sie entkommen wären. Der Kommandant war in Aufregung. Nun hatten weder die vier Meter hohen Mauern, noch der elektrisch geladene Stacheldraht, noch die von Posten bewachten Tore, noch die Menge bewachender SS-Leute etwas genützt.

Bereits am Dienstag erfuhren die Häftlinge, dass einer der drei eingefangen worden sei. Am Mittwoch wurde erzählt, alle drei wären wieder da und sässen im Bunker.

Donnerstagnachmittag, Mittagsappell. Alle Kompanien waren bereits angetreten. Gefangene schlepten einen Tisch über den Hof und stellten ihn in der Mitte auf. Einen zwei Meter langen Tisch. Plötzlich erschienen in der Tordurchfahrt vom ersten Hof her drei Gefangene, mit Stricken und Stöcken beladen, umgeben von SS-Leuten.

Das waren die Entsprungenen! Zwei waren ältere Leute, der dritte ein bleicher, hochgewachsener Mann, Anfang der zwanziger Jahre. Sie alle drei sahen totenbleich aus, die Gesichter mit Blut beschmiert, schlichen sie über den Hof. Der Jüngere ging mehr als zehn Meter hinter den beiden anderen. Er konnte kaum noch gehen. Die drei Männer mussten furchtbar misshandelt worden sein. Die leinenen Gefangenenanzüge – diese Kompanie hatte sogar im strengsten Winter nur alte Drillichanzüge – waren zerrissen. Mich schauderte, als ich die Leute sah. Ihr Anblick sprach dafür, wie furchtbar ihre Flucht, wieviel furchtbarer ihre Wiederergreifung, wie entsetzlich die Behandlung danach gewesen sein musste.

Die drei Männer standen dem Tisch gegenüber und warteten. Die Gefangenenkompanien starrten sie an. Jeder fühlte, dass etwas Grauenhaftes kommen musste. Was, wusste keiner. Nachdem Herr Fettke die Stärkezahlen der Kompanien abgenommen hatte, entstand wieder ein bedrücktes Schweigen im Hofe. Endlich, nach etwa zehn Minuten, erschien der Kommandant, Herr Obersturmbannführer Schmidt, mit grossem Gefolge. Er nahm die Meldung ab. Dann wartete man, dass Herr Fettke die ‚Urteile‘ verlesen würde. Aber es kam anders.

Krebsrot im Gesicht trat Herr Schmidt selber in die Mitte des Hofes und hielt folgende Ansprache: ‚Ihr wisst, dass drei Schutzhäftlinge versucht haben, auszubrechen. Wir haben die Hunde wiederbekommen. Leider Gottes (leider Gottes! sagte

er) sind sie nicht auf der Flucht erschossen worden. Aber ich habe Mittel, das wieder gutzumachen!' Und Herr Schmidt drehte sich nach seiner SS herum und gab ein Zeichen mit der Hand. Die SS stürzte sich auf einen der Gefangenen, und zwar auf einen der beiden älteren. Zehn Kerle ergriffen den Mann und warfen ihn auf den Tisch. Der Mann, in Todesangst, sträubte sich, wollte sich wehren, aber sie packten ihn und hielten ihn fest. Die Stricke wurden auseinandergezerrt, und der Mann wurde an den Tisch festgebunden.

Dann schrie der Lagerkommandant: ‚Und nun sollt ihr was erleben! So geht s einem jeden, der versucht, sich aus dem Lager fortzumachen! – Los!‘

Diesmal waren es nicht zwei, sondern vier Leute, die zu gleicher Zeit schlugen. Gezählt wurde nicht, aber einzelne Gefangene haben mitgezählt! Die ersten zwanzig Hiebe etwa hielt der Mann schweigend aus. Dann fing er an zu schreien. Aber das Toben des Kommandanten überschrie ihn.

‚Schlagt fester!‘, brüllte er. ‚Der Kerl spürt ja nichts!‘

Und die SS-Leute schlugen. Nach einiger Zeit wimmerte der Mann noch, dann muss er in Ohnmacht gefallen sein. Etwa zwanzig oder dreissig Hiebe lang glaubten wir, er sei bereits gestorben, dann aber schrie er wieder. Die SS schlug sich geradezu in einen Paroxysmus hinein. Gegenseitig rissen sich die Kerle die Stöcke aus den Händen, um ‚auch mal zu hauern. Endlich brüllte Herr Schmidt: ‚Aufhören!‘ Aber seine SS-Leute hörten nicht. Er musste noch zweimal schreien, bis sie von ihrem Opfer abliessen.

Als die Stricke losgebunden wurden, fiel der Misshandelte vom Tisch herunter. Der Kommandant schrie: ‚Hier gibt’s keine Anstellerei! Der Nächste!‘

SS-Leute ergriffen den anderen älteren Mann und warfen ihn auf den Tisch. Während er festgebunden wurde, schleppten

andere den ersten auf den Rasen und liessen ihn liegen.

Die Gefangenen hatten sich zuerst das ekelhafte Schauspiel ziemlich ruhig angesehen. Als aber die Schläge nicht aufhören wollten, fingen einige an zu murren. Die SS hatte sich nicht darum gekümmert. In einer Kompanie hatten zwei Leute epileptische Krämpfe bekommen, andere hatten angefangen zu brechen.

Inzwischen war das zweite Opfer festgebunden worden, und Schmidt gab das Zeichen zum Anfängen. Der Mann lag auf dem Tisch und bäumte sich auf. Immer wieder mussten die Stricke, mit denen er gebunden war, festgebunden und nachgezogen werden.

Dieses Aufbäumen brachte Herrn Schmidt und seine Bande zur Raserei. Sie schlugen wie Drescher. Einer riss dem andern den Stock aus der Hand. Jeder Hieb war die Kraftanstrengung eines Schwerathleten, der sich beobachtet und bewundert weiss. Die Gefangenen begannen zu toben. Gefangene, die sonst vor Angst nicht ein noch aus wussten, fingen an zu schreien: ‚Ihr Hunde! Ihr Mörder! Ihr Verbrecher!‘ Die SS und ihre Meister kehrten sich an nichts. Ab und zu wurde einer oder der andere in Krämpfen liegende Häftling von anderen Häftlingen hinter den Reihen hindurch zur Krankenstube getragen. Herr Schmidt und seine Bestien waren mit Dingen beschäftigt, die sie mehr interessierten. Der Gefangene lag schon längst in tiefer Ohnmacht. Er spürte nichts mehr, aber sie droschen noch. Er gab keinen Ton mehr von sich. Endlich wurde er erlöst. Herr Schmidt liess ihn losbinden. Irre um sich schauend, stand der arme Mensch vor dem Tisch, auf den schon der dritte, der jüngere, geworfen und gebunden wurde. Der Mann biss und schlug um sich. Er wehrte sich wie ein Irrsinniger mit kaum

glaublichen Kräften. Immer wieder befreite er sich von seinen Angreifern, schliesslich erlag er der Übermacht.

Die SS befand sich im Taumel. Sie sahen nicht, wohin sie schlugen. Sie schlugen und brüllten. Gellend hörte man aus dem Trubel die helle Stimme des Geschlagenen. Die beiden anderen hatten nicht viel geschrien; dieser schrie entsetzlich. Er war die ganze Zeit bei vollem Bewusstsein. Keine wohlthätige Ohnmacht umfing ihn. Er blutete, dass das Blut am Tisch herunterlief und von den Tischrändern auf den Boden tropfte. Mir wurde blau vor den Augen. Einige Leute meiner Kompanie fassten mich unter die Arme und hielten mich aufrecht. Ich musste mich zwingen, nicht zu brechen; ich fühlte, wie mir Tränen übers Gesicht liefen. Ich sah einen Haufen Teufel umherspringen und toben. Sie brüllten, als bekämen sie etwas dafür. Mit einem Male war es aus.

Der Mann wurde losgebunden. Herr Schmidt rieb sich die Hände und rief: ‚So geht’s jedem, der auskneifen will. Merkt’s euch!’

Wie im Traum sah ich die drei Sterbenden den schweren Tisch mit den Stricken über den Hof schleppen. Selbst dazu wurden die Unglücklichen noch gezwungen. Sie bluteten und sahen nicht mehr Menschen ähnlich. Später erfuhr ich, dass der erste 186, der zweite 175 und der letzte ungefähr 150 Hiebe erhalten hatte.

Am nächsten Morgen wurde im Lager bekannt, dass einer der drei in der Nacht gestorben sei. Ein anderer habe sich in seiner Zelle erhängt. Vom dritten habe ich nichts gehört.

Am Tage darauf fand kein Exerzieren und kein Dienst statt. Die gesamte SS hatte mit dem Abtransport der betreffenden Kompanie nach Papenburg-Esterwegen zu tun. Ich sah von einem Fenster aus, wie die Leute, von starken SS-Kordons umge-

ben, zum Bahnhof getrieben wurden. Und ich konnte nur denken: Gott sei eurer Seele gnädig.»

In der folgenden Woche erschien der Reichsführer der SS, Herr Himmler selber, das Lager zu inspizieren. Kurze Zeit darauf wurde Herr Schmidt aus dem Lager versetzt. Manche Gefangenen glaubten, dass Herr Schmidt für seine Unmenschlichkeit zu büßen haben würde. Man erzählte, dass sein Vorgänger wegen Mordes und Gefangenenmisshandlung zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden sei. Herrn Schmidt ist es nicht so schlecht gegangen. Zwar kam er fort, damit demonstriert wurde, dass die oberste Leitung der Konzentrationslager diese furchtbare Misshandlung missbillige; aber er verliess Lichtenburg nur, um das Kommando mit einem ähnlichen in einem anderen Lager zu vertauschen.

Diese Begebnisse beweisen, dass die führenden Herren (Hitler, Himmler, Göring u.a.) über die Verbrechen in den Konzentrationslagern unterrichtet sind. Aber sie greifen nur ein, wenn ein Fall zu viel Aufsehen erregt. Sie billigen also diese Zustände, wünschen aber nicht, dass sie in die Öffentlichkeit dringen. Wo Verurteilungen erfolgen, wie im Falle Ensberger, handelt es sich um Ausschreitungen gegen ihre eigenen Leute; in anderen Fällen, z.B. bei Schmidt, wurde eine Bestrafung lediglich vorgetäuscht; in Wirklichkeit wurden die Betroffenen versetzt, oft befördert.

Ich wusste, dass Hans in der Lichtenburger Zeit keine Misshandlungen zu erleiden hatte (bis auf die Anfangszeit, über die aber nur dunkle Gerüchte zu mir drangen, scheint ihm nichts Grausames geschehen zu sein). Aber die Gefangenen hatten geschlossen diesen Strafen beizuwohnen. Alle redeten nur mit grösstem Grauen davon. Wie schrecklich musste das für einen

Menschen sein, der kein Fleisch ass, weil er sagte: «Wie komme ich dazu, ein Tier um meinetwillen zu töten?», der schon als zweijähriges Kind nach dem Regen in den Garten ging, um die Regenwürmer zu sammeln und sie ins Gebüsch zu tragen, weil er beobachtet hatte, dass sie nach dem Regen auf dem Fusswege krochen und dort achtlos zertreten wurden. Er flüsterte mir einmal zu, als ich ihn nach seiner Behandlung fragen konnte: «Misshandelt werde ich nicht; aber was ich mit ansehen muss!»

Niemals sprachen die Häftlinge, die ich kannte, über derartige Strafen, die an ihnen vollzogen worden waren. Einer von ihnen, der mir nahestand, entschloss sich einmal, mir auf meine Bitte zu erzählen. Ich wusste aus Andeutungen von Hans, dass auch ihm Entsetzliches passiert sei, und ich wusste, dass sich Hans monatelang aufgeregt hatte, weil er fürchtete, man hätte die Absicht, seinen Freund «fertigzumachen». Er schilderte mir eine ähnliche Szene wie die oben beschriebene. Merkwürdig abwesend und ruhig, so als ob es ihn eigentlich nichts angehe. Ganz leidenschaftslos und still. Ich war erschüttert und dachte: «Ist dieser Mann schon über all das hinweg, dass er so ruhig davon reden kann?» Ich fragte beinahe ängstlich: «Sie werden das nie vergessen?» Er ganz ruhig und leise: «Nein!» Er sah mir einen Augenblick in die Augen, aber dieser eine Augenblick zeigte dieselbe ungebändigte Rachsucht, denselben fanatischen Hass, den ich empfand. Wie oft habe ich diesen Blick in den Augen von früheren Häftlingen gesehen, wenn sie von ihren Peinigern sprachen. Ich wusste, keiner von ihnen wird an meiner Seite fehlen, wenn der Tag der Vergeltung kommt.

III. Teil

Buchenwald und Dachau

1. Uta von Naumburg

Die Verhältnisse in der Lichtenburg hatten sich zusehends verschlechtert. Ich wusste, dass die gute Zeit auch für Hans vorbei war. Trotzdem, nach all dem Schrecklichen, das Hans früher erlebt hatte, liessen Berichte, die man aus einigen anderen Lagern erhielt, den Zustand erträglich erscheinen.

Dann aber geschah etwas, das furchtbare Ahnungen in mir aufsteigen liess.

Herr Dr. Berndorfer, bei dem ich mich Ende Juli 1937 telefonisch angemeldet hatte, um meine fällige Besuchserlaubnis abzuholen, entschuldigte sich: Er hätte eben gesehen, dass mein Sohn ja in Lichtenburg sei. Da könne er mir leider keine Erlaubnis geben; in Lichtenburg sei jeder Besuch verboten; es tue ihm leid, dass er mich herbemüht hätte.

Ich war so erschrocken darüber, dass mir eine dicke Träne herunterlief, was mir sonst wirklich noch nie auf der Gestapo geschehen war. Als ich einen sehr genierten und mitleidigen Blick von Dr. Berndorfer auffing, fing ich an, bewusst zu weinen, und sagte: «Entschuldigen Sie, dass ich mich so gehenlasse, aber die Verweigerung eines Besuches stand fast immer mit schrecklichen Ereignissen im Lager im Zusammenhang.»

Er schwor, dass es sich um rein technische Dinge handele. Aber ich beharrte darauf, es müsse einen anderen Grund haben. Meine Tränen erweichten ihn so, dass er sagte: «Ich darf Ihnen eigentlich nicht sagen, worum es sich handelt. Aber es tut mir leid, dass Sie sich unnötige Sorgen machen. Versprechen Sie mir, dass es kein Mensch erfährt.»

Das Lager Lichtenburg wird aufgelöst. Die Schutzhäftlinge kommen woanders hin, in die Nähe von Weimar; in der Unruhe, die das mit sich bringt, sind Besuche nicht möglich.»

Das war mir eine grosse Beruhigung, und als er sich nochmals sehr entschuldigte, dass er mir den unnützen Weg bereitet hätte, sagte ich: «Ich bin Ihnen für Ihre Vergesslichkeit dankbar; am Telefon hätte ich den wahren Tatbestand nie erfahren» – was er lächelnd zugestand.

Bald darauf erhielten wir Nachricht von Hans aus Buchenwald, mit der Unterschrift «Hans» statt des üblichen Hans Achim. Das hiess: «Ich werde misshandelt!» Ich rief sofort Dr. Berndorfer an und sagte: «Nun ist mein Sohn im neuen Lager; nun kann ich wohl den Besuch machen.» Ich sollte mich noch einige Zeit gedulden, so rasch nach dem Umzug ginge das nicht. Er würde mich benachrichtigen, wenn es so weit wäre.

Der nächste Brief war sehr kurz, gänzlich inhaltslos und mit entsetzlicher Handschrift. Auch wieder mit der Unterschrift «Hans».

Heinz hatte Beziehungen zu linksstehenden Kreisen angeknüpft, weil das die einzige Möglichkeit war, in besonderen Fällen rasch Informationen über Veränderungen im Lager zu erhalten und Angehörige von Häftlingen, die im selben Lager wie Hans waren, ausfindig zu machen. So konnte man die Nachrichten vergleichen und ergänzen.

Ein anderer Häftling, der noch niemals über etwas geklagt hatte, schrieb an seine Frau einen sehr beunruhigenden Brief. Diese einfache Frau wagte aber nicht, Schritte zu tun, und so berief ich mich auf eine Unterredung mit ihr, als ich mich wieder bei Dr. Berndorfer meldete. Ich sagte ihm, die Frau eines Schutzhäftlings hätte mich aufgesucht und mir mitgeteilt, sie hätte sichere Nachrichten über entsetzliche Zustände in Bu-

chenwald. Ich sollte doch etwas bei der Gestapo unternehmen. Auch ich hätte ausserdem einen schlechten Eindruck aus dem Brief meines Sohnes gewonnen.

Dr. Berndorfer wollte mich beruhigen, sagte, das hätte nichts zu bedeuten; natürlich wäre es beim Aufbau eines Lagers etwas ungemütlich. Vielleicht wären mal nicht genügend Decken da, so dass die Leute hätten ohne Decken schlafen müssen, aber das würde alles bald in Ordnung kommen. Ich sagte, so optimistisch sähe ich die Sache nicht. Ich hätte ein Gefühl für die Dinge, die dort vor sich gingen, ich bäte ihn dringendst, im Lager Erkundigungen einzuziehen. Ich glaubte zum Beispiel, dass man auf den schlechten körperlichen Zustand und das steife Bein meines Sohnes keine Rücksicht nähme bei den Aufbauarbeiten. Ich bat ihn, doch auf den Zustand meines Sohnes aufmerksam zu machen und sich persönlich darum zu kümmern, dass man ihn anständig behandle. Er sagte: «Das will ich gelegentlich mal tun», worauf ich erklärte: «Das Wort ‚gelegentlich‘ liebe ich nicht; das heisst auf deutsch: ‚nie‘! Ich gehe von hier nicht weg, ehe Sie mir nicht fest versprochen haben, dass Sie in der Angelegenheit meines Sohnes sofort etwas tun.» Er versprach es; aber ich sah ihm an, wie er zwischen Mitleid mit mir und Angst vor dem Lagerkommandanten schwankte.

Als der nächste Brief von Hans wieder einen schlechten Eindruck machte, rief ich erneut an, versuchte Besuchserlaubnis zu bekommen und fragte, ob Schritte unternommen worden seien. Dr. Berndorfer erklärte, ja, das hätte er getan; alles sei in Ordnung, meinem Sohn ginge es gut. Ich bin aber überzeugt, dass er nicht gewagt hatte, im Lager anzufragen. Ich hatte den Eindruck, dass dieser Mann gutherzig war und mir gern geholfen hätte, dass er aber keine Rolle spielte und Todesangst hatte,

seine Stellung zu gefährden, indem er sich irgendwie vorwagte. Die Zeiten, in denen der zuständige Mann für die Lager einen Befehl dorthin riskieren konnte, waren vorbei.

Einer der Schutzhäftlinge hatte in einem Brief immer und immer wieder von dem schönen Wald, in dem sie lebten, berichtet, so dass seine Angehörigen sagten: «Das muss etwas bedeuten.» Wir kamen auf die Idee, dass er vielleicht damit sagen wollte: Guckt euch diesen Wald mal an; er ist noch nicht abgegrenzt.

Ich dachte weiter: Vielleicht kann man bei einem im Aufbau begriffenen, noch nicht abgegrenzten Lager einen Befreiungsversuch machen. Jedenfalls musste der vielgerühmte schöne Wald erkundet werden.

Ich fuhr nach Weimar und besuchte einen Bekannten, der ein fixer Kerl war. Natürlich musste die Sache untersucht werden, das fand er auch. Wir beschlossen, über Weekend eine Streife von Weimar aus zu unternehmen. Heinz und ich wollten dabei sein. Zwei Autos wurden uns zur Verfügung gestellt. Wir wollten den Wald durchstreifen, um festzustellen, wo sich das Lager befand. Ausserdem wollten wir die Bevölkerung in den umliegenden Ortschaften ausfragen. Die Frauen sollten sich an Sonntagsausflügler heranmachen; die Männer sollten in den Lokalen beim Trinken die Leute zum Schwatzen bringen. Ich wollte einige zuverlässige Pfarrer aufsuchen.

Dass in Buchenwald furchtbare Zustände herrschten, hatte ich natürlich längst in alle Welt hinausposaunt. Ich hätte gern besonders die Christenheit mobil gemacht. Dazu musste ich aber erst feststeilen, ob sich Häftlinge aus religiösen Gründen in Buchenwald befanden. Das hoffte ich von den Pfarrern der Umgebung zu erfahren.

Eine Freundin, die politisch geschult war und mit der ich über diesen Plan wie über alles, was ich unternahm, sprach,

war dagegen, dass ich mich persönlich beteiligte. Sie erklärte, es würden jetzt auf der Landstrasse dauernd Autos angehalten und die Insassen und der gesamte Inhalt aufs Gründlichste untersucht. Befände ich mich, mit meinem Namen in einem solchen Auto in der Nähe von Buchenwald, so hätte ich die grössten Unannehmlichkeiten. Ich lachte, aber sie bat mich unter Tränen, ihr zuliebe die Sache zu lassen, so dass ich nachgab und auch Heinz nicht mitfahren liess.

Sie hatte recht gehabt. Die Erkundungsfahrt endete kläglich. Zwei Autopartien, die eine, ein älterer Herr mit zwei Töchtern, die andere, eine Mutter mit ihrem Sohn, hatten, wie das Ausflügler oft tun, ihre Autos am Waldesrand stehengelassen, um sich in den Wald zu begeben. Sie waren keine hundert Schritt gegangen, als sie von SS-Leuten angehalten und nach der nächsten Polizeistation gebracht wurden. Ihre Erklärungen, dass sie vom Auto aus einen Spaziergang machen wollten, halfen nichts. Sie mussten ihre Personalien angeben, und man hielt sie zwei Tage fest, um zu untersuchen, ob ihre Angaben stimmten. Als sich nichts Nachteiliges über sie herausstellte, wurden sie entlassen; aber sie wurden längere Zeit beobachtet.

In den Wald hatte niemand eindringen können. Das einzige Ergebnis dieses Ausfluges war die Feststellung, dass die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften völlig verschüchtert war und nicht wagte, Näheres zu erzählen. Man hatte ihnen eingeschärft, sie hätten nichts von dem Bau des Lagers zu wissen. Sollten sie es verraten, so würden sie eingesperrt.

Eine Karte vom 17. Oktober 1937 meldete: «Meine neue Adresse ist Dachau.» Unterschrift wieder «Hans».

Ein aus der Lichtenburg entlassener Schutzhäftling hatte mir bestellt, wenn Hans etwas über Uta von Naumburg schriebe, so meine er damit immer sich selber.

Ende September hatte Hans in einem Brief aus Buchenwald geschrieben: «Mir fiel hier ein Stück der Literaturbeilage einer alten Nummer des *Völkischen Beobachters* in die Hände, in der eine Besprechung mehrerer neuerschienener Bücher über die deutsche Kultur des Mittelalters enthalten war. Ich entnahm daraus, dass nach neuen Forschungen Markgräfin Uta nach ihrer Trennung von Burkard zunächst in einem Kloster in der Nähe ihrer Stammburg, später in einem bayrischen Kloster gefangengehalten wurde, wo sie gestorben sein soll. Ich kann Titel und Verlag dieses Buches nicht angeben, da der Anfang der Besprechung abgerissen war.»

Es war klar: Burkard (von Hohenfels), ein tatsächlich existierender Minnesänger, war der verabredete Name für seinen Freund, mit dem zusammen er in Lichtenburg gesessen hatte. Das Kloster in der Nähe ihrer Stammburg (die Lichtenburg) war Buchenwald, und das bayrische Kloster bedeutete Dachau. Gleich darauf kam auch die neue Adresse Dachau.

Ich bat sofort wieder um Besuchserlaubnis mit der Begründung, dass Dachau ja ein altes Lager sei, in dem geordnete Zustände herrschen müssten. Herr Berndorfer stellte eine Besuchserlaubnis in Aussicht, erklärte aber, dass das nicht so schnell ginge.

An Hans schrieb ich, dass das von ihm erwähnte Buch (das tatsächlich gar nicht existierte) ein historischer Roman sei, der von Fachleuten abgelehnt würde, weil das meiste freie Phantasie sei. Es gäbe eine angelsächsische Handschrift, die eindeutig schildere, dass Uta das Kloster bald wieder verlassen, sich mit Burkard vereinigt und fern ihrer Stammburg ein weltliches und glückliches Leben geführt habe. Das sollte Mut zusprechen, und die Erwähnung der angelsächsischen Handschrift, die bei

der Geschichte der Naumburger Uta sehr unwahrscheinlich war, sollte ihm sagen, dass man in England für ihn arbeite und an seine baldige Entlassung glaube.

Tatsächlich bemühte sich Lord Allen wieder um ihn und forderte bei der deutschen Gesandtschaft in London eine Verbesserung der so schlecht gewordenen Situation meines Sohnes.

Im nächsten Brief bat mich Hans festzustellen, von wem die Ballade sei, die schildere, wie Alkuin von Hartwald das Kloster gestürmt habe, um Uta zu befreien, sie aber, da er sich zuviel Zeit gelassen habe, nur noch als Leiche, an ihrem Nonnenschleier erhängt, gefunden habe. Das war deutlich. Von seiner ersten Bemerkung an waren wir überzeugt, dass man ihm bereits in Buchenwald und dann in Dachau gesagt hatte, er habe im Laufe von etwa drei Monaten Schluss zu machen, sonst würde man es selber besorgen. Wir kannten dies Verfahren ja bis in alle Einzelheiten vom Fall Mühsam her.

Es war klar, dass jeder Brief von Hans ein Hilferuf war. Nur, was bedeutete Alkuin von Hartwald? Es kam oft vor, dass Hans einen Namen erwähnte, der uns unbekannt war. Wir hatten uns aber daran gewöhnt, sofort jeden uns nicht ganz geläufigen Namen aufs Sorgsamste nachzuprüfen. Fand er sich auch nicht in einem Spezialwerk, so wussten wir, dass es sich um eine Tarnung handelte.

Der Angelsachse Alkuin war uns bekannt, aber ein Alkuin von Hartwald, überhaupt ein Hartwald, war nirgends ausfindig zu machen. Wir grübelten und forschten. Plötzlich fiel es Heinz wie Schuppen von den Augen. Alkuin und Allen hatten die gleichen Anfangs- und Endbuchstaben, beide waren Engländer. Und Hartwald war einfach eine Übersetzung von Hurtwood. Hans wusste aus meinen Andeutungen, dass man dort wieder eine Aktion für ihn plante. Es hiess: «Wenn Lord Allen

sich nicht beeilt, bin ich tot.» Ich gab das alles nach England weiter und bat dringend um energisches und eiliges Handeln. Hans musste ich trösten und mit Hoffnung hinzuhalten versuchen. Ich schrieb, ich könne die von ihm erwähnte Ballade nicht ausfindig machen. Es müsse eine Verwechslung sein; wahrscheinlich mit Dahns *Mette von Marienburg*, wo der tapfere Schwabe Stauf im Augenblick der grössten Gefahr die Ordensritter vor dem sicheren Tode rettete. Meine Kinder hatten mich oft scherzhaft den «tapfren Schwaben Stauf» genannt. Er musste daraus entnehmen, dass ich mit allen Kräften für ihn arbeitete.

2. Ich «denunziere»

Eines Tages erschien bei mir ein Kriminalbeamter, zeigte mir Bilder von Hans und fragte mich: «Wer ist das?»

Ich sagte sofort: «Das ist mein Sohn.» Und gab auf Befragen alle näheren Daten aus seinem Leben an.

Er wollte wieder gehen mit der Bemerkung: «Danke schön, dann ist alles in Ordnung.»

Ich hielt ihn zurück: «Würden Sie mir auch eine Frage gestatten? Was bedeutet diese ganze Geschichte?»

Er: «Ach, das ist so üblich. Jeder eingelieferte Verbrecher wird fotografiert, und man zeigt seinen Angehörigen sein Bild, um seine Identität festzustellen; denn es kommt vor, dass Verbrecher unter falschem Namen und mit falschen Papieren leben und dass dann später ein ganz harmloser Mann unter diesem Missbrauch zu leiden hat. Decken sich aber die Angaben mit denen seiner Angehörigen, so haben wir den Beweis, dass die Angaben stimmen.»

Ich: «Sie haben eben den Ausdruck ‚Verbrecher‘ gebraucht. Ich muss Sie bitten, diesen Ausdruck zurückzunehmen. Sie scheinen nicht zu wissen, dass es sich hier um einen politischen Häftling handelt, und ich will nicht hoffen, dass Sie einen politischen Häftling als Verbrecher ansehen.»

Er, mit dunkelrotem Kopf: «Nein, so habe ich das nicht gemeint. Ich wollte sagen, dass Verbrecher das sehr häufig tun und dass wir daher dieses Verfahren bei jedem eingelieferten Gefangenen anwenden.»

Ich: «Würden Sie so nett sein, mir das Bild meines Sohnes noch einmal zu zeigen?» Er reichte mir den Bogen hin, deckte aber das untere Ende der Bilder mit beiden Händen zu. Das ei-

ne war ein ausgesprochen geistiger Profilkopf, die beiden anderen en face zeigten völlig verstörte Augen. – «Was halten Sie mit Ihren Händen eigentlich zu?»

Er: «Sie brauchen nicht zu sehen, an welchem Ort sich Ihr Sohn befindet.»

Ich: «Ich weiss doch, dass er in Dachau ist.»

Er: «Na, dann brauche ich ja kein Geheimnis daraus zu machen.»

Unter den Bildern stand die Unterschrift: «Hans Litten. Dachau.» Trotzdem hielt er immer noch eine Stelle zu und erklärte: «Das dürfen Sie nicht sehen. Das ist die Nummer des Gefangenen.»

Ich schielte unter seine Hand und las die Nummer: dreitausend und einiges. Also so viele Häftlinge hatte das Lager mindestens!

Das Bild meines Sohnes im Zusammenhang mit seinem letzten Brief regte mich furchtbar auf. Mehr noch ein Besuch, den ich am nächsten Tage erhielt.

Als ich auf Klingeln die Türe öffnete, drängte sich ein Mann mit einem Ruck herein und schlug die Türe hinter sich zu. Er rief mir mit leiser, befehlender Stimme zu: «Siebenter Block, dritte Stube, was ist das?»

Ich: «Das ist doch die Adresse meines Sohnes in Dachau.»

Er: «Gut, ich weiss dann, dass Sie die Mutter von Hans Litten sind.» Dann leise und sehr eindringlich: «Ihr Sohn wird in Dachau durch grausame Misshandlungen systematisch zum Selbstmord getrieben. Versuchen Sie zu helfen.»

Ich: «Wer sind Sie? Kommen Sie von meinem Sohn?»

Er: «Nein, ich kenne Ihren Sohn nicht. Ich bin nie Häftling gewesen. Ich komme aus anderen Kreisen.»

Ich: «Wollen Sie mir nicht mehr sagen?»

Er: «Nein, das würde mich gefährden.»

Ich: «Ich werde auf die Gestapo gehen; aber was soll ich sagen?»

Er, plötzlich ganz laut: «Die Wahrheit!»

Tür auf, und fort war er.

Ich schrieb zunächst das ganze Gespräch auf, rief dann sofort Heinz telefonisch nach Hause.

Wir fanden, es sei das Vernünftigste, die Sache so, wie sie sich zugetragen hatte, auf der Gestapo zu berichten und um Massnahmen in Dachau zu bitten.

Ich meldete mich dringend bei Hauptmann Suchanek, der mich sofort empfing. Ich schilderte, was in den letzten Tagen vor sich gegangen war, erwähnte den schlechten Eindruck, den ich aus den Briefen meines Sohnes gewonnen hatte, und berichtete über den Besuch einer durchreisenden Engländerin, die sich bei mir über die Buchenwälder Gerüchte empört und gemeint hatte, dass man bei allem Verständigungswillen nichts mehr mit Deutschland zu tun haben wolle, wenn man derartige Dinge höre.

Suchanek: «Dass eine Greuelhetze im Auslande wieder im Gange ist, wissen wir. Wir wissen auch, weshalb. (Damals spielte die Diskussion über die Rückgabe der Kolonien eine grosse Rolle.) Aber dass sich diese Greuelhetze wieder einmal auf Ihren Sohn erstreckt, das wussten wir nicht.»

Ich: «Es handelt sich um keine Greuelhetze, es handelt sich um Tatsachen. In Dachau herrschen furchtbare Zustände. Die müssen Sie abstellen.»

Er: «Lassen Sie sich doch nicht solche Dinge einreden.»

Ich: «Ich lasse mir von niemandem etwas einreden. Aber auch nicht von Ihnen. Wenn in Dachau alles in Ordnung wäre, könnten Sie mir erlauben, meinen Sohn zu sehen. Weshalb bekomme ich keine Besuchserlaubnis? Das hat seinen Grund. Es soll etwas vor mir verborgen werden.»

Er, verlegen, doch etwas drohend: «Was Sie mir da vorbringen, ist so schwerwiegend, dass es dem Herrn Reichsführer gemeldet werden muss.»

Ich: «Das finde ich auch dringend notwendig. Aber ich bitte Sie, mir zu gestatten, dem Herrn Reichsführer diese Dinge selber vorzutragen. Ich glaube, dass es eindrucksvoller sein wird, als wenn Sie es tun.»

Er verschwand und kam nach etwa einer halben Stunde zurück, führte mich aber leider nicht dem Herrn Reichsführer vor, sondern sagte: «Sie werden in den nächsten Tagen Besuchserlaubnis erhalten, um sich davon zu überzeugen, dass es Ihrem Sohn gutgeht. Im Übrigen sind die Dinge, die Sie mir erzählt haben, so schwerwiegend, dass ich Sie bitten muss, sie ganz genau so, wie Sie es eben getan haben, noch einmal dem Herrn Kriminalkommissar Heller vorzutragen.»

Ich trug also Herrn Kriminalkommissar Heller noch einmal alles vor. Er sagte: «Wie können Sie einen solchen Unsinn glauben! Derartige Dinge kommen nicht vor.»

Ich: «Da derartige Dinge aber bereits vorgekommen sind, wie einwandfrei festgestellt ist, so können sie auch wieder vorkommen.»

Er: «Ach so, Sie meinen Sonnenburg. Über diese Frage haben wir uns ja damals gesprochen, und ich bin mit dem Staatsanwalt selber hingefahren. Sie wissen, dass wir damals die Sache abgestellt haben. So etwas kommt nicht mehr vor.»

Ich: «Wenn Sie das glauben, sind Sie schlecht informiert. Solche Dinge sind andauernd vorgekommen. Dann hat es einmal eine kleine Pause gegeben, jedenfalls bei meinem Sohn, und jetzt sind wieder alle die Scheusslichkeiten da. Sie können sich auf meine Aussage verlassen.»

Ich erzählte einige der haarsträubenden Geschichten, die meinem Sohn früher passiert waren. Auch meine Unterhaltung

mit dem Kommandanten von Brandenburg und seine Äusserung: «Das werden mir aber die Schutzhäftlinge büssen!»

Er: «Diese Äusserung war aber wirklich sehr dumm von dem Herrn.»

Ich: «So, dumm nennen Sie so etwas! Ich habe einen anderen Ausdruck für so ein Benehmen. In der Verschiedenheit der Beurteilung einer solchen Äusserung liegt die Verschiedenheit unserer Einstellung zu den Vorkommnissen.»

Schliesslich sagte er: «Ich höre ja, Sie werden sich selber davon überzeugen dürfen, wie die Verhältnisse in Dachau sind. Übrigens ist das, was Sie mir erzählt haben, so schwerwiegend, dass ich Sie bitten muss, es zu Protokoll zu geben.»

Es wurde ein Sekretär hereingerufen, dem Herr Heller kurz den Tatbestand mitteilte und der mich dann in einen grösseren Raum führte, in dem etwa sechs Leute an verschiedenen Tischen arbeiteten.

Ich sollte sofort einer Stenotypistin meine Aussagen zu Protokoll geben. Mir begann zu dämmern, was die Leute mit mir vorhatten. Ich wollte Zeit gewinnen. Ich begann, meine wiederholt mit Erfolg gedrehte Walze aufzulegen: gesprächiges, aber nicht sehr intelligentes altes Mütterchen: «Da soll ich nun einfach diktieren. Ja, wie mache ich denn so etwas? Da müssen Sie mir aber helfen.»

Er half mir auch sehr liebenswürdig, und zuerst wurde also die Geschichte des Kriminalkommissars zu Protokoll gegeben.

Ich war ungeschickt und liess ihn ruhig die ganze Sache formulieren. Es wurde aber mit keinem Wort erwähnt, warum mir diese ganze Begegnung wichtig war. Er fand es ganz belanglos, dass ich meinen Sohn schlecht aussehend fand, wäh-

rend ich ihm erklärte: «Nein, das ist ja gerade das Wesentliche, weshalb ich diese Sache vorgebracht habe.»

«Also gut, dann schreiben wir: ‚Ich fand, dass mein Sohn nicht sehr gut aussah.‘»

Da blieb mir nichts anderes übrig, als meine schüchterne Rolle aufzugeben: «So geht das nicht. Ich habe ja schliesslich das Protokoll nachher zu unterschreiben. Also schreiben Sie: ‚Der Ausdruck meines Sohnes war so entsetzlich, dass ich weiss, dass er schwer misshandelt wird!‘»

Nun kam der schwierigere Punkt dran. Ich sollte über meine englischen Beziehungen Auskunft geben. Da musste ich schon ein bisschen mit Lügen anfangen. Es war eine mir unbekannte Dame, die mich aufgesucht hatte. Ihren Namen hatte sie zwar genannt, aber ich hatte ihn nicht verstanden und war zu höflich, noch einmal zu fragen. «Wissen Sie», sagte ich, «Engländer sind immer schwer zu verstehen. Vielleicht können Sie so gut englisch, dass Sie sich das nicht so vorstellen können, aber ich kann es leider nicht.»

Er, interessiert: «Wie haben Sie sich denn mit der Dame unterhalten? Konnte sie gut deutsch?»

Ich: «Da konnte ich doch noch besser englisch: Aber wir waren uns beide darüber klar – soweit konnten wir uns verständigen –, dass diese Vorkommnisse mit meinem Sohn jedem anständigen Menschen Abscheu einflössen. Die Dame hat mir erklärt, dass jeder Engländer, der für eine Verständigung mit Deutschland wäre, einen Schlag vor den Kopf bekäme, wenn er diese Dinge hörte und sich überlegte, dass eine Verständigung mit solchen Leuten doch nicht das Richtige sei.»

Nun war man sehr interessiert, wer diese Engländerin gewesen sei. Die Anderen im Raum, die schon längst ihre Federn weggelegt und meinem Verhör zugehört hatten, verlegten sich

aufs Raten. Zunächst sollte ich beschreiben, wie diese Engländerin aussah. Da die Dame klein und zierlich war, schilderte ich sie als gross, schlank und sportlich. Na, wie eben so eine Durchschnittsengländerin aussieht.

Was wohl ihr Beruf gewesen sein mag? Davon hatte ich natürlich keine Ahnung. Aber sie war ein gebildeter, energischer, sicher sehr einflussreicher Mensch, der ganz bestimmt politisch arbeitete. Denn sonst wäre sie doch nicht so interessiert für diese Fragen gewesen. Nun nannte man mir allerhand Namen, darunter verschiedene, die mir wohlbekannt waren. Man nannte mir auch eine Frau, die ich vor ein paar Tagen gesprochen hatte. Und man erzählte mir, dass diese Leute vor einiger Zeit bei ihnen gewesen wären, um etwas für die Schutzhäftlinge zu tun. (Mit Bedauern sah ich daraus, an was für untergeordnete Stellen die Ausländer zuweilen geraten.) Auf eine dieser Damen hatte meine Beschreibung ungefähr zugetroffen, aber glücklicherweise hatte einer der Schreiber geäussert, dass diese Dame fliessend deutsch sprach. Also nein, das konnte sie keinesfalls sein. Denn meine Besucherin hatte wirklich nur immer ab und zu mal ein kaum verständliches deutsches Wort eingefügt.

Nun kam der dritte, der wichtigste Besuch an die Reihe. Ich: «Also da brauche ich Ihre Hilfe nicht. Diese Sache war mir so wichtig, dass ich sofort, nachdem mein Besucher mich verlassen hatte, unser Gespräch genau aufgeschrieben habe. Ich werde es Ihnen diktieren.»

Ich schilderte nun diesen Besuch äusserst lebhaft und dramatisch, diktierte unser Gespräch genau, und als ich schloss mit dem Ende unseres Gespräches: «„Die Wahrheit!“ Und der Mann war verschwunden», da sprang mein Verhörer auf und sagte: «Toll!», und die anderen Schreiber echoten: «Toll!»

«So, Frau Litten, nun fehlt nur noch die Beschreibung dieses Mannes.»

«Ich verstehe nicht recht, was Sie meinen.»

«Nun. Wir müssen wissen, wie dieser Mann aussieht.»

«Ich bin hierhergekommen, um eine Anklage zu erheben. Sie verlangen, dass ich denunziere. Ich werde diesen Mann nicht beschreiben.»

Er, etwas drohend: «Sie werden diesen Mann beschreiben.»

Ich: «Ich soll diesen Mann beschreiben und in Ihre Hände ausliefern, der zu mir gekommen ist, um meinem Sohn zu helfen? Wenn ich das tue, bin ich ja ein ganz grosses Schwein.»

Er, sehr nachdrücklich: «Wenn Sie das tun, sind Sie eine gute Deutsche.»

Ich, empört: «Nein, das will mir nicht in den Kopf, wie man gleichzeitig eine gute Deutsche und ein grosses Schwein sein kann. Ich werde nicht denunzieren.»

Er, vollständig ruhig: «Sie müssen diesen Mann beschreiben.» Pause. – Ich dachte nach. – Es war mir klar, ich musste denunzieren. Alle diese Leute hier im Raume interessierten sich brennend für mich und meinen Fall.

Das durfte ich mir nicht verscherzen. Ich hatte oft genug auf der Gestapo erfahren, wie wichtig das Wohlwollen jedes Einzelnen, auch des kleinsten Angestellten, für mich war und wie sie mich schikanieren konnten, wenn ich ihnen missfiel. Bei ihnen war ja immer der Gedanke im Spiel: «Das ist eine ‚Feine‘, die können wir ducken; die soll mal sehen, dass wir die Mächtigeren sind.» Ich wusste, wie oft sich die Leute auf ihren kleinen Posten geärgert hatten, wenn ich sie übersprang und bei den hohen Beamten etwas erreichte, denen gegenüber ich immer sehr bewusst als Dame auftrat.

Also ich musste hier schon versuchen, das Interesse für mich wachzuhalten, in so starkem Masse, dass sie ihre Überlegenheitsgefühle der «Dame» gegenüber unterdrückten. Ausserdem, wenn ich nun hierherkam, um mich in meiner temperamentvollen Art über die Grausamkeiten zu beklagen, so war ich eben einfach der Staatsfeind. Ich musste also kuschen und denunzieren. Hätte ich es nicht getan, so hätte ich bestimmt nicht die Besuchserlaubnis bekommen und wäre nicht mehr so gut wie bisher behandelt worden. Andererseits, wenn ich denunzierte, benahm ich mich ja genauso charakterlos, wie es jetzt so viele Leute taten und wie es nun auf der Gestapo gang und gäbe war. Es war mir aber auch klar, dass mein kompromissloses Verhalten oft auf die Leute einen starken Eindruck gemacht hatte und dass ich letzten Endes nur durch diese Haltung etwas erreicht hatte.

Der Entschluss war schwer. Ich fühlte, wie alles in Spannung auf mich startete, und hörte dann den Beamten sagen (sehr energisch): «Also, Frau Litten, bitte!»

Ich sprang auf, lief ein paar Mal aufgereggt hin und her und spielte einen seelischen Kampf: «Ich kann mich nicht entschliessen zu denunzieren.»

Er: «Sie werden den Mann beschreiben, Frau Litten!»

Ich schnappte einen Augenblick nach Luft und sagte: «Also gut, ich werde denunzieren. Der Mann, der bei mir war, hat mir ja gesagt, ich soll die Wahrheit sagen. Vielleicht hat er vorausgesehen, was man hier von mir verlangt, und hat mit dieser Bemerkung gemeint, dass ich keine Rücksicht auf ihn nehmen soll. Bitte, fragen Sie mich!»

Ich beschrieb: «Es war ein grosser, schöner, schlanker, kräftig aussehender Mann.»

«Haare?»

«Blond.»

«Augen?»

«Ja, wie mag die Farbe gewesen sein? Die Augen leuchteten und strahlten und sahen mich sehr durchdringend an – dann muss es doch eigentlich blau gewesen sein.»

«Was glauben Sie, was der Mann für einen Beruf hatte?»

«Das ist schwer zu sagen! Am Tag vorher war der Kriminalbeamte bei mir gewesen. Nun dachte ich wieder an etwas Ähnliches. Aber das Benehmen dieses Mannes war so befehlshaberisch, dass ich annahm, dass er einen höheren Posten bekleiden müsse. Als er hereinkam, hatte ich das Gefühl, das ist jemand von der Gestapo. Er könnte zum Beispiel auch Standartenführer in Zivil gewesen sein. Früher würde ich angenommen haben, dass so jemand ein Offizier in Zivil ist. Aber andererseits hatte der Mann einen so ausgesprochen geistigen Kopf, dass, wenn ich nur den Kopf gesehen hätte, ich ihn für einen geistigen Arbeiter gehalten haben würde.»

«Wie schätzen Sie seine Grösse ein?»

«Na, er war eben gross.»

«Nein, nein, ich meine die Zentimeterzahl. War er 160, war er 165?»

«Das kann ich Ihnen nicht sagen. Unter Zahlen kann ich mir nichts vorstellen. Ich habe zum Beispiel keine Ahnung, wie meine Grösse ist.»

Er stand auf und fragte mit etwas eitlen Lächeln: «Nun etwa so gross wie ich?»

Ich stellte mich zum Vergleich neben ihn und sagte: «Ach nein, viel grösser. Wissen Sie, zu dem Mann musste ich direkt aufsehen.»

«Na also, dann schätzen wir ...», und er nannte eine Zahl, die ich vergessen habe.

«Also, nun die Kleidung.»

«Da muss ich ehrlich sagen, von der Kleidung habe ich keine Ahnung. Als der Mann hereinkam, war mein erster Ge-

danke: ‚Donnerwetter, ein grossartiger Kopf.‘ Da habe ich nichts mehr gesehen.»

«Was für einen Hut hatte der Mann auf?»

«Hut? – Daran kann ich mich nicht erinnern. – Nein, einen Hut kann er überhaupt nicht aufgehabt haben. Ich habe doch leuchtendes blondes Haar gesehen. Wahrscheinlich hat er den Hut in der Hand gehabt. Aber sagen kann ich das nicht.»

«Und was für einen Anzug hatte der Mann an?»

«Das weiss ich nicht.» (Nachdenklich.) «Er hatte einen Mantel an, und ich glaube, der Mantel war offen.»

«Wie war der Mantel? Elegant oder ein billiger Mantel von der Stange?»

Ich, sehr treuherzig: «Wissen Sie, damit möchte ich mich nicht festlegen. Nachher finden Sie den Mann, und dann hat er entweder einen sehr eleganten oder sehr ruppigen Mantel an. Wenn ich dann was anderes gesagt habe, gelte ich für unglaublich oder werde womöglich bestraft. Sehen Sie, so was ist doch schrecklich persönlich. Ich kenne Leute, die ganz teure Sachen tragen und trotzdem unansehnlich aussehen, und dann kenne ich Leute, die in dem ruppigsten Anzug grossartig aussehen. Zum Beispiel erinnere ich mich, dass ich zu den jungen Offizieren, die bei uns im Hause verkehrten, wenn ich sie in Zivil sah, manchmal sagte: Weiss der Deibel, Jungens, wie macht ihrs bloss, dass ihr immer so anständig ausseht. Was ihr da anhabt, ist doch sicher ein Ramschstück aus der *Goldenen Hunderte*»

Die Leute im Raum lächelten sich an. Ich las in ihren Blicken: «Komische alte Frau, ganz nett mal so ein Verhör.»

Ich musste aber noch angeben, ob dieser so ausführlich erörterte Mantel ein Fischgrätenmuster hatte oder einfarbig war. Ich wusste es nicht. Aber offenbar gehörte diese Angabe nun einmal zum Protokoll, ohne die schien es nicht zu gehen.

Schliesslich sagte ich: «Dann werde ich mich für Fischgrätenmuster entscheiden. Aber ich tue es wirklich auf gut Glück. Vielleicht machen Sie doch lieber eine Bemerkung darüber im Protokoll. Ich möchte nicht, dass wegen so etwas nachher meine Glaubwürdigkeit angezweifelt wird.»

Wieder ein lächelnder Blick meines Ausfragers zu den andern hin: «Rührend, dass sie sich um sowas ängstigt.» Aber eine Frau, die so vorsichtig mit ihren Angaben war, war doch sicher glaubwürdig. Keiner von ihnen schien zu ahnen, dass meine Beschreibungen falsch und irreführend waren.

Nun kam noch der Kriminalbeamte dran, dessen Personalien man vergessen hatte aufzunehmen, und ich meinte: «Wissen Sie, da kann ich Ihnen bestimmt nichts Genaueres sagen. Der Mann sah derartig belanglos aus, dass ich seinen Kopf einfach nicht beschreiben kann. Aber ich weiss noch genau, dass er einen grauen Fischgrätenmantel anhatte und dass er einen grauen Hut neben sich auf den Tisch legte. Sehen Sie, wenn Sie mir jetzt zehn Leute hinstellen würden, den Kriminalbeamten würde ich nicht herausfinden. Wenn Sie mir aber tausend Leute vorführen würden, den andern Mann würde ich sofort wiedererkennen. Ich glaube, Sie würden das Verfahren sehr vereinfachen, wenn Sie bei der für Schöneberg zuständigen Kriminalpolizei anrufen würden, ob sie mir jemand ins Haus geschickt hat. Der Kriminalbeamte würde doch sofort zur Gestapo kommen. Dann können Sie gleich selber ins Protokoll diktieren, wie er aussieht.»

Wieder ein Lächeln. – Ich stand auf und sagte: «Ist nun alles fertig? Ach, ich hätte doch nicht so genaue Angaben machen sollen. Ich habe mich wirklich wie ein grosses Schwein benommen. Jetzt tut es mir eigentlich leid.»

Er verbeugte sich: «Sie sind eine gute Deutsche!»

Ich habe mein Leben lang nicht gelogen. Nicht grundsätzlich aus religiösen oder sittlichen Gründen, sondern einfach, weil ich es für unter meiner Würde hielt, nicht zu dem zu stehen, was ich tat. Jetzt war ich gezwungen zu lügen. Und es ging wunderschön. Nicht einmal Gewissensbisse hatte ich. Ich befand mich Verbrechern gegenüber in Notwehr, und es war mir eine Genugtuung, wenn sie auf meine Lügen hereinfliegen.

Ich dachte viel darüber nach, sprach auch einmal mit einem befreundeten Pastor über diese Frage. Ich bewunderte ihn, weil er trotz seiner religiös-pazifistischen Weltanschauung von einem ausgesprochenen Kampfesgeist beseelt war. «Natürlich lüge ich», erklärte er mir, «wenn ich mit der Gestapo verhandle. Wie soll man sich sonst gegen diese Verbrecher schützen? Allerdings tue ich es mit schlechtem Gewissen.»

«Wenn ich nun einen Eid zu leisten hätte; wie hätte ich mich da zu verhalten?»

«Natürlich ist es Ihre Pflicht, einen Meineid zu leisten, wenn Sie damit einen Menschen aus den Klauen dieser Ungeheuer retten!»

Ja, gelogen wird im Dritten Reich.

Die Nazis belügen das Volk, um es ihrem Willen gefügig zu machen und um ihre Verbrechen zu beschönigen.

Wir Gegner lügen aus ethischen Gründen und aus Notwehr. Der unentschiedene Teil des Volkes lügt aus Feigheit oder Bequemlichkeit.

Kann man sich da wundern, wenn die Moral eines Volkes erschüttert wird, wenn ihm der ethische Maßstab völlig abhanden kommt?

1. Letztes Wiedersehen

Am Morgen nach meinem Gestapoverhör brachte der Postbote ein Paket. Absender: Lagerverwaltung Dachau. Es enthielt die letzten bescheidenen Dinge, die Hans sich noch nach Dachau gerettet hatte: Kamm und Bürste, einen Bleistift, ein Bildchen von mir, Nähzeug, keine Zeile von ihm.

Ich schrie laut auf: «Er ist tot!»

Man versuchte, mich zu beruhigen. Aber es gab doch keine andere Erklärung. Dann fand man beim Ausschütten des Kartons einen Zettel von der Lagerverwaltung: «Anbei die Gegenstände, die der Schutzhäftling bei seiner Entlassung nicht benötigt.»

Das gab nun wieder einen kleinen Hoffnungsstrahl. Wird er etwa entlassen? Ist er vielleicht schon unterwegs? Aber mein Gefühl sagte mir eher, dass er tot sei. Ich war zu keiner klaren Überlegung fähig.

Heinz rief Dr. Berndorfer an, berichtete ihm den Tatbestand, ohne den Zettel zu erwähnen, behauptete, ich läge in tiefer Ohnmacht, und er müsse den Tatbestand aufklären, um mich zu beruhigen.

Er fragte: «Ist mein Bruder tot?»

Dr. Berndorfer: «Nein, mir ist nichts darüber bekannt.»
Heinz: «Die Todesfälle in Dachau sind doch wohl nicht so häufig, dass Sie nicht etwa darüber informiert würden?»

Dr. Berndorfer: «Es ist nicht anzunehmen, dass er tot ist. Ich würde etwas darüber wissen.»

Heinz: «Würden Sie nicht so freundlich sein, sich mit Dachau in Verbindung zu setzen?»

Dr. Berndorfer: «Das kann ich nicht tun.»

Heinz: «Dann möchte ich es tun. Wollen Sie mir bitte die Nummer des Lagers sagen?»

Dr. Berndorfer: «Ich habe keine Ahnung, wie man eine Verbindung mit Dachau herstellt.»

Heinz hatte auch keine Ahnung, aber er rief das Fernamt an und bekam tatsächlich Dachau. Er fragte nach dem Mann, der als Absender des Paketes gezeichnet hatte. Dieser kam ans Telefon. Auf die Frage, was die Übersendung des Paketes bedeute, erklärte er ganz gemütlich: «Ja, wissen S', 's ist halt so voll, und es ist so wenig Platz, da kann keiner mehr was für sich behalten.»

Heinz: «Aber Sie haben einen Zettel beigelegt, aus dem ersehe ich, dass mein Bruder entlassen wird.»

Er: «Das ist wohl nicht richtig ausgedrückt. Entlassen wird er nicht. Nur, wenn er mal entlassen wird, dann braucht er die Gegenstände nicht.»

Das Gespräch ergab mit ziemlicher Bestimmtheit, dass Hans am Leben war.

Nach etwa zehn Tagen erhielt ich endlich die versprochene Besuchserlaubnis mit dem Bemerken, der Herr Reichsführer habe mir gestattet, wieder wie früher jedes Vierteljahr einen Besuch zu machen.

Ich hatte also anscheinend gut «denunziert».

Am andern Tag fuhr ich nach Dachau. Heinz begleitete mich, weil ich nach all diesen Anstrengungen einen Herzkollaps gehabt hatte.

In München angekommen, erkundigten wir uns auf dem amtlichen Reisebüro nach einer Verbindung zum Konzentrationslager Dachau. Wir erhielten keine Auskunft. Diese Verbindung ging sie nichts an, erklärten sie uns unfreundlich. Ein Privat-Reisebüro erklärte (sehr höflich), darüber wisse es nicht Bescheid. Nach diesen Verbindungen würde nicht mehr ge-

fragt. Im Hotel wusste man auch nicht Bescheid, erklärte aber, man würde sich bemühen, und irgendeine Auskunft würden wir bestimmt noch im Laufe des Tages erhalten.

Es erschien denn auch nach einiger Zeit ein Hotelangestellter und gab uns einige Ratschläge für die Fahrt dorthin. Als ich schon schlafen gegangen war, klopfte es an der Zimmertür von Heinz. Derselbe Hotelangestellte erschien und flüsterte: «Schläft die Frau Mama schon? Sie darf mich nicht hören. Ich muss Sie aber warnen. Die Zustände sind dort furchtbar. Wenn sie dort etwas sieht oder beobachtet, soll sie sich ja nicht hinreissen lassen. Sie muss tun, als ob sie nichts merkt, sonst wird sie sofort verhaftet.»

Er begann noch auf die Zustände und auf die Regierung zu schimpfen, und Heinz sagte: «Was wollt ihr denn, ihr Münchner. Im Bürgerbräu hat's doch angefangen?»

Er: «Wir, Herr? Das ist eine Beleidigung. Ihr Ausländer, ihr Preussen habt uns die Suppe eingebrockt.»

Wir fuhren am andern Morgen um acht Uhr nach Dachau. Wir zogen an der Omnibus-Haltestelle bei verschiedenen Leuten Erkundigungen ein. Jeder erlebte, wenn er das Wort «Lager» hörte. Sie erklärten, in die Gegend ginge kein anständiger Mensch mehr. Selbst ein Mann mit einem Parteiabzeichen im Knopfloch sagte: «Seit 33 will ich nichts mehr mit Dachau zu tun haben.»

Ob wohl ein Lokal in der Nähe wäre, fragte Heinz. Er müsse mich hinbegleiten und draussen eine Stunde auf mich warten. Und es regnete. Nein, ein Lokal in der Nähe gab es nicht. Aber er solle um Gottes willen nicht in der Nähe des Lagers warten. Wer sich da herumtreibe, werde sofort eingesperrt.

Von dem Ort Dachau aus ist es noch eine lange Autofahrt bis zu dem Lager hin, das ganz einsam liegt. Eine hohe Mauer mit Stacheldraht umgibt den Riesenkomplex.

Es ist wie eine kleine befestigte Stadt. Eine lange, breite Strasse führt mitten hindurch, an flachen, langgestreckten, barackenartigen Gebäuden vorbei, die wie Ausstellungshallen aussehen. Ich musste zunächst eine Stunde warten; der Herr Kommandant war nicht anwesend, und ohne die persönliche Genehmigung des Herrn Kommandanten durfte kein Mensch das Lager betreten. Schliesslich kam die Genehmigung, und ich wurde die lange Strasse hinunter in ein kleines Büro geführt. Die Strasse war wie ausgestorben, nur ein einzelner Schutzhäftling putzte Fensterscheiben, neben ihm ein Posten mit Gewehr.

Kurz vor dem Büro kam mir ein Wagen entgegen, hochbeladen mit allerhand Geräten, der von etwa einem Dutzend Schutzhäftlingen geschoben und gezogen wurde. Sie sahen bleich und vergrämt aus und trugen die verschiedensten Abzeichen, rote, blaue, grüne Binden um die Arme.

Ich konnte nicht feststellen, was es zu bedeuten hatte. Sie starrten mich alle an wie eine unwirkliche Erscheinung, und der mich begleitende Posten brüllte sie an: «Was habt ihr herzuglotzen, Augen geradeaus!» Keiner wagte mehr, den Blick zu heben.

Im Büro sass ein Mann in Zivil an einem Schreibtisch und gab mir Verhaltensmassregeln. Das war ich von den anderen Lagern her gewöhnt. Aber diese Verhaltensmassregeln waren schärfer als die mir bekannten. Zunächst, ich durfte keine körperliche Berührung mit meinem Sohn haben. Es musste ein breiter Tisch zwischen uns sein ...

Ich: «Ich habe aber bisher immer bei der Begrüssung und beim Abschied meinem Sohn einen Kuss geben dürfen. Weshalb geht denn das hier nicht?»

Er: «Ich verstehe, dass eine Mutter ihrem Sohn, wenn sie ihn nach langer Zeit wiedersieht, einen Kuss geben möchte.

Das ist auch nicht Herzlosigkeit. Aber es könnten bei diesen Gelegenheiten Mitteilungen zugesteckt werden.»

Dann das übliche Verbot, dass ich über nichts sprechen dürfte, was das Lager angeht, dass unser Gespräch deutlich sein müsse und dass beim geringsten Verstoß der Besuch abgebrochen würde.

Er fragte: «Ihr Sohn ist Jude?» Ich klärte ihn sehr eingehend über unseren Stammbaum auf.

Hans, der anscheinend das Verbot der Begrüssung nicht kannte, wollte auf mich zukommen. Ich rief ihm zu, um einen Abbruch des Besuches zu vermeiden: «Bitte bleib' drüben an der anderen Seite des Tisches stehen. Hier ist unsere übliche Begrüssung nicht erlaubt.»

Der Blick meines Sohnes schien mir zu sagen: «Da siehst du schon, wie anders es hier ist.»

Wir sassen einander gegenüber an den Schmalseiten des etwa zwei Meter langen Tisches, der uns trennte und der so hoch war, dass ich nur ein Brustbild meines Sohnes vor mir hatte. Der Wächter sass zwischen uns an einem Sondertisch, so dass er jedem von uns näher war als wir einander, und machte Notizen über unser Gespräch. Es wäre ausgeschlossen gewesen, sich auch nur das Geringste zuzuflüstern, sich auch nur das leiseste Zeichen zu machen. Ich sah ein sehr schmales und elendes Gesicht mit sehr müden, traurigen Augen. Er war gebräunt, was auf Aussenarbeit schliessen liess. Leider konnte ich die Hände nicht sehen, da sie durch den hohen Tisch verdeckt waren. Ich sah nur eine Bewegung, die automatisch von Zeit zu Zeit nach der Herzgegend ging. Ein Zeichen, dass es mit seinem Herzen schlecht bestellt sein musste.

Er trug eine schäbige und abgerissene feldgraue Uniform, mit roten aufgenähten Streifen, auf denen ein runder gelber Fleck aufgenäht war.

Ich fragte nach seinem Gesundheitszustand. Er sähe aus, als ob er Schmerzen habe. Er wehrte erschrocken ab und sagte klanglos: «Es geht mir ausgezeichnet!»

Er sprach mit merkwürdig leiser und klangloser Stimme. Nur ein paar Mal wurde er während der Unterhaltung etwas lebhafter. Aber er schien mir ein anderer Mensch, wenn ich ihn mit seiner Lebhaftigkeit, mit seinem Interesse an allem, mit seiner Freude an meinem Besuch bei unseren früheren Begegnungen verglich. Während unsere Unterhaltung sonst sprudelte, kamen wir beide zuerst nicht recht in Gang. Wir fühlten, dass wir uns Wichtiges zu sagen hatten und es nicht konnten.

Ich sagte: «Du hast meinen Besuch erwartet.»

Er: «Nein!»

Ich: «Weshalb nicht? Hast du denn meine Nachrichten nicht bekommen?»

Er: «Ja, du hast mir geschrieben, dass du kommen würdest. Aber ich habe es nicht geglaubt.»

Ich: «Ich habe dir doch geschrieben, dass ich direkt vom Herrn Reichsführer die Erlaubnis bekommen habe. Danach konnte doch kein Zweifel an dem Besuch bestehen.»

Er: «Nein, das hast du mir nicht geschrieben.»

Wir wechselten einen erschrocken forschenden Blick. Und wir hatten beide begriffen, dass man meinen Brief beschlagnahmt hatte, weil man unseren Briefwechsel beargwöhnte. Dieser Brief war direkt nach meinem Verhör auf der Gestapo abgeschickt worden und enthielt die Bemerkung über den tapfern Schwaben Stauf.

Hans: «Hast du meinen neuen Brief schon bekommen?»

Ich: «Nein, aber ich bin ja eben weggefahren. Den werde ich wohl zu Hause vorfinden.»

Wieder ängstliches Schweigen.

Ich erzählte ihm dann, dass ich jetzt wieder jedes Vierteljahr kommen dürfe, der Herr Reichsführer habe es ausdrücklich genehmigt. Und er sah mich wieder mit einem merkwürdigen Blick an, als wollte er sagen: «Wir werden uns in einem Vierteljahr nicht wiedersehen.» ...

Er fragte mich sehr eindringlich, ob meine Studien über Uta von Naumburg noch etwas ergeben hätten. Ich schilderte ihm noch einmal das, was ich ihm im beschlagnahmten Brief geschrieben hatte, in etwas anderer Form, und dass eine grosse Aktion für ihn losgehen sollte; ich fragte ihn um seinen künstlerischen Rat über ein bestimmtes Filmthema, an dem Heinz arbeite, und er sagte: «Ja, ich bin dafür. Ich halte das Thema für wirkungsvoll.» Das hiess: «Ja, arbeitet, soviel ihr könnt.» Er meinte noch: «Ich glaube nicht, dass der Inhalt der angelsächsischen Handschrift, von der du schriebst, historisch wahr ist. Ich glaube, dass der Roman, über den ich die Kritik gelesen habe, doch das wahre Tatsachenmaterial verarbeitet hat.» Das hiess, dass er nicht an eine von mir angedeutete Befreiung, sondern an seinen baldigen Tod glaubte.

Ich fragte nach seiner Lektüre. Ich hatte früher immer eine Zeitung nach seiner Wahl für ihn abonnieren dürfen. Zuletzt durften nur noch ausgesprochene Parteizeitungen wie der *Völkische Beobachter* und der *Angriff* gehalten werden, die durch das Lager bestellt wurden und wofür ich das Geld immer an ihn hatte schicken müssen. Dies Geld hatte er auch schon seit einigen Wochen abbestellt. Daher wollte ich versuchen herauszubekommen, ob er noch eine Zeitung zu lesen bekam.

Ich: «Wir lesen doch jetzt beide den *Völkischen Beobachter*. Ich denke manchmal, ob du wohl gerade dasselbe liest, was ich lese.»

Er reagierte nicht darauf. Also wusste ich, er las keine Zeitung mehr.

Ich: «Wie ist es überhaupt mit deiner Lektüre, da du keine Bücher mehr hast? Ihr habt hier wahrscheinlich auch wieder eine Lagerbibliothek?»

Er, abwehrend: «Ja, ja, wenn ich mal Zeit habe.»

Also ich wusste, entweder durften sie nicht lesen, oder sie hatten einfach keine Zeit dafür. Auch nicht in den sogenannten Arbeitspausen.

Aber hier unterbrach mich schon der Aufseher: «Frau Litten, Sie wissen, dass Sie keine Bücher schicken dürfen. Was fragen Sie dann?»

Ich: «Ach nein, schicken wollte ich auch keine Bücher.» Und ich brach das Gespräch hierüber ab.

Ich erzählte Hans dann noch allerhand Geschichten von den Kindern seiner Freunde, für die er sich trotz allen Leides sehr interessierte, und brachte ihm auf diese Weise allerlei kleine Trostsprüche bei. Ich erzählte, dass Margots jüngstes Kind Elnis eine Leidenschaft fürs Singen bekommen hätte, sich zum Dirigenten seiner Freundesschar aufgeworfen hätte und sie bis zur Besinnungslosigkeit sein Lieblingslied üben liess: *Verzage nicht, du Häuflein klein*. Ich erzählte, dass die Schwester von Elnis, Birute, jetzt so altklug würde, einen Film mit der kleinen Shirley Temple gesehen hätte, seither bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ihren Ausspruch zitierte: «Ein Jahr des Leidens ist nur ein Tropfen in dem Meer der Freude.» Hans verstand diese kleinen Tröstungen, wenn er auch nicht daran glaubte. Der Wächter begriff sie nicht; denn ich schilderte solche Geschichten äusserst temperamentvoll, nur mit einem leisen Nachdruck im Blick bei den wichtigen Stellen, und schilderte so lebhaft-lustig den eifrig dirigierenden Elnis und die arme geschundene Sängerschar, dass der Wächter den Kern der Sache nicht aufnahm.

Als wir uns verabschiedeten, warfen wir uns eine Kusshand zu, und Hans sah mich mit einem unendlich lieben und wehmütigen Lächeln an. Er wusste, dass es sein Abschied war.

Ich bedankte mich bei dem Wachhabenden und sagte: «Ich hoffe, ich habe keinerlei Anstoss gegeben, möchte Sie aber doch noch um eine Auskunft bitten, da bei Ihnen ja so furchtbar strenge Bedingungen herrschen. Was passiert denn, wenn man versehentlich einmal einen Verstoss macht, zum Beispiel eine Zeile zuviel schreibt?»

Er: «Das kommt ganz darauf an. Wenn Sie einen rein formalen Verstoss machen, bekommen Sie den Brief zurück. Schreiben Sie aber etwas, was inhaltlich beanstandet wird, so kommt der Brief zu den Akten des Häftlings.»

Also ich wusste nun, mein letzter Brief lag bei den Akten.

Heinz hatte im Auto auf mich gewartet. Das war nach dem Rat des Chauffeurs der sicherste Platz. Heinz gab mir ein Zeichen, dass ich mich nicht auf ein Gespräch über Hans und auch nicht auf ein Gespräch mit dem Chauffeur einlassen sollte. Er hatte, wie er mir später sagte, versucht, den Chauffeur etwas auszufragen, und schon bei der ersten leisesten Anzapfung hatte der einen begeisterten Lobgesang angestimmt, erzählt, was der Kommandant Loritz für ein grossartiger Mann wäre, was für feine Kerle die SS-Leute wären, von denen einige Freunde von ihm seien, und was für ein angenehmes Leben die Häftlinge führten.

Zu Hause fand ich den Brief, den Hans erwähnt hatte, nicht vor. Also auch der war beschlagnahmt. Ich musste Hans warnen und schrieb eine kurze Karte von drei Zeilen (zehn waren erlaubt), dass ich mich gefreut hätte, ihn wiederzusehen, ihm aber ausführlich erst schreiben würde, wenn sein Brief eingetroffen wäre, von dem er gesprochen hätte. Dann musste er ja

Bescheid wissen. Diese Karte kam umgehend zurück, einfach mit einem Stempel versehen: «Zurück.» Was das zu bedeuten hatte, war mir unverständlich.

Ich meldete mich bei Herrn Hauptmann Suchannek und hielt ihm die Karte unter die Nase.

«Können Sie an dieser Karte irgendetwas finden, was zu beanstanden ist?»

«Nein.»

«Können Sie mir erklären, weshalb ich die Karte zurückbekommen habe?»

«Nein.»

«Was soll ich nun machen? Ich habe bei meinem Besuch festgestellt, dass unsere letzten beiden Briefe beschlagnahmt worden sind. Um nun etwas durchzubringen, habe ich diese kurze und harmlose Karte geschrieben und bekomme sie zurück.»

«Da müssen Sie sich zu Herrn Dr. Berndorfer begeben, der mit den Lagerangelegenheiten zu tun hat. Der wird Ihnen eine Erklärung geben können. Im Übrigen, wie waren Sie mit dem Besuch bei Ihrem Sohn zufrieden?»

«Spuren von Misshandlungen habe ich nicht gesehen.»

Suchannek, sichtlich befriedigt: «Nun, da sehen Sie, wie unnötig Sie sich aufgeregt haben und dass alles in Ordnung ist.»

Ich: «Ich hatte noch nicht ausgedet. Spuren von Misshandlungen habe ich nicht gesehen. Aber ich habe nur den Kopf meines Sohnes, und auch den nur auf zwei Meter Entfernung, sehen können. Mein Sohn sah elend aus, war völlig apathisch und machte den Eindruck eines Menschen, der nicht mehr lange leben wird.»

Suchannek: «Ach, da übertreiben Sie nun wieder. Natürlich, ein Mensch, der fünf Jahre im Lager sitzt, ist nicht gerade besonders vergnügt und lebhaft.»

Ich: «Ich habe ja meinen Sohn in den fünf Jahren in den verschiedensten Situationen gesehen. Ich weiss genau, was es bedeutet, wenn er so uninteressiert und matt ist. Im Übrigen möchte ich Sie um eine Auskunft bitten. Die jetzige Uniform meines Sohnes hat nicht mehr, wie früher, nur den roten Streifen, der das Zeichen des politischen Häftlings ist, sondern jetzt befindet sich auf diesem roten Streifen, sowohl auf der Brust, wie auf den Beinen, ein grosser gelber Fleck.»

Suchannek: «Ich bin nicht informiert über die Uniformen in den Lagern. Ich kann nicht sagen, was das bedeutet.»

Ich: «Sie wissen, was im Mittelalter der gelbe Fleck bedeutet hat?»

Er: «Nein, ich habe keine Ahnung.»

Ich: «Der gelbe Fleck ist das Abzeichen der Juden. Den hat man jetzt wieder hervorgeholt und auf den Uniformen der Häftlinge in den Judenkompanien angebracht. Ich habe das persönlich bereits bei einigen Leuten in Lichtenburg gesehen. Wie kommt es, dass mein Sohn den gelben Fleck trägt, den er bisher noch nie an seiner Uniform gehabt hat?»

Er: «Von diesen Dingen weiss ich nichts. Sie müssen sich an Herrn Dr. Berndorfer wenden.»

Und beim Abschied dann noch: «Also Sie werden ja nun beruhigt sein, dass Sie keine Spuren von Misshandlungen festgestellt haben.»

Bei Dr. Berndorfer fand fast wörtlich dasselbe Gespräch statt, nur mit dem Unterschied, dass er mich an die Lagerkommandantur verwies und hinzufügte: «Aber nicht wahr, Sie werden sehr höflich und sehr liebenswürdig schreiben.»

Ich schrieb also sehr höflich und sehr liebenswürdig an den Lagerkommandanten ...

2. Wegen Verbreitung von Greuelnachrichten

«Dachau, den 23. November 1937
Wegen Verbreitung von Greuelnachrichten über das Konzentrationslager Dachau durch die Juden im Ausland wurden wir hier isoliert und haben bis auf weiteres Postsperrung.

Hans Litten.»

War das die Antwort?

Ich hatte den Verdacht, dass man mich in eine Falle locken wollte. Dass man unserem Briefwechsel misstraute, ging daraus hervor, dass man die letzten beiden Briefe von uns unterschlagen hatte. Vielleicht wollte man jetzt beobachten, ob über diese Tatsachen in der ausländischen Presse geschrieben wurde. Dann hätte man mich in der Hand gehabt. So musste also festgestellt werden, ob noch andere solche Karten geschrieben hatten.

Heinz, der inzwischen die Adresse von Angehörigen eines halb-jüdischen Schutzhäftlings, der sich in derselben Kompanie wie Hans befand, herausbekommen hatte, stellte fest, dass dieser eine Karte desselben Inhalts geschrieben hatte.

Inzwischen traf wieder ein Brief von Hans ein:

«Dachau, den 6.12.37
Der *Neue Vorwärts* (Karlsbad) Nr. 229 vom 31.10.37, die *Deutsche Volkszeitung* (Paris) Nr. 46, II. Jahrgang vom 14.11.37, weiter die *Deutsche Volkszeitung* (Prag) Nr. 44 vom 31.10.37 und die *Stimme, Jüdische Zeitung* (Wien) Nr. 693 vom 10.

11.37 haben erneut Greuellügen über die Konzentrationslager verbreitet. Diese unverschämten Lügen werden von den Emigranten-Juden erfunden. Die Juden in Dachau stehen wieder im Verdacht, Lügennachrichten hierzu aus dem Konzentrationslager geschmuggelt zu haben. Bis zur Feststellung der Täter werden wir Juden in Isolationshaft genommen.

Wir teilen Euch mit, dass wir für die Dauer der Isolation streng abgeschlossen sind, alle Bequemlichkeiten verlieren und Post weder senden noch empfangen dürfen.

Es liegt an Euch, die Emigranten-Juden in Prag zu beeinflussen, solche blödsinnigen Lügen über die Konzentrationslager künftig zu unterlassen, da die Juden in Dachau als Rassegenossen hierfür verantwortlich gemacht werden.

Hans Litten.»

Nach dieser Aufforderung konnte ich ja handeln.

Ich rief Herrn Dr. Berndorfer an, las ihm den eingegangenen Brief am Telefon vor und sagte, ich möchte die gewünschten Schritte tun und wollte vorher mit ihm besprechen, was ich tun solle. Er meinte, er hätte die nächsten Tage keine Zeit und wäre mit Konferenzen belastet. Ich brauchte doch seinen Rat nicht, ich solle tun, was ich für richtig hielt. Als ich nicht lockerte, sagte er: «Bitte wenden Sie sich an meinen Vertreter, Herrn König.» Und er machte gleich eine Verabredung mit ihm aus. Er war anscheinend intelligent genug, zu übersehen, dass die Behandlung dieser Angelegenheit ihm grosse Unannehmlichkeiten bringen konnte, die er von sich abwälzen wollte.

Wir setzten zu Hause mehrere Briefentwürfe auf. Es war eine schwere Arbeit. Der Brief musste so gehalten werden, dass die betreffenden Zeitungen von der Furchtbarkeit der Situation in Dachau benachrichtigt wurden und ihre Kampagne fortsetz-

ten. Andererseits musste die Gestapo aus dem Brief den Eindruck gewinnen, dass ich den Wunsch hatte, die Greuelnachrichten zu unterbinden. Wenn dann noch Berichte draussen erschienen, so lag es nicht an meinem guten Willen, sondern an der Böswilligkeit der Emigrantenzeitungen, die keine Rücksicht auf die unglücklichen Schutzhäftlinge nahmen.

Ich erschien nun bei Herrn König, teilte ihm den Sachverhalt und meinen Plan mit, an die Emigrantepresse zu schreiben. Er sagte: «Ja, das finde ich richtig. Aber das ist doch ganz einfach. Wozu brauchen Sie da meinen Rat? Sie schreiben: Ich teile Ihnen mit, dass ich meinen Sohn gesehen habe und dass ich ihn in gutem Zustand vorgefunden habe.»

Ich: «Nein, das halte ich nicht für zweckmässig. Ich weiss, dass man diese Mitteilung von mir erwartet, und ich werde sie machen, um die Greuelpropaganda zu stoppen. Ich möchte aber auf eins aufmerksam machen: Ich habe meinen Sohn nicht in gutem Zustande vorgefunden; ich finde, obwohl ich keine Spuren von Misshandlungen festgestellt habe, den Zustand meines Sohnes ganz entsetzlich; ich dringe darauf, dass die Behandlung geändert wird. Ich würde Sie jetzt, wo ich Sie gerade um einen Rat bitte, nicht mit diesen Dingen verstimmen. Aber es muss klar und deutlich gesagt werden, denn sonst könnte mir später, wenn ich mich beschwere, vorgehalten werden: Was wollen Sie eigentlich! Sie haben doch nach Ihrem Besuch im Lager in aller Öffentlichkeit erklärt, dass Sie Ihren Sohn in gutem Zustand vorgefunden haben. Also: Ich stehe auf dem Standpunkt, dass mit einer solchen Mitteilung nichts erreicht wird.

Ich habe den leidenschaftlichen Wunsch, die Greuelnachrichten draussen zu stoppen, um meinen Sohn und die anderen Schutzhäftlinge aus dieser entsetzlichen Situation zu befreien.

Schreibe ich nur einfach diese Mitteilung heraus, so wissen die Leute nicht, welchen ungeheuren Schaden sie mit diesen Artikeln für die Schutzhäftlinge anrichten. Ausserdem werden sie sagen: ‚Na ja, so eine alte Frau, die ist dumm, die merkt nichts.‘ Und drittens werden sie vielleicht sagen: ‚Eine Arierin, die lügt natürliche!«

Er (entsetzt): «Wieso sollen sie sagen, dass eine Arierin lügt?»

Ich: «Sie sagen doch dauernd, dass die Juden lügen. Da ist es doch ganz selbstverständlich, dass die Juden nun annehmen, dass die Arier lügen.»

Er sah mich sehr nachdenklich an. Ich fuhr fort: «Ich habe schon einen Brief geschrieben, wie ich ihn für richtig halte; aber ich möchte ihn vorher zur Begutachtung vorlegen.»

Er: «Frau Litten. Sie können machen, was Sie wollen. Das wissen Sie doch. Wir haben Ihnen nicht das mindeste dreinzureden.»

Ich: «Ja, das weiss ich; aber man kann nie wissen, wie eine Sache wirkt, die man macht. Und ich bin so ungewandt. Da möchte ich nichts ohne das Einverständnis der Gestapo tun. Ich möchte mir nicht nachsagen lassen, dass ich mich falsch benommen habe. Wenn Sie meinen Brief richtig finden, dann weiss ich, dass alles in Ordnung ist.» Ich legte ihm meinen ersten Entwurf vor, den ich am liebsten herausgebracht hätte. Ich hatte an die vier in Frage kommenden Emigrantenblätter geschrieben: «Mein Sohn schreibt mir folgenden Brief», und dann eine Abschrift seines Briefes gegeben. – Hier stutzte er schon: «Nein, eine Abschrift des Briefes herauszusenden, ist unmöglich.» Ich: «Aber weshalb denn? Dann wissen doch die Leute klar und deutlich, was geschieht, und werden die Konsequenzen daraus ziehen und den Mund halten. Und das ist doch das Einzige, worauf es ankommt.»

«Nein», meinte er. «In diesem Brief sind alle Zeitungen aufgezählt, die Greuelnachrichten gebracht haben. Es erscheint mir nicht richtig, dass man das herauschickt.»

Ich legte ihm meinen zweiten Entwurf vor und sagte: «Der gefällt mir nicht so gut. Gut, dass ich ihn eingesteckt habe. Vielleicht sind Sie mit dem mehr einverstanden.» Merkwürdig, er hatte nichts dagegen einzuwenden. Dieser Brief hatte folgenden Wortlaut:

«4. Dezember 1937

An die Redaktion des *Neuen Vorwärts*, Karlsbad. Auf Grund Ihrer Ausführungen vom 31. Oktober 1937 (Nr. 229) sind die jüdischen Schutzhäftlinge im Konzentrationslager Dachau in den Verdacht gekommen, Lügennachrichten aus dem Lager geschmuggelt zu haben. Daraufhin sind bis zur Feststellung der Täter die Juden im Dachauer Konzentrationslager in Isolationshaft genommen worden. Sie teilen ihren Angehörigen am 23. November 1937 mit, dass sie für die Dauer der Isolation streng abgeschlossen sind, alle Bequemlichkeiten verlieren und Post weder senden noch empfangen dürfen. Sie schreiben an ihre Angehörigen: ‚Es liegt an Euch, die Emigrantenjuden zu beeinflussen, solche blödsinnigen Lügen über die Konzentrationslager künftig zu unterlassen, da die Juden in Dachau als Rassegenossen hierfür verantwortlich gemacht werden. Ich erkläre hiermit, dass ich meinen Sohn am 25. November 1937 in Dachau besuchen durfte und ihn in gutem Zustande angetroffen habe. Mein Sohn hat mir versichert, dass es ihm sehr gutgehe.¹ Ausserdem bitte ich Sie, die obenangeführten Emigran-

1 Durch diese Formulierung, insbesondere durch den Kanzleistil-Konjunktiv, wollte ich die Empfänger auf die Unwahrheit dieser Behauptung hinweisen.

tenkreise, zu denen ich keinerlei Beziehungen habe, in dem von meinem Sohn gewünschten Sinne zu beeinflussen.

Irmgard Litten, geb. Wüst»

Als König dieses Schreiben genehmigt hatte, unter der nochmaligen Versicherung, dass all dies aber wirklich nicht sein Wunsch, sondern nur der von mir so unbedingt erbetene Rat sei, und dass ich machen könne, was ich wolle, sagte ich: «Ich wäre Ihnen aber sehr dankbar, wenn Sie hier noch den Gestapostempel aufdrücken würden.»

Das ging ihm denn doch zu weit. Er sagte: «Nein, so was geht nicht. Wie kommen Sie auf so eine Idee?»

Ich: «Ich fürchte, dass mein Brief ohne den Gestapostempel nicht über die Grenze gelassen wird. Sehen Sie, ich schreibe da an vier Zeitungen, die anscheinend furchtbare Greuelzeitungen sind, und schreibe über das Lager. Bestimmt werden solche Sachen an der Grenze angehalten.»

Er: «Nein, dafür ist Vorsorge getroffen, dass sie durchkommen.»

Da verlor ich meine Fassung und sah ihn perplex an. Er meinte: «Na ja, die Kommandantur in Dachau scheint doch zu wünschen, dass Sie schreiben, und da nehme ich an, dass sie dann auch dafür sorgen wird, dass die Briefe durchkommen.»

Er sagte noch: «Würde es Ihnen unangenehm sein, diesen Brief hierzulassen? Sie haben doch wahrscheinlich einen Durchschlag gemacht.»

«Im Gegenteil, es ist mir äusserst angenehm, wenn Sie auf diese Weise kontrollieren, was ich geschrieben habe.»

Ich war auch auf die Judenfrage bei diesem Besuch zurückgekommen. Ich sagte: «Ich muss noch einmal meiner Empörung darüber Ausdruck geben, dass mein Sohn sich in der Judenkompanie befindet. Nicht etwa, weil ich das ehrenrührig

finde; ich lehne die Anschauungen des Dritten Reiches in der Judenfrage auf das Schärfste ab. Ich kämpfe aus einem ganz anderen Grunde dagegen. Nämlich, weil ich weiss, dass in sämtlichen Lagern und vor allem in Dachau die Judenkompanie besonders schlecht behandelt wird.»

Ich führte aus, dass mein Sohn nicht in die Judenkompanie gehöre. Das sei rechtswidrig, und ich würde eine Eingabe an den Herrn Reichsführer machen, wenn nicht von hier aus Abhilfe geschaffen würde.

Er: «Das wird wenig Zweck haben. Ich kann schon vorher sagen, was Ihnen der Herr Reichsführer antworten wird: ‚Die Gestapo steht über den Gesetzen.‘ Und die Gestapo hat bestimmt, dass im Lager jeder Jude ist, auch wenn er nur 25 Prozent – ja, wenn er nur einen Tropfen jüdisches Blut hat.»

Zum Schluss erklärte er, ich solle mich immer an ihn wenden, wenn ich seinen Rat brauche.

Ich schrieb nun den genehmigten Brief auf der Schreibmaschine mit mehreren Durchschlägen ab und schickte nur die Durchschläge an die betreffenden Zeitungen. So war es für die Redaktionen deutlich, dass ich einen «Massenversand» hatte, was sie auch, wie aus den Besprechungen meines Briefes hervorging, alle begriffen hatten.

Ich schickte den Brief eingeschrieben gegen Rückschein, und die pünktlich eingetroffenen Rückscheine gaben mir den Beweis, dass man meine Briefe durchgelassen hatte.

Durch einen Zufall erhielten wir eine Prager Zeitung in deutscher Sprache, deren Schlagzeile lautete:

«Erpresserbrief Himmlers an die D.V.Z. Die Mutter des Rechtsanwalts Litten zur Unterschrift gezwungen.»

Dann wurde eine Photographie meines Briefes gebracht und der ganze Fall Hans Litten mit allen Grausamkeiten von neuem aufgerollt!

Die Wirkung ging also weit über das hinaus, was wir erwartet hatten. Erst eineinhalb Jahre später gelang es mir, Schicksalsgenossen aus Dachau ausfindig zu machen und von ihnen Schilderungen der dortigen Verhältnisse während der Isolation zu bekommen. Aber das war nicht leicht, da viele der Leute noch so unter dem Eindruck des Terrors stehen, dass sie selbst ihren vertrautesten Freunden nicht das mindeste berichten. Man hat ihnen die furchtbarsten Strafen für ihre noch in Deutschland lebenden Angehörigen angedroht, wenn sie über ihre Hafterlebnisse sprechen, ja man hat ihnen gesagt, es gäbe keinen Erdteil, kein noch so entlegenes Land, wo der Arm der Gestapo sie nicht erreichen würde, wenn sie redeten. Andere leiden noch so unter dem grausam Erlebten, dass sie nur den einen Wunsch haben, darüber hinwegzukommen. Sie wollen ihre Erinnerungen nicht aufleben lassen.

Aber wenigstens das, was in den verschiedensten Berichten von jungen Menschen, die Hans in Dachau nahestanden, übereinstimmt, sei hier berichtet:

In der Baracke 6, in der Hans sich befand, waren damals etwa 180 Menschen. Juden, Halbjuden, Vierteljuden. Es waren Jungens, die sich in der Welt umhergetrieben hatten und Heimweh bekamen, die nun zur Umschulung hierhergebracht worden waren. Es waren «Meckerer», «Rasseschänder», ja selbst siebzigjährige Greise, die auf Grund von Denunziationen unter dem Verdacht der Rasseschande eingesperrt waren. Unter diesen gänzlich uninteressanten und uninteressierten Kleinbürgern befanden sich etwa zwanzig «Politische» und sonst noch einige Künstler und Intellektuelle, die Niveau hatten. Sie fanden sich rasch zu einer Gemeinschaft zusammen. Den meisten dieser Leute war Hans von seiner Anwaltstätigkeit her bekannt, den anderen durch die Berichte über seine schreckliche Be-

handlung und über sein kameradschaftliches Benehmen – man war durch den häufigen Lagerwechsel der Häftlinge über alles Wichtige in den anderen Lagern informiert.

Baracke 6 hatte einen anständigen Blockältesten, den 25-jährigen Münchner Studenten Heinz Eschen. Er war Jungkommunist, eine ausgesprochene Persönlichkeit, ein Gesinnungsmensch. Im Allgemeinen wurden die brutalsten Elemente zu Blockältesten, Vorarbeitern und ähnlichen Posten für Gefangene ausgesucht. Da sie für alles bestraft wurden, was nicht in Ordnung war, und für die Arbeit der Gefangenen verantwortlich waren, so war es kein Wunder, dass diese an sich üblen Elemente sich zu noch brutaleren Quälern der Häftlinge als die SS-Leute auswuchsen. Auch verhältnismässig anständige Häftlinge verrohten rasch, wenn sie solche Posten erhielten. Es war Selbsterhaltungstrieb. Sie wurden bestechlich, und Häftlinge, die ihnen Geld gaben, wurden besser behandelt. So breitete sich neben der Brutalität jede Art von Korruption und Spitzelei aus. Ein Häftling musste besonderes Format haben, um in dieser Atmosphäre ein anständiger Mensch zu bleiben. Manche erlagen der Versuchung, sich durch Denunziationen eine etwas bessere Behandlung zu sichern.

Neu scheint mir die Art des Verhörs in Dachau zu sein, das bei jeder Denunziation, bei der geringsten Kleinigkeit stattfand. Die Häftlinge wurden «krummgeschlossen», Hände und Beine auf dem Rücken zusammengebunden und so aufgehängt. Oder sie wurden mit den Händen nach hinten an einen Pfahl gehängt, so dass sie frei in der Luft schwebten – bis sie aussagten.

Kann man einem Menschen einen Vorwurf machen, wenn er nach solch stundenlanger Qual aussagt, was von ihm verlangt wird? Ja, wird man es nicht begreiflich finden, dass er aus

Furcht vor dieser Art des Verhörs das Blaue vom Himmel aussagt? Es gab Helden, die durchhielten – stundenlang. Heinz Eschen hat (einen Tag vor Hansens Tod) neun Stunden am Baum gehangen, ohne «auszusagen». Am anderen Morgen fand man ihn im Bunker – erhängt!

Es war im Lager genauso, wie es in ganz Deutschland ist: Die Machthaber versuchen mit allen Mitteln, den Menschen das Rückgrat zu brechen, jedes Gefühl für Moral und Menschlichkeit in ihnen zu töten, im Lager mit wesentlich brutaleren Mitteln als im «freien» Lande. Und wenn es noch immer eine grosse Anzahl von Häftlingen gibt, bei denen es ihnen nicht gelingt, so liegt das einfach daran, dass es im Allgemeinen ja gerade der wertvollste Teil des deutschen Volkes ist, der in Konzentrationslagern und Zuchthäusern eingesperrt wird.

Weshalb arbeitet die Regierung mit allen Mitteln darauf hin, das deutsche Volk moralisch zu verderben? Nun, ein Volk, das vor Angst zittert, ein Volk, das zu feigen Sklaven, zu brutalen Verbrechern gemacht wird, verliert den Sinn für Menschenwürde, weiss selbst nicht mehr, was Recht und Unrecht ist, wird keine Empörung mehr gegen eine bestialische Verbrecherregierung aufbringen. Man kann einem solchen Volk einreden, was man will, man kann mit ihm machen, was man will. Es wird zu allen Scheusslichkeiten bereit sein, die seine Regierung von ihm verlangt.

Die politischen Häftlinge hielten mehr zusammen als die anderen; sie hatten mehr Rückgrat. Sie hatten ihre Gesinnung, die sie aufrecht hielt.

Heinz Eschen und sein Kreis versuchten den sehr deprimierten Hans, der sich in der neuen Umgebung äusserst unglücklich fühlte, vom ersten Augenblick seiner Ankunft an aufzuheitern; mit Heinz Eschen verband Hans bald eine herzliche Freundschaft. Hans hatte in Buchenwald einen Unfall gehabt.

Man hatte auf sein steifes Knie keine Rücksicht genommen, er war dort anscheinend überfahren worden, und sein krankes Bein war wieder gebrochen. Jeder Schritt war für ihn eine Qual; trotzdem musste er dieselbe Aussenarbeit machen wie die gesunden und kräftigen Leute. Die Kameraden litten darunter, ihn leiden zu sehen; sie nahmen ihm in der Baracke alle Arbeit ab, aber bei der Arbeit im Freien, unter den Augen der Wachmannschaften, die mit Fusstritten nachhalfen, wenn es nicht schnell genug ging, gab es keine Möglichkeit zu helfen.

Am 24. November 1937 trat ein Ereignis ein, das den alten Dachauern nichts neues war: Isolierung!

Ein Freund von Hans berichtet darüber:

«Die Fenster wurden verschraubt und das Glas weiss angestrichen, die Türen verschlossen. Wir hatten Abschriften von einem Zettel anzufertigen und an unsere Bekannten im Ausland zu schicken. Wir schrieben diese Briefe gern, weil wir hofften, dass dadurch die Welt erst recht auf Dachau aufmerksam würde.

Ich weiss nicht, ob man einem Aussenstehenden die Atmosphäre einer Isolierung klar machen kann. Die Luft ist abscheulich. Die Strohsäcke liegen auf dem Boden, so dass man keinen Platz hat, sich zu bewegen. Die Menschen, mit denen man beisammen sein muss, sind bereits geschildert worden. Brotdiebstähle beginnen. Man muss den ganzen Tag nichtstehend auf den Strohsäcken eng nebeneinander liegend (drei Mann auf zwei Strohsäcken) zubringen, ohne Buch, ohne Zeitung, ohne Bleistift. Aus den geringsten Gründen entstehen dauernd Streitigkeiten, die in dieser gereizten Atmosphäre zu Schlägereien ausarten.

Wir Politischen hatten uns schon früher fast alle in eine Gruppe zusammengelegt. Wir nützten diese uns gegebene Freizeit allerdings ganz anders aus: Wir versuchten, uns über

die verschiedensten Fragen, die uns bewegten, klar zu werden.

Bisher hatten wir Hans Litten bei jeder Gelegenheit geholfen, so gut es eben möglich war. Jetzt wurde er unser Mittelpunkt.

Eines Tages hatte Hans Sprecherlaubnis mit seiner Mutter bekommen. Er kam als anderer Mensch von der Sprechstunde zurück, ruhiger und zufriedener im Gesichtsausdruck. Der Blockführer, der die Unterhaltung überwacht hatte, hatte schon seinem Erstaunen darüber auf bajuwarisch Ausdruck gegeben, dass die beiden sich über Kunst oder ähnlichen «Firlefanzt» unterhalten hätten. Hans, der eine andere Meinung über Kunst vertrat als wir, diskutierte mit uns während der Isolierungszeit. Unter uns war ein bekannter Literaturhistoriker. Er erklärte, niemals einen Menschen mit solch einer Fülle von Wissen getroffen zu haben. Um seine Auffassung von Kunst zu belegen, zitierte Hans sechs Tage hintereinander täglich vier Stunden Rilke. Aber auch andere Fragen behandelte er. Sein Tagesplan während der Isolierung sah folgendermassen aus: Kaum waren wir aufgestanden und hatten unsere Brühe heruntergeschluckt, so begann Hans mit einigen von uns die deutsche Literaturgeschichte von ihren ersten Anfängen an zu behandeln. Er zitierte die betreffenden Schriftsteller seitenlang, und das alles, ohne sich die geringste Notiz zu machen. Nachher bis zum Mittagessen behandelte er mit anderen Kameraden Geschichte. Er vertrat auf allen Gebieten seine besondere Auffassung mit solchen Beweismitteln, dass man ihm schwer beikommen konnte.

Nachmittags hörte er sich bei einem Kameraden einen Kurs über Psychologie an. Abends erzählte er uns ab und zu etwas über seine Anwaltstätigkeit.

Dies alles in einer so einfachen und anständigen Weise, dass es unmöglich war – trotz sachlicher Gegnerschaft –, ihn nicht gern zu haben.

Hans, der sich früher ziemlich ruhig und gedrückt verhalten hatte, lebte während der Isolierung auf. In seiner besonderen Weise versuchte er, uns «auf den Baum zu bringen». Zum Beispiel liess er sich als psychoanalytischer Traumdeuter nieder und deutete jedem gern seine Träume.

Aber wir durften uns über seinen wahren Gesundheitszustand nicht täuschen. Zuweilen sackte er plötzlich zusammen und war lange Zeit ohnmächtig.

Trotz unserer Bitten schonte er sich nicht. Nützlich sein zu können, uns etwas zu geben, das war für ihn die grösste Genußtuung. Wenn wir abends Lieder sangen, straffte sich sein Gesicht. Man fühlte, wie in ihm die Erinnerungen an seine Jugendzeit aufstiegen. Oft erzählte er zum Abschluss des Abends fröhliche Fahrterlebnisse.

Als Marter gedacht, wurde für uns Politische die Isolierung zu einer Erholung. Was scherte uns Kohldampf, was der Gestank, was die Streitigkeiten unserer Mitgefangenen!

Hans hatte sich während dieser Isolierung erholt. Das Gefühl einer festen Gemeinschaft stärkte ihn.»

Die Sperre blieb über Weihnachten. Es durften keine Weihnachtspakete geschickt werden – kein Weihnachtsgross.

Anfang Januar kam eine kurze Nachricht, dass die Sperre aufgehoben worden sei. Aus den Briefen ersah ich, dass die Zustände weiter grauenvoll waren und dass Hans mit seinem baldigen Tode rechnete.

Machen konnte ich nichts weiter, als im Auslande um eine starke Aktion ohne jede Rücksichtnahme zu bitten. Es kam jetzt nicht mehr darauf an, ob man Hans gefährdete.

Es galt nur noch, die Ermordung zu verhüten, indem man die Weltöffentlichkeit dauernd auf diesen Fall aufmerksam machte.

In England war aber das Gerücht verbreitet worden, dass im Januar eine Amnestie in grossem Umfang stattfinden sollte. Man hoffte, dass sie sich auch auf Hans erstrecken würde, und fürchtete, durch eine Aktion für ihn die Regierung zu verärgern.

Als bis Ende Januar keine Amnestie erfolgte, entschloss man sich, einen grossen Kampf um Hans in der Öffentlichkeit zu beginnen. Ein Artikel, der von Lord Allen als Auftakt der Aktion für die *Times* geschrieben war, erreichte die Presse, als es zu spät war.

3. Mit den Mördern meines Sohnes

Am 5. Februar 1938 brachte ein Polizeibeamter meinem Mann die Nachricht vom Tode unseres Sohnes. Es sei vom Lager Dachau aus telefonisch die Nachricht durchgegeben worden, dass er sich erhängt habe. Wenn wir es wünschten, könnte uns die Leiche gesandt werden. Mein Mann wagte mir die Mitteilung nicht zu machen und rief Heinz telefonisch nach Hause. Ich hörte zufällig das Telefongespräch und sah sofort an dem Zustand meines Mannes, welche Nachricht er erhalten hatte.

Es war uns klar, dass wir die Leiche bestimmt in einem verlöteten Sarge erhalten würden und dann die Todesursache nicht kontrollieren könnten.

Ich rief die Gestapo an, liess mir Hauptmann Suchannek ans Telefon kommen und sagte: «Heil Hitler! Ich habe soeben die Nachricht erhalten, dass sich mein Sohn im Lager von Dachau erhängt hat. Ich wünsche unbedingt die Leiche zu sehen und bitte, mir sofort die Erlaubnis dazu zu geben. Heil Hitler!»

Ich merkte durchs Telefon, wie Herr Suchannek die Fassung verlor. Er sagte: «Ich weiss von gar nichts, entschuldigen Sie, ich muss erst Erkundigungen einziehen. Ich rufe Sie dann wieder an.»

Eine halbe Stunde später rief Herr Suchannek wieder an, stammelte eine wohlgesetzte Kondolation und sagte, er habe mit Dachau telefoniert, ich dürfe dort die Leiche sehen, und er wolle mich nicht damit bemühen, noch eine Besuchserlaubnis für Dachau abzuholen: Er selber würde telefonisch alle Anordnungen für mich in Dachau treffen.

Eine mir befreundete Ärztin erklärte, sie liesse mich unter keinen Umständen ohne ärztliche Begleitung fahren, sie käme mit. Ich wollte nicht, dass sie sich gefährdete, aber sie erklärte: «Was soll mir denn passieren, wenn ich als Ärztin einen kranken Menschen begleite?»

Wir waren noch nicht lange befreundet, aber immer, wenn Not am Mann war, erschien sie auf der Bildfläche, immer hilfsbereit, immer tatbereit.

Wir fuhren mit dem Nachtzug nach München. Am frühen Morgen rief ich das Lager Dachau an und erhielt die Antwort, dass ich jederzeit kommen könne. Wir fuhren gleich nach Dachau weiter. Ich kannte schon den Weg und die Verbindung. Am Portal war man bereits informiert. Man liess mich durch, nachdem ich meine Personalien angegeben hatte. Auch der Ärztin gestattete man die Begleitung mit Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand.

Im Hof empfing mich ein kleiner, dicker Mann in SS-Uniform, mit einer Menge Ordenszeichen auf der Brust. Er stellte sich mir als Baranowski vor und wurde von den beiden Herren in Zivil, die neben ihm standen, mit «Herr Kommandant» angedredet. Die beiden Herren in Zivil wurden mir als Ärzte vorgestellt und einer von ihnen als derjenige bezeichnet, der meinen Sohn nach seinem Tode als erster gesehen hätte. Dieser Mann sah abschreckend verbrecherisch aus, der typische Mörder, wie man ihn als Titelbild in den Detektivbüchern sieht.

Merkwürdig, dass dieser Mann ein Arzt war. Ich hätte eher einen Henkersknecht in ihm vermutet. Bei dem anderen Herrn hatte ich den Eindruck, dass er Arzt war. Herr Baranowski begrüsst mich mit freundlichem Händedruck, redete einige Kondolationen daher und sagte, wie leid es ihm täte. Wenn er eine Ahnung gehabt hätte, was mein Sohn plane, so hätte er besser aufgepasst.

Er fuhr fort: «Aber ich habe es nicht ahnen können, denn am Tage vor seinem Tode machte Ihr Sohn noch einen ruhigen Eindruck, als ich ein kleines Verhör mit ihm vorhatte.»

Ich empörte mich: «Ein Verhör? Dann weiss ich alles. Ihre Verhöre kenne ich. Mein Sohn hat bereits einmal nach einem solchen Verhör einen Selbstmordversuch gemacht.»

Er: «Aber nein, regen Sie sich nicht auf. So ein Verhör war das nicht, wie Sie meinen. Es ging Ihren Sohn persönlich nichts an. Er sollte nur eine Auskunft über ein paar junge Kameraden geben, die während der Isolation Dummheiten gemacht hatten.»

Ich: «Also auf deutsch, er sollte seine Kameraden denunzieren. Und er hat sich das Leben genommen, weil er wusste, was ihm bevorstand, wenn er nicht denunzierte. Auch das hat er ja bereits einmal erlebt.»

Er: «Nein, nein, wir haben uns ganz freundschaftlich getrennt. Ich hatte sogar mit ihm noch eine Unterhaltung über die alten Griechen und Römer. Ihr Sohn war ja ein sehr gebildeter Mensch.»

Ich ging auf diesen Ton nicht ein. Es kochte derartig in mir, dass ich darüber nicht weitersprechen konnte. Und in diese Stimmung hinein wagte es dieser ungebildete Lümmel, die Bildung meines Sohnes gönnerhaft anzuerkennen! Er erzählte mir noch wiederholt, dass mein Sohn einem Kameraden gesagt habe, dass er sich im Laufe des Februar das Leben nehmen würde.

Auf meine Frage erzählte er, dass sich mein Sohn erhängt habe. Und zwar zehn Minuten vor zwölf in der Nacht, auf dem Abort. Ich fragte: «Woher wissen Sie denn die Zeit so genau?»

Er: «Er ist sehr bald danach gefunden worden, und dann kann man ja ungefähr feststellen, wann der Tod eingetreten ist.»

«Hat mein Sohn keine Abschiedszeile für mich hinterlassen?»

«Nein, nur einen Zettel, auf dem er mitteilt, dass er sich selbst das Leben genommen hat. Sonst hatte er nur noch Ihren letzten Brief bei sich.»

Warum mochte er diese Mitteilung gemacht haben? Dass auf einen der Kameraden der Verdacht fallen könnte, sein Mörder zu sein, war doch ausgeschlossen. Und er hatte gewiss nicht daran gedacht, seine Todfeinde, die SS-Leute, zu entlasten, die seine Mörder waren und bleiben werden, ob sie ihn nun selber umgebracht haben oder durch ihre teuflischen Quälereien dazu gebracht haben, selber Hand an sich zu legen.

«Ich bitte um diesen Zettel.»

«Den kann ich Ihnen nicht geben, der ist zu den Akten gelegt worden.»

«Dann nehmen Sie ihn einen Augenblick heraus und zeigen Sie ihn mir.»

«Nein, das ist unmöglich.»

Weshalb war das unmöglich? Es wäre doch recht zweckmässig gewesen, mir den Zettel zu zeigen, wenn er wirklich vorhanden war.

Wir wurden in die «Leichenhalle» geführt. Es war ein ganz kleiner, glattgetünchter Raum, der offenbar für diesen Zweck bestimmt war. Mein Sohn lag in einem schmalen, glatten, braunen Kiefersarg, eigentlich einer Kiste, die anscheinend von Kameraden gezimmert war. Er war bis ans Kinn fest in ein weisses Leinentuch gehüllt, so dass ich nur den Kopf sehen konnte. Es war ein strenger, ausgemergelter Kopf, vollständig vergeistigt, mit einem Ausdruck der Erlösung. Ich dachte: So muss der heilige Franziskus ausgesehen haben. Die Lippen und der Hinterkopf, alles war schneeweiss.

Ich hatte mich vor dem Anblick des Erhängten geängstigt. In meiner Kindheit hatte ich einmal im Walde einen Erhängten gefunden und in meinem Leben nie mehr das aufgedunsene Gesicht, die hervorquellenden Augen und die heraushängende Zunge vergessen. Hier waren keinerlei derartige Zeichen zu sehen. Es war ein wunderschöner, ein edler Kopf. Der Sarg stand ziemlich hoch. Ich trat an das Kopfende, die Ärztin wollte sich neben mich stellen, wurde aber sofort, wenn auch ohne Gewalt, von den beiden Ärzten in die Mitte genommen und an das Fussende des Sarges plaziert.

Mein erster Gedanke, als ich die so verhüllte Leiche meines Sohnes sah, war, mich über ihn zu werfen und dabei die sorgsame Verhüllung des Körpers beiseite zu schieben. Aber das war unmöglich. Der Sarg stand viel zu hoch. Ich wollte aber Bescheid wissen. Und ich beschloss, auch auf die Gefahr hin, sofort verhaftet zu werden, das weisse Tuch wegzureissen. In diesem Augenblick fühlte ich an meinen beiden Armen einen leisen Druck der Hände des Kommandanten. Ich wusste, dass er bei der leisesten Bewegung zupacken würde. Ich wusste, dass es mir nicht gelingen konnte, meinen Vorsatz auszuführen. Ich musste es als zwecklos aufgeben.

Man liess mich ruhig stehen, solange ich wollte. Ich wusste, dass ich mit den Mördern meines Sohnes an seiner Leiche stand. Ich wusste, dass sie auf den Moment warteten, um bei mir zuzupacken. Ich rührte mich nicht, obwohl ich von Verzweiflung und wildesten Rachegedanken geschüttelt war. Aber ich wusste auch, dass die leiseste Bewegung mich auf ewig daran hindern würde, meine Vergeltungspläne auszuführen.

Ob ich jemals werde ausführen können, was ich meinem Sohne in diesem Augenblick gelobte? Es war mir plötzlich, als

ob er leise lächelte; merkwürdigerweise hatte auch die Ärztin denselben Eindruck, wie sie mir nachher erzählte. Ich fing an, mit ihm zu sprechen, ganz leise und vorsichtig; ich hatte Angst, dass er mich nicht verstehen würde, wenn ich schwieg. Meine Freundin fürchtete eine Unvorsichtigkeit von mir und machte dem Kommandanten ein Zeichen, dass er abbrechen sollte. Er rührte sich nicht. Mein Gespräch war, wie mein ganzer Verkehr mit Hans in den letzten fünf Jahren, anscheinend so gut getarnt, dass es die anderen nicht verstanden. – Als ich zu taumeln anfang, gingen wir hinaus.

Der Kommandant meinte, ich sähe schlecht aus und ich solle mich einen Augenblick im Untersuchungszimmer des Arztes niederlegen. Es war gleich neben der «Leichenhalle». Hier schien die ganze Krankenabteilung zu sein. Als ich mich hinsetzte, immer dicht umstanden von drei Leuten, die keinen Blick von mir wendeten, zog die Ärztin eine Flasche mit Herztropfen aus der Tasche, reichte sie dem neben mir stehenden Mann mit dem Verbrechergesicht und sagte in befehlendem Ton, wie es wohl der Arzt im Krankenhaus gewohnt ist: «Kollege, zwanzig Tropfen!» Ich war nicht ganz so schwach, wie ich aussah. Ich beobachtete, wie der Mann ein Glas ergriff, er wusste aber nicht mit dem Tropfenfläschchen umzugehen. Merkwürdig, bei einem Arzt! Dasselbe schien auch der andere Arzt zu denken. Er riss ihm die Tropfenflasche weg, verschwand einen Augenblick aus dem Zimmer, kam wieder und sagte: «Die Tropfen können gegeben werden.» Er zählte sie selber ab und gab mir das Glas. Ob sie wohl Angst hatten, dass ich Selbstmord begehen wollte?

Ich stand auf, um noch einige Formalitäten zu besprechen. Man gestattete mir, Hans selber zu beerdigen. Ich sollte mich mit all diesen Formalitäten an die Gestapo in München wen-

den. Ich wollte die Leiche so rasch wie möglich aus Dachau heraushaben. Aber es war Sonntag, und vor Montag konnte ich weder die Gestapo noch die Beerdigungsgesellschaft erreichen. Ich dachte, am Montagvormittag liesse sich das alles erledigen, und bat darum, den Sarg Montagmittag abholen zu dürfen. Der Kommandant sagte: «Vor Dienstag wird es mit der Beerdigung nicht klappen. Leichen dürfen wir nur in der Nacht aus dem Lager herausgeben.»

Man verabschiedete sich sehr höflich von mir, stellte sich, als ich das Auto bestieg, in Reih und Glied daneben auf und stand mit strammem Führergruss, bis ich abgefahren war. Diesmal konnte ich mich nicht entschliessen, diesen Gruss zu erwidern. Ich hatte ihn oft zähneknirschend in den Lagern und auf der Gestapo leisten müssen. Jetzt schädigte ich Hans nicht mehr, wenn ich nicht grüsste. In steifer Haltung, ohne Gruss fuhr ich ab.

4. Matthäus-Passion

Am andern Morgen begab ich mich sogleich an die quälenden Vorbereitungen für die Beerdigung. Wohltuend war das Benehmen der Hotelangestellten. Sie kannten mich von meinem vorigen Besuch in Dachau.

Der junge Mann, der damals in der Nacht bei Heinz erschienen war, kam vorsichtig zu mir, als ich mich allein im Schreibzimmer befand, und fragte nach dem Befinden meines Sohnes. Er schäumte vor Wut, als er hörte, was geschehen war. Er berichtete von zahllosen Selbstmorden dortiger Häftlinge und mahnte zur Vorsicht: Sie hätten ja wenig Nazi-Verkehr in ihrem Hotel, aber man wisse nie, ob nicht ein Spitzel da wäre. Die Hotelangestellten seien sicher, die Gäste nicht. Ich sollte im Lokal nicht besonders freundlich zu ihm sein, er sei bewacht und gefährdet.

Unser erster Gang des Morgens war zur Gestapo. Der Posten am Eingang schien informiert; als ich nur meinen Namen sagte, wies er mich gleich an das zuständige Zimmer. Auch der Herr dort war höflich und wollte mir alles aus dem Wege räumen und gleich mit der städtischen Beerdigungsgesellschaft verhandeln. Ich sagte, ich wollte meinen Sohn lieber durch die «Grossdeutsche Feuerbestattung» beerdigen lassen, weil meine ganze Familie (allerdings mit Ausnahme meines ältesten Sohnes) Mitglied dieser Gesellschaft sei. Ja, natürlich, er wolle mit dieser Gesellschaft telefonieren. Man könne die Leiche ja sofort abholen lassen.

Ich: «Das wird nicht gehen. Der Kommandant hat mir gesagt, dass die Leichen der Schutzhäftlinge nur in der Nacht herausgegeben werden dürften.»

Er, sichtlich unangenehm berührt: «Aber so ein Unsinn! Das muss ein Missverständnis sein.»

Er traf alle Vereinbarungen mit der Bestattungsgesellschaft, und als ich mich gerade von ihm verabschiedet hatte, rief die Gesellschaft nochmals an, sie bedaure sehr, diesen Fall könne sie nicht übernehmen. Nun mussten wir doch zur Städtischen Gesellschaft gehen. Ich verhandelte dort mit einer Beamtin über die näheren Abmachungen für die Beerdigung. Sie wunderte sich: «Die allerbilligste Beerdigung?»

«Ja!» – Es schien mir ein Hohn, meinen Sohn nach diesem Leben mit irgendwelchem Prunk zu begraben.

«Wissen Sie auch, dass dann gar keine Bäume in der Halle sind und gar kein Schmuck und keine Musik?»

«Ja, ja, ich weiss. Ich möchte auch darum bitten, dass mein Sohn in dem einfachen Holzkasten bleibt, in dem er in Dachau aufgebahrt war.»

Aber ich wollte ihn abholen. Ich bestellte einen Leichenwagen, in dem die Angehörigen mitfahren können.

«Nein, so etwas gibt es in München nicht!»

«Nun, dann möchte ich also ein Extra-Auto haben. Bei der Abholung wünsche ich unter keinen Umständen, dass es die billige Klasse ist. Dabei kommt es mir überhaupt nicht auf Geld an!»

Sie sah mich einen Augenblick prüfend an, dann sagte sie leise zu mir: «Würden Sie mir erlauben, Ihnen einen Rat zu geben? Es ist hierzulande nicht Sitte, dass die Angehörigen in einem Wagen hinter einem Leichenwagen herfahren. Es würde sehr auffallen, und ich fürchte, Sie könnten grosse Unannehmlichkeiten haben.»

Ich dankte ihr, dann wollte ich es lassen. Ich hatte ja nur im Lager zeigen wollen, dass ich mich nicht scheute, die üblichen persönlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen.

Dann ging es zum Krematorium. Man war höflich, sah erstaunt auf, als ich von der einfachen Form der Beerdigung sprach, und meinte, es würde aber sehr kahl sein.

«Ich wünsche nicht, dass mein Sohn anders begraben wird, als er gelebt hat.»

«Ein Geistlicher?»

Ich wurde lebhaft: «Nein, ich wünsche keinen Geistlichen.» (Ich fürchtete, einem Deutschen Christen in die Hände zu fallen.) «Aber ich möchte gute Musik haben.»

«Gute Musik? Gott, es wird eine Kleinigkeit auf der Orgel gespielt bei einer so billigen Beerdigung.»

«Was die Musik kostet, ist mir gleichgültig. Ich wünsche eine ganz bestimmte Musik.»

Man rief den Organisten heran. Ich sagte ihm, ich wollte ein ganz bestimmtes Stück aus der *Matthäus-Passion*. – Ja, das gab es in keinem Beerdigungsprogramm. Das war nicht möglich.

Ich: «Daran hätte mir sehr viel gelegen. Ich möchte gern die Stelle haben: ‚Da verliessen ihn alle Jünger und flohern, bei der Gefangennahme Christi, wenn alles verängstigt vor ihm zurückweicht.›

Er: Ob es nicht etwas musikalisch Ähnliches sein könnte? Er würde schon etwas finden!

Ich: «Es würde mir gerade an dieser Stelle sehr viel liegen; ich habe vor nicht langer Zeit mit meinem Sohn über diese Stelle gesprochen. Er arbeitete an einer *Heliand*-Übersetzung und erzählte mir, wie er durch eine ganz bestimmte Behandlung des Versmasses die Stimmung dieser Szene herausgearbeitet habe. Er glaubte, dass der Dichter des *Heliand* genau das selbe gewollt habe, was Bach achthundert Jahre später musikalisch bei der Vertonung derselben Szene zum Ausdruck gebracht habe.»

Der Organist sah mich lange an. Dann sagte er: «Natürlich lässt sich das machen. Ich habe die ganze Nacht Zeit. Ich hoffe, Sie werden mit der Musik zufrieden sein.»

Am Nachmittag ging ich mit Blumen ins Krematorium. Der Sarg war noch nicht da. Er kam auch bis 6 Uhr nicht. Ich musste hinaus, weil alle Tore geschlossen wurden. Ich sass noch eine Stunde vor dem Kirchhofstor, bis der Wärter mir sagte, es hätte keinen Sinn, noch zu warten; vor dem nächsten Morgen würde kein Sarg mehr hereingebracht.

Also war es nicht, wie der Gestapo-Beamte gemeint hatte, ein Missverständnis. Nein: Leichen von Schutzhäftlingen durften nur in der Nacht herausgegeben werden.

Als wir uns am anderen Morgen dem Krematorium näherten, trat ein Pfarrer aus einem Hauseingang auf mich zu und sagte einige sehr liebe und tröstende Worte zu mir. Er sei ein grosser Bewunderer meines Sohnes, habe sein Schicksal mit grosser Anteilnahme verfolgt, und wie er dächten Unzählige.

In der Krematoriumshalle fand ich den Sarg schön aufgebahrt, mit einem wundervollen Tuch bedeckt. Meine Blumen lagen darauf. Der Raum war mit grünen Pflanzen geschmückt, und hinter dem Sarge stand ein grosses, glattes Holzkreuz, das in seiner strengen Einfachheit dem Raum ein feierliches Gepräge gab.

Merkwürdig, sie hatten mir gesagt, dass es kahl und nüchtern sein würde, wenn ich die einfachste Form der Beerdigung wählte. Sie hatten mir auch gesagt, dass es ein nichtkirchlicher Raum sein würde. Und nun gab dies riesengrosse Kreuz dem Raum einen ausgesprochen frühchristlichen Charakter. Wie merkwürdig, dass in dieser katholischen Gegend ein leeres Kreuz und kein Kruzifix in der Halle stand. Ich erfuhr später, dass es das Kreuz war, das man bei Beerdigungen von gefallenen Kriegern verwendet.

Die Musik setzte ein, mit der von mir gewünschten Stelle aus der *Matthäus-Passion*. Sie war wundervoll ausgearbeitet und ausgesponnen und tönte in den verschiedensten Variationen fort.

Ausser meiner Freundin und mir war kein Mensch im Raum. Ich hatte mich vorher vergewissert, dass kein Lageroder Gestapo-Beamter die Feier durch seine Anwesenheit entweihete.

Ich kniete am Sarge, bis er in der Tiefe versank.

Aus Briefen meines Sohnes, geschrieben in Konzentrationslagern

I

Ich kann Dir Bachsche Musik nur immer wieder ganz dringend empfehlen. Man wird von der Gewalt und Objektivität dieser Musik so herrlich ruhig, und alle Aufregungen werden unwichtig. (Während die ganz subjektiv gerichtete «Musik des 19. Jahrhunderts» – ich betrachte das ja eigentlich gar nicht als Musik – entweder die persönliche Unruhe steigert oder, wenn sie der momentanen Stimmung des Hörers fernliegt, einfach langweilt.) Ich bin jedes Mal glücklich, wenn ich sonntags im Leipziger Sender eine Bachkantate (manchmal auch Orgelmusik des 17. Jahrhunderts) hören kann. Das ist zur Zeit überhaupt so ziemlich das einzig Erfreuliche für mich.

II

Die Muttergottesbilder, die Du mir geschickt hast, sind herrlich. Ich habe sie mir immer wieder angesehen und mich nicht entscheiden können, welche die schönste ist. ... Ich würde sehr gern von der Schongauerschen Madonna in der Rosenlaube eine Photographie haben. Mir liegt an dem Bild sehr viel. Die Lochnersche Maria im Rosenhag ist sehr schön, aber die Rosen sind darauf nur äussere Staffage, allenfalls symbolische Entsprechung zur Figur der Himmelskönigin. Bei Schongauer aber kommt zum Ausdruck, dass Maria die Ursache ist – ent-

sprechend der Zeile «Da haben die Dornen Rosen getragen» aus dem mittelalterlichen Marienlied –, und auf diese Beziehung kommt es mir an. Ich will das Bild jemand zu Weihnachten schenken, der weiss, dass der tote Dornwald wirklich Rosen trägt, wenn Maria mit dem Kinde unter dem Herzen hindurchgeht – was ja die Menschen unseres Jahrhunderts meistens nicht mehr wissen.

III

Mit Heinzens Auffassung von *Heinrich* TV bin ich sehr einverstanden. Dass das Stück keine Falstaff-Komödie ist, hat Shakespeare meiner Ansicht nach selbst dokumentieren wollen, als er nachträglich mit den *Lustigen Weibern* eine wirkliche Falstaff-Komödie schrieb. (Übrigens halte ich Falstaff mindestens zur Hälfte für eine tragische Figur.) Ich habe hier kürzlich das Stück mit einem Kameraden zusammen gelesen, und wir waren gerade von der Stärke der historischen Szenen wieder ganz erschlagen. Überhaupt geht es mir bei jedem Shakespeare-Stück so, dass mir fast jede Zeile bei jedem neuen Lesen immer erstaunlicher wird. Ich begreife kaum noch, dass es einmal einen Menschen gegeben hat, der das alles fertigbekommen hat. (Dass eine Zeitlang intelligente Leute den Schöpfer dieser Werke mit dem Philosophen Bacon identifizieren wollten, sollte man heute nur noch als einen ergötzlichen Beitrag für die Rang-Blindheit des abgelaufenen Zeitalters vermerken.) Ich habe mich auch sonst noch viel mit Shakespeare beschäftigt. Von unserer gemeinsamen Lieblingsstelle im *König Lear* glaube ich jetzt eine einigermaßen mögliche Übersetzung zustande gebracht zu haben. Die Tiecksche Übersetzung:

«Sehn wir den Grössern tragen unsern Schmerz – kaum rührt das eigne Leid noch unser Herz» geht am Gehalt der Stelle ziemlich vorbei, deren wörtliche Übersetzung etwa lauten würde: «Wenn wir unsere Besseren (d.h. diejenigen, die besser sind als wir) unsere Schmerzen tragen sehen, halten wir unsere Missgeschicke kaum für unsere Feinde». Also: wir empfinden unser Unglück genauso intensiv wie sonst (das wird bei Tieck verfälscht), aber nicht als unseren Feind, sondern (das ist der geheime Unterton) im Gegenteil als einen erwünschten Ausgleich, der uns das Leiden des wertvollen Menschen noch eben erträglich macht. Bei Gundolf heisst es: «Sieht man den Bessern tragen unsere Not – dünkt man sich kaum vom eignen Leid bedroht». Der Gehalt der zweiten Zeile kommt ja auch noch nicht richtig heraus; vor allem aber ist die Übersetzung «Bessern» unmöglich, weil das für uns unfehlbar einen moralisierenden Beigeschmack hat, während das Wort im Sprachgebrauch der Renaissance und des Barock noch eine reine Wertbezeichnung ohne moralisches Urteil gibt. Ich glaube, mit folgender Fassung dem Original relativ am nächsten gekommen zu sein: «Sehn wir, wer mehr als wir, trägt unsere Last – dünkt unser Leid uns kaum als Feind verhasst».

IV

Zur Zeit beschäftigt mich unsere Lieblingsstelle aus dem *König Lear*. Ich glaube, dass meine Übersetzung, die ich Dir seinerzeit schrieb und die gegenüber Tieck und auch Gundolf sicher einen Fortschritt bedeutet, noch lange nicht ausreicht. Es muss alles getilgt werden, was irgendwie an die banale Weisheit «geteilter Schmerz – halber Schmerz» erinnern könnte, und es muss ganz klar herausgearbeitet werden, dass es hier

um das Problem des menschlichen Ranges geht. Von der wörtlichen Übersetzung – «Wenn wir diejenigen, die mehr wert sind als wir, unsere Schmerzen tragen sehen, halten wir unsere Leiden kaum für unsere Feinde» – kann man zur Wiedergabe des eigentlichen Gehalts wohl nur gelangen, wenn man das irgendwie aus dem Negativen ins Positive wendet. Es muss ganz scharf herausgearbeitet werden, dass wir angesichts des Leidens des wertvolleren Menschen das eigene Leiden nicht nur nicht als Feind empfinden, sondern geradezu als Freund herbeisehnen. Denn die Tatsache, dass auch der grosse Mensch leiden muss – obwohl das ruhig auf uns minderwertige Menschen beschränkt bleiben könnte! –, gehört für jeden nicht ganz abgestumpften Menschen zum Quälendsten, was es im Weltganzen gibt, und wir brauchen als Ausgleich geradezu ein möglichst grosses Mass eigenen Leidens, um die furchtbare Tatsache des Leidens des Grossen einigermaßen ertragen zu können. Das sind so zur Zeit meine Gedanken und Stimmungen, das steht auch bestimmt so in den zwei Zeilen von Shakespeare, man müsste es nur in der Übersetzung herausholen. Übrigens wirst Du in Rilkes *Neuen Gedichten* mehrfach auf das gleiche Problem stossen.

V

Das Wessobrunner Gebet

Das erfragt ich im volke als frühestes Wunder.
Dass erde nicht war noch oben himmel
Noch bäum irgend noch berg nicht war
Noch vom Süden sonne nicht schien
Noch mond nicht leuchtete noch der meer-see.

Da nichts nicht war an enden noch wenden.
Und da war der eine allmächtige Gott.
Der männer mildester, und da waren auch manche mit ihm.
Gute Geister und Gott, der heilige.
(Eigene Übersetzung)

Ich halte das *Wessobrunner Gebet* nicht für die Bearbeitung eines Psalmes und überhaupt nicht für christlich, sondern für ein heidnisches Schöpfungsgedicht (was allerdings dem Aufzeichner nicht mehr bewusst war, der es als Einleitung eines in Prosa gehaltenen wirklichen Gebets in christlichem Sinne aufzeichnete). Beweis: Die Zeile «Dass erde nicht war noch oben himmel» findet sich fast wörtlich in dem gegen 1'000 auf Island aufgezeichneten *Edda*-Gedicht «Völuspa» (Der Seherin Schau) wieder. *Das Wessobrunner Gebet* ist um 800 aufgezeichnet, gegenseitige Beeinflussung ausgeschlossen. Beide müssen also auf gemeinsamer Grundlage beruhen, die schon existiert haben muss, als zwischen Nord- und Westgermanen noch Sprachgemeinschaft bestand, also spätestens 400 nach Christus. Die Wendung «der eine allmächtige Gott» braucht nicht christlich gedeutet zu werden, sondern kann sich auf einen obersten Gott (im Gegensatz zu anderen, weniger mächtigen) beziehen, und die Bezeichnung «der männer mildester» ist für den christlichen Gott undenkbar. Sie kommt in frühen christlichen Dichtungen wohl für Christus, aber nie für Gottvater vor. Die beiden letzten Zeilen fehlen bei v. d. Leyen – wohl weil er mit den meisten Herausgebern glaubt, dass sie bruchstückhaft sind, weil nach den Worten «und Gott der heilige» eine Schilderung seiner Taten folgen sollte. Ich bin der Meinung, dass das Gedicht da zu Ende ist. Sollte es wirklich eine Fortsetzung gehabt haben, so hat der Zufall mit der bruchstück-

haften Überlieferung eine ganz starke Wirkung erzielt, denn der unendliche Ruhepunkt, den die nochmalige Erwähnung Gottes hinter die Vielheit der guten Geister setzt, ist dichterisch ungeheuer stark. Die vierte Zeile ist verstümmelt; Rhythmus und Stabreim verlangen in der ersten Hälfte ein betontes mit S beginnendes Wort; die meisten Herausgeber ergänzen «sundana» gleich «von Süden», dem folgt unsere Übersetzung. In der nächsten Zeile lesen die meisten Herausgeber «mareo» (mit kurzem a), das ist gen. plur. von «mari» gleich «das Meer». Meine Lesung ist möglich, denn die Handschrift macht (wie ich an Hand des Faksimiles in der Königlichen Literaturgeschichte feststellen konnte) zwischen langem und kurzem a keinen Unterschied; die Zusammensetzung «meer-see» ist in anderen Texten bezeugt, und dichterisch halte ich sie für stärker. Übrigens ist Wolfskehl auch unter Berücksichtigung seiner Lesung mit der Übersetzung nicht zurechtgekommen. «Märchen-Meer» ist eine romantische Verfälschung; die Landschaft ist nicht märchenhaft, sondern mythisch gesehen. In der später erschienenen Auswahl der Insel-Bücherei hat er geändert in «die mächtige See» – das ist sinngemäss richtiger, schwächt aber den Klang zu sehr. In der gleichen Neufassung hat er im ersten Teil dieser Zeile das rhythmisch unmögliche «leuchtete» in «licht war» geändert; das geht rhythmisch, ist aber klanglich unmöglich. Dass er die einzig mögliche Form «leuchte» nicht wagte, ist eine der Wirkungen des von Luther zur Schriftsprache erhobenen obersächsischen Kanzleistils, der solche «Kürzungen» nicht duldet.

VI

Ich arbeite zur Zeit an einer sehr wichtigen Aufgabe: Das deutsche Mittelalter und die germanische Frühzeit für 14- bis 16-jährige Jungens auszuwählen. Ich glaube nämlich, dass man diese Kultur auch in ihren eigenen Zeugnissen (Bildwerke und Dichtungen) ohne romantische Verfälschung schon 14-Jährigen zugänglich machen kann, allerdings in Auswahl. Ich bringe ziemlich viel von den älteren *Edda*-Liedern, einiges aus den *Sagas*, eine Episode aus dem angelsächsischen *Beowulsslied* Dann aus Deutschland: *Hildebrands-Lied*, *Merseburger Zaubersprüche*, *Wessobrunner-Gebet*, *Muspilli*, eine Szene aus dem *Heliand* (Petrus schlägt Malchus das Ohr ab, mit dem entsprechenden Relief des Naumburger Doms), Rolands Tod aus dem *Rolands-Lied* des Pfaffen Konrad (wenig bekannt, aber ungeheuer stark), ein paar Proben mittelhochdeutscher Lyrik (unter fast völliger Ausschaltung der Minnedichtung, nur des Kyrenbergers «ich zoch mir einen valken» wird als erste Andeutung gebracht) und eine sehr ausführliche Auswahl aus dem *Nibelungenlied* Von Bildern: aus dem Naumburger Dom Ekkehard und Uta, der Bamberger Reiter, der Dom von Worms (zum *Nibelungenlied*), einiges aus der nordischen Schnitzerei und Holzarchitektur, einige südliche Normannenburgen (als Denkmäler des Wikingergeistes) und einige ritterliche Miniaturen (Weingartners Liederhandschrift usw.). Die nordischen Dichtungen in der Übersetzung von Genzmer, die mittelhochdeutschen im Urtext (denn «Übersetzung» aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche ist genauso ein Unfug, als ob man Luthers Bibel in heutiges Deutsch «übersetzen» wollte), die angelsächsischen, althochdeutschen und altsächsischen

Dichtungen wahrscheinlich in eigener Übertragung, an der ich gerade arbeite, weil mir die bisherigen Übersetzungen den dichterischen Gehalt noch nicht genügend wiederzugeben scheinen.

VII

Kunstmerkblatt für Anfänger
(Aufzeichnungen zu einem Vortrag, gehalten im Konzentrationslager
Lichtenburg im Kreise von Kameraden)

Das Wesen der Kunst

Kunst ist Gestaltung metaphysischer Realität durch physische Ausdrucksmittel. Diese Definition ist erschöpfend, es darf aber aus ihr auch kein Wort gestrichen werden.

1. Kunst ist Gestaltung metaphysischer Realität durch physische Ausdrucksmittel. Damit ist gesagt, dass jede Wiedergabe physischer Realität – vom Tisch bis zur subtilsten psychologischen Regung – nichts mit Kunst zu tun hat. Derartige Schilderungen physischer Realitäten mögen gelegentlich wissenschaftlichen oder auch moralischen Wert haben. Künstlerisch sind sie belanglos. Gewöhnlich hat diese Art von «Kunst» nur die Funktion eines Erlebnis-Ersatzes für erlebnisschwache Naturen.

2. Kunst ist Gestaltung metaphysischer Realität durch physische Ausdrucksmittel. Die Frage, ob Metaphysisches überhaupt real oder nur in der menschlichen Vorstellung vorhanden ist, ist bekanntlich umstritten. Wissenschaftlich ist die Existenz des Metaphysischen weder beweisbar noch widerlegbar. Das Vorhandensein des Kunstwerks setzt aber das Vorhandensein einer metaphysischen Realität voraus.

Es genügt also nicht, dass menschliche Gedanken über das Metaphysische oder menschliche Sehnsüchte nach dem Metaphysischen gestaltet werden. Eine solche Gestaltung bleibt immer Gestaltung menschlicher Seelenregungen. Also physischer Realitäten. Es ist also scharf zu unterscheiden zwischen Gestaltung metaphysischer Realität und Gestaltung blosser menschlicher metaphysischer Stimmungen, Gedanken usw. Werke der letzten Art, die man als «romantisch» zu bezeichnen pflegt, haben mit Kunst ebensowenig zu tun wie die grobe Wirklichkeitsschilderung.

3. Kunst ist Gestaltung metaphysischer Realität durch physische Ausdrucksmittel. Für das Zustandekommen des Kunstwerkes genügt es nicht, dass sein Schöpfer den Kontakt zur metaphysischen Realität gefunden hat. Er muss auch die Fähigkeit haben, die von ihm erlebte metaphysische Realität in physische Ausdrucksmittel umzusetzen. Hat er diese Fähigkeit nicht, so bleibt sein Erlebnis für andere unsichtbar. Er kann Mönch oder – beim Hinzukommen besonderer anderer Fähigkeiten – Prophet oder Priester, aber niemals Künstler sein. Nach der Verschiedenheit des physischen Ausdrucksmittels unterscheiden sich die einzelnen Zweige der Kunst (fälschlich «Künste» genannt): Ausdrucksmittel der Dichtung ist der Laut, Ausdrucksmittel der Musik der Ton, Ausdrucksmittel der Malerei die ruhende Farbform usw. Andere Unterschiede zwischen den einzelnen Kunstzweigen bestehen nicht.

4. Kunst ist Gestaltung metaphysischer Realität durch physische Ausdrucksmittel. Damit ist gesagt, dass zwischen der metaphysischen Realität und dem physischen Ausdrucksmittel das Verhältnis der Gestaltung, d.h. der unmittelbaren Umsetzung bestehen muss. Es genügt also nicht das blosses Reden über eine metaphysische Realität.

Wer eine metaphysische Realität erlebt hat, sie aber nicht durch Laute gestaltet, sondern in Lauten über sie redet, ist Theologe oder Prediger, aber nicht Dichter. (Damit soll nicht bestritten werden, dass es Predigten gibt, die gleichzeitig Dichtungen sind, z.B. die Predigten von Fauler.) Der Satz «es gibt einen Gott» ist eine (zutreffende) Aussage über eine metaphysische Realität; Dichtung, d.h. Gestaltung metaphysischer Realität durch Laute ist er nicht. (Natürlich könnte der Satz, in richtigen Zusammenhang gesetzt, Bestandteil einer Dichtung werden; aber für sich allein ist er nicht dichterisch. Dagegen sind die Verse Hölderlins

«Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See»

Gestaltung einer metaphysischen Realität, obwohl sie, als Aussage gefasst, nur von höchst physischen Realitäten handeln.

(Ich sehe davon ab, dass die Fortsetzung

«Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser»

als Aussage über eine physische Realität überhaupt nicht mehr fassbar ist und damit auch die physische Realität des Inhalts der drei ersten Zeilen in Frage gestellt wird; denn die drei ersten Zeilen sind schon für sich allein dichterisch, und wenn sie uns etwa als Fragment erhalten wären, so wäre dieses Fragment bereits eine Dichtung.)

Man darf sich also nicht durch den «Inhalt» eines Werkes zu falschen Urteilen verführen lassen.

Die vielfach gewünschte Verdeutschung des Kernsatzes des Kunstmerkblatts würde lauten:

Kunst ist Gestaltung übersinnlicher Wirklichkeit durch sinnliche Ausdrucksmittel.

Mensch und Kunstwerk

Bei aller Verschiedenheit der landläufigen Kunsttheorien pflegt in der Frage des Verhältnisses zwischen Mensch und Kunstwerk Übereinstimmung dahin zu bestehen, dass die Kunst dem Menschen zu dienen habe; während nach richtiger Auffassung der Mensch der Kunst zu dienen hat. Die beiden verbreitetsten Theorien betrachten die Kunst als Genussmittel oder als Erziehungsmittel.

1. Wie verbreitet die Auffassung von der Kunst als Genussmittel ist, erkennt man am besten daraus, dass man heute, ohne sich lächerlich zu machen, von «Kunstgenuss» reden kann. Nun gibt es ja in der Tat Werke, die nur als Genussmittel aufgenommen werden können, weil sie eben nichts weiter als Genussmittel sind; so z.B. Bilder von Monet, Musikstücke von Debussy usw. Diese Werke haben aber mit Kunst nichts zu tun. Die Anhänger der Genussmitteltheorie pflegen aber auch wirkliche Kunstwerke zum Genussmittel zu degradieren. Sie «geniessen» eine Bachsche Fuge, eine Shakespearsche Dichtung, ein Rembrandtsches Gemälde!

Nicht viel höher steht die Auffassung von der Kunst als Erziehungsmittel. Zwar ist es richtig, dass jedes grosse Kunstwerk auf den Betrachter eine erziehende Wirkung ausübt. Aber

das tut es kraft der ihm innewohnenden Eigengesetzlichkeit; dagegen darf die Kunst nicht in den Dienst menschlicher Zwecksetzung gestellt werden.

Die einzig angemessene Haltung des Menschen gegenüber dem Kunstwerk ist der Dienst an der Kunst. Allerdings ist es nicht möglich, diese Erkenntnis einer Zeit beizubringen, die selbst im Gottesdienst nicht mehr das sieht, was der Name besagt, sondern ihn zum Erziehungsmittel («sittliche Besserung») oder gar zum Genussmittel («Erbauung») degradiert.

Eine Zeit für Anwälte

Nachwort von Heribert Prantl

In Dortmund gibt es eine Hans-Litten-Strasse, in Berlin auch. In der Berliner Littenstrasse liegt das Haus der Bundesrechtsanwaltskammer; an der Frontseite des Bürohauses ist eine Plakette zum Gedenken an Hans Litten angebracht. Litten ist nicht mehr ganz so vergessen in der Bundesrepublik Deutschland wie noch vor dreissig Jahren. Es ist gut, sich an ihn zu erinnern. Sein Beispiel mahnt, sein Schicksal warnt. Er war ein Mann von nicht einschüchterbarem Gerechtigkeitsinn. Solche Juristen reizen Autokraten und Diktatoren, solche Juristen fürchten sie. Warum? Je mehr solcher Juristen es gibt, umso schwieriger wird der Aufstieg und die Herrschaft der Rechtsverächter. Überall da, wo das Recht getreten und geschunden wird, überall da, wo Verfassungsverhöhnung mit dem Wort «Ausnahmestand» bemäntelt wird, überall da, wo die Verteidigung der Menschenwürde als Verachtung der Staatsgewalt verfolgt wird – überall da steht mahnend, warnend und aufbegehrend der Name Hans Litten.

Er war einer der grossen Strafverteidiger der Weimarer Republik, seine Stimme war gefürchtet, seine Verteidigung Anklage. Im Gerichtssaal hat er versucht, die Strategien braunen Terrors zu entlarven, ihre Protagonisten vorzuführen und blosszustellen. Prozessbeobachter berichten, der Zeuge Hitler habe geschrien «wie eine hysterische Köchin», als Litten ihm Terroraktik vorwarf und ihn mit eigenen Zitaten zwei Stunden lang in die Enge trieb. Zuletzt sah sich der Zeuge Adolf Hitler

gezwungen, seine Verfassungstreue zu beschwören. Er fühlte das als Schande und als Demütigung. Dies geschah 21 Monate bevor Hitler an die Macht kam – am 8. Mai 1931 im Edenpalast-Prozess, der gegen vier Männer eines Rollkommandos der SA geführt wurde. Rechtsanwalt Litten vertrat die Opfer, die vor dem Tanzpalast in Charlottenburg niedergeschlagen und niedergeschossen worden waren. Er hatte Hitler als Hintermann des Überfalls in den Zeugenstand rufen lassen. Die braune Rache folgte auf dem Fusse: Als bald nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde Hans Litten, in «Schutzhaft» genommen. Es war in der Nacht des Reichstagsbrandes, es war in den frühen Morgenstunden des 28. Februar 1933.

Vor bald achtzig Jahren, in der Nacht von 4. auf 5. Februar 1938, ist Hans Litten gestorben: Nach fast fünfjährigem Martyrium erhängte er sich im Konzentrationslager Dachau. Fünf Jahre lang war er durch die Marterstätten der SA und SS geprügelt worden. Jegliches Bemühen, sich für Litten zu verwenden, scheiterte. Fünf Jahre lang versuchte seine Mutter verzweifelt, all ihre Verbindungen zu mobilisieren, um den Sohn zu befreien. Es waren, wie man so sagt, «gute» Verbindungen: Reichswehrminister Werner von Blomberg hatte früher im Hause Litten verkehrt; Prinz August Wilhelm von Preussen hatte bei Littens Vater, dem Rektor der Universität Königsberg, Jura studiert. Irmgard Litten flehte bei Reichsbischof Ludwig Müller, bei Wilhelm Furtwängler, bei Carl Jakob Burckhardt, selbst bei Freisler und Göring – alles vergebens. Den Prinzen August Wilhelm soll Hitler angebrüllt haben: «Wer für Litten eintritt, fliegt ins Lager, selbst wenn Sie es sind.» Ein von dem konservativen Lord Allen of Hurtwood verfasstes Gesuch englischer Juristen wurde wie folgt abgewie-

sen: «Er ist wegen staatsfeindlicher Betätigung inhaftiert, und seine geistige Einstellung lässt eine Enthftung nicht zu ... Ein Regierungs- und damit Rechtssystem, das unverbesserliche Feinde der menschlichen Gesellschaft, die ein Volk dem Kommunismus ausliefern wollten, hinter Schloss und Riegel setzt, kann kein schlechtes Rechts-System sein, wenn dadurch gleichzeitig ein Volk von 65 Millionen wieder glücklich gemacht wurde.»

Die Suche nach den Spuren des Widerstands der Justiz und der Rechtsanwaltschaft gegen den Nationalsozialismus ist mühsam. Die Spuren sind zugeschüttet von vorausgehendem Gehorsam und der Kollaboration. Lange hat man sich vor dem Aufgraben gescheut: aus Schreck über das Geschehene, aus Angst vor dem Vergrabenen. Die Spur des Rechtsanwalts Litten aber zeichnet sich bereits vor der institutionellen Gleichschaltung der Justiz ab. Der junge Verteidiger war 28 Jahre alt, als er mit Hitler im Prozess zusammenstieß. Er agierte und agitierte als «proletarischer Anwalt», wie er sich selber nannte, in Moabit. Fünf Jahre lang hatte er dafür Zeit, oft im Auftrag der Roten Hilfe Deutschland, der Massenorganisation der KPD zur Unterstützung von politischen Gefangenen. Ihre Kampagnen wurden unter anderen von Albert Einstein und Käthe Kollwitz mitgetragen. Zur KPD hatte Litten gleichwohl ein distanzieretes Verhältnis; er wurde nach seinem Tod als «franziskanischer Mensch» beschrieben.

Sein unnachgiebiger Einsatz aller juristischen Prozessmittel machte ihn gefürchtet, sein offenes Misstrauen gegen die amtlichen Ermittlungen bei der Justiz suspekt. Litten warf der Weimarer Justiz unverhohlene Sympathie für den Nationalsozialismus vor; er verliess sich nur auf seine eigenen Recherchen, veranstaltete Tribunale zur Wahrheitsfindung, vernahm seine Zeugen in aufsehenerregenden öffentlichen Veranstal-

tungen vor versammelter Menge. Im Felseneck-Prozess spitzte sich der Konflikt zwischen Justiz und Verteidiger zu. Angeklagt waren fünf Nationalsozialisten und 19 Bewohner der Laubenkolonie Felseneck, Sozialdemokraten und Kommunisten. Am 18. Januar 1932 war es in der Siedlung zu einer Schiesserei und zu einem Handgemenge zwischen den Bewohnern und einem Trupp von 150 SA-Männern gekommen. Ein SA-Mann und ein Kolonist wurden getötet. Das Verfahren, bei dem Litten verteidigte, gilt als Beispiel für die Rechtskultur am Vorabend der Machtergreifung. Die nationalsozialistische Presse kündigte nach wochenlanger Polemik eine neue Wendung des Verfahrens an: «Dem Anarchisten Litten wird nun das Handwerk gelegt.»

So geschah es dann. Das Schwurgericht schloss Rechtsanwalt Litten als Verteidiger und als Vertreter der Nebenklage aus. Er durfte nicht einmal im Zuschauerraum bleiben. In seiner Begründung machte das Gericht kein Hehl daraus, dass ein Verteidiger habe eliminiert werden müssen, der wegen der beharrlichen Ausübung seiner Rechte und dem politischen Charakter seiner Verteidigung dem Gericht hinderlich geworden war. Er habe eine «hemmungslose parteipolitische Propaganda im Prozess entfaltet» und «die Zeit des Gerichts mit Fragen aufgehalten, die der Aufklärung des Sachverhalts nicht dienlich waren». Littens Beschwerde gegen den auf 18 Seiten begründeten Ausschluss hatte zunächst Erfolg. Er musste wieder zugelassen werden. Nun erklärten sich der Vorsitzende und der Berichterstatter der Schwurkammer für befangen. Damit war der Felseneck-Prozess nach 18 Wochen Verhandlung geplatzt. Und das neu besetzte Gericht schloss Litten sofort wieder aus. In der Begründung ging man noch weiter als vorher:

Nun reichte es, dass Litten während des Prozessstadiums der Hauptverhandlung noch eigene Ermittlungen angestellt hatte.

So war der Boden für das Rechtsanwaltsgesetz vom 7. April 1933 bereitet: Advokaten, die sich «im kommunistischen Sinn betätigt hatten, wurden von der Anwaltschaft ausnahmslos ausgeschlossen. Kommunistisch aber war jedwedes missliebige Verhalten. Mehr und mehr werteten die Gerichte in den nachfolgenden Jahren jeden Anschein von Distanz zum Regime als Standesverstoss und Grund für den Entzug der Anwaltszulassung. Eine Rede Hermann Görings, wenige Tage nach der Verhaftung Littens gehalten, liest sich als ein brutaler Kommentar dazu: «Wenn Sie sagen, da und dort sei einer abgeholt und misshandelt worden, so kann man nur erwidern: Wo gehobelt wird, fallen Späne. Wir haben jahrelang die Abrechnung mit den Verrätern angekündigt.» Hans Litten ist nie der Prozess gemacht worden. Das NS-Regime hat den Anwalt einfach verschwinden lassen. So sieht völlige Rechtlosigkeit aus. Hans Littens Mutter Irmgard hat ebenso beherzt wie vergeblich versucht, ihren Sohn aus dieser völligen Rechtlosigkeit zu retten. Von diesem Versuch handelt das Buch, das Sie in einer neuen Auflage in den Händen halten. Es erschien zum ersten Mal 1940 in Paris, kurz vor der Besetzung der Stadt durch Hitlers Truppen. Der Titel: *Die Hölle sieht dich an*. In England erschien Irmgard Littens Buch noch im selben Jahr unter dem Titel *A mother fights Hitler* in den USA nur zwei Wochen später unter dem Titel *Beyond Tears*. Es ist ein Buch der liebenden Verzweiflung und der mächtigen Ohnmacht. Es ist ein Zeugnis des Widerstands. Man kann dieses Buch neben die Tagebücher der Anne Frank legen.

Zum Gedenken an Hans Littens 50. Todestag fand 1988 auf dem ehemaligen KZ-Gelände von Dachau eine Feier der Vereinigung Demokratischer Juristinnen und Juristen und des Re-

publikanischen Anwältinnen- und Anwältevereins statt. Diese Feier war der Beginn einer bundesrepublikanischen Spurensuche – und der Suche nach einem Vorbild. In Litten haben die Rechtsanwälte ein Vorbild. Er ist ein Vorbild auch dann, wenn man seine politische Einstellung nicht teilt. Er ist ein Vorbild an Mut und Tapferkeit. Jahrzehntlang hatte die bundesdeutsche Juristerei einen grossen Bogen um Litten geschlagen. Das hatte seinen Grund. Die alten Nazis waren in der jungen Bundesrepublik überall – in der Verwaltung, in der Justiz, in den Parlamenten. Die Nazi-Richter hatten das Hakenkreuz von der Robe gerissen und weitergerichtet. Die Jura-Professoren hatten die braunen Sätze aus ihren Büchern radiert und weitergelehrt und weitergeschrieben. Die Beamten hatten Adolf Hitler von der Wand gehängt und weiterverwaltet. Die Anwälte machten es nicht anders.

Die Nazi-Juristen waren in hoher Konzentration auch dort, wo das Recht sein Zuhause hat: im Bundesministerium der Justiz. Die personellen und sachlichen Kontinuitäten zwischen der Nazizeit und den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik hat das Rosenberg-Projekt untersucht, benannt nach dem ersten Dienstsitz des Justizministeriums in Bonn. Im Oktober 2016 wurden die Ergebnisse der Studie veröffentlicht. Die Juristen, die aus der Nazizeit stammten, haben damals altes Unrecht, das aufgearbeitet hätte werden müssen, gedeckt und neues Unrecht geschaffen. Warum war das Justizministerium, wie viele andere bundesrepublikanische Behörden auch, so braun damals? Konrad Adenauer, der erste Bundeskanzler, hat das einmal so erklärt: Es handele sich um Leute, «die von früher was verstehen». Es gab viel zu viele Leute, die von früher was verstanden, es gab viel zu viele Leute mit viel zu viel Verständnis für die vielen Täter und die vielen Mitläufer; und es

gab viel zu wenig Leute mit Achtung und Respekt für die viel zu wenigen Widerständler gegen Hitler. Aus dem Qualm der Schuld wurden so die Nebel des Vergessens. In diesem Nebel verschwanden auch für einige Jahrzehnte der Name und das Schicksal des Hans Litten.

Hans Litten hat Nachfahren. Da ist zum Beispiel die Schauspielerin Patricia Litten, eine Enkelin von Irmgard Litten, die das anrührende und aufrüttelnde Buch über das Schicksal ihres Sohnes Hans geschrieben hat. Dieser Hans Litten hat aber auch juristische Nachfolger: Es sind dies Rechtsanwälte, die zwar nicht mit ihm verwandt, aber mit ihm im Kampf um das Recht verbunden sind. Nicht wenige teilen Hans Littens Verfolgungsschicksal, sie teilen es aber hoffentlich nicht bis zum bitteren Ende. Verhaftungsaktionen wie in der Februarnacht 1933 in Deutschland – es gibt sie heute in Ankara und Istanbul, in Teheran und in Peking.

Littens Nachfahren haben nicht unbedingt deutsche Namen. Sie heissen, zum Beispiel, Abdolfattah Soltani. Soltani ist ein iranischer Rechtsanwalt und Mitglied des Teheraner Zentrums für Menschenrechtsverteidiger. Immer und immer wieder wurde er verhaftet, immer und immer wieder kam er in Einzelhaft, auch ohne Angabe von Gründen und ohne Haftbefehl. Die Stadt Nürnberg hat Abdolfattah Soltani 2009 ihren Menschenrechtspreis verliehen. Weil die Regierung den Anwalt zum Festakt nicht ausreisen liess, nahm stellvertretend seine Frau Masoumeh Dehghan den Preis entgegen – und wurde dafür von einem Gericht im Iran zu einem Jahr Gefängnis auf Bewährung und einem fünfjährigen Ausreiseverbot bestraft.

Ein anderer Nachfahre von Hans Litten heisst Hüsni Öndül, er ist ein türkischer Rechtsanwalt und Gründer des türkischen Menschenrechtsvereins IHD. Als er das erste Mal ver-

haftet wurde, war seine Tochter 18 Monate alt und sagte den ganzen Tag «Papa». Als der Papa nach Polizei- und Untersuchungshaft aus dem Gefängnis zurück nach Hause kam, erkannte sie ihn nicht mehr. Sevda war fünf, als Papa wieder festgenommen wurde. Nach der Entlassung mussten zwei Freunde den von zehn Tagen Hungerstreik Geschwächten links und rechts stützen und in seine Wohnung führen. Das Kind hielt die Männer für Polizisten und schrie ununterbrochen: «Gebt mir meinen Papa zurück». 1995 wurde Hüsnü Öndül der Menschenrechtspreis des Deutschen Richterbundes verliehen. Rainer Voss, der Vorsitzende des Richterbundes, übte bei der Preisverleihung heftige Kritik an Misshandlung und Folter in türkischen Haftanstalten und an der Unterdrückung der Meinungsfreiheit in der Türkei. Der Menschenrechtspreis wurde überreicht «auch in der Hoffnung, Schutz vor Bedrohung zu bieten». Es war eine vergebliche Hoffnung. Öndül wurde bei einem Überfall zusammengeschlagen. Und die Zustände in der Türkei sind heute, fast ein Vierteljahrhundert später, schlimmer denn je.

Anwälte, die Kurden vertreten, mussten in der Türkei immer damit rechnen, inhaftiert zu werden. Seit dem gescheiterten Putsch im Juli 2016, seit dem Ausnahmezustand, den der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan daraufhin ausgerufen hat, wird die Türkei zum entrechts-staatlichten Land. Das Justizsystem wird umgebaut. Während ich dies schreibe, im Februar 2017, sitzen in der Türkei dreihundert Rechtsanwälte in Haft – sie sind die Zellengenossen von Journalisten, von Professoren, von Lehrern, Beamten und Soldaten, von so unendlich vielen, die Erdogans Regime für suspekt hält.

Der Souverän in einer Demokratie ist das Volk. Der Souverän in der Türkei ist Recep Tayyip Erdogan: Er lenkt die Me-

dien, er steuert und kujoniert die Justiz, er hat sich von den Bindungen befreit, die ein Rechtsstaat auch dem höchsten Repräsentanten eines Staates auferlegt. Erdogan beruft sich zu diesem Zwecke auf das Volk, das seine Partei zuletzt mit 49,4 Prozent gewählt hatte. Diesen Wahlakt versteht er als Ermächtigung zur Selbstermächtigung: Er ist der Staat; und er handelt so, wie er es für richtig hält, und geht mit denen, die seine Feinde sind oder die er dafür hält, so um, wie es ihm beliebt. Das Wort dafür ist Ausnahmezustand. Der Systemumbruch in der Türkei wird durch Aus- und Abschaltung der unabhängigen Justiz inszeniert. Als das türkische Verfassungsgericht im Februar 2016 die Untersuchungshaft gegen zwei Journalisten aufgehoben hatte, hob, drohte Erdogan den Richtern: «Ich sage es offen und klar, ich akzeptiere das nicht und füge mich der Entscheidung nicht, ich respektiere sie auch nicht.» Er hat dieser Drohung Taten folgen lassen. Der Ausnahmezustand ist der Versuch, das Illegale zu legalisieren, den Verfassungsbruch als Verfassungsverteidigung auszugeben und den Weg der Türkei in die Diktatur juristisch zu pflastern. Vor allem aber ist dieser Ausnahmezustand ein Höhepunkt in der Ausschaltung der Justiz. Was Erdogan mit Repressalien gegen Rechtsanwälte und Strafverteidiger begonnen, dann mit der Entlassung der Richter und Staatsanwälte fortgesetzt hat, das wird mit dem Ausnahmezustand besiegelt – die Beendigung der Gewaltenteilung.

Die Türkei ist eigentlich ein wunderbares Land. Es hat einst vielen von den Nazis verfolgten deutschen Professoren eine Heimat gegeben. Einer von ihnen war der grosse Rechtswissenschaftler Ernst E. Hirsch. Er hat, sehr viel später, der Türkei ein goldenes Kompliment gemacht: «Die Rechtsstaatlichkeit der türkischen Republik kommt vor allem in der Stellung und dem Aufgabenkreis der Richterschaft zum Ausdruck.» Es wäre

so schön, wenn man das einmal wieder sagen könnte – es wäre schön, wenn einem bei der Beschreibung der türkischen Zustände nicht der Name Hans Litten einfallen müsste und sein juristischer Kampf um Gerechtigkeit am Ende der Weimarer Republik.

Hans Litten hat Nachfahren in China. Einer von ihnen heisst Zhou Shifeng. Nein, er habe keine Angst. Das sagte der Rechtsanwalt dem Journalisten Kai Strittmatter von der *Süddeutschen Zeitung*, als der ihn im Juni 2015 traf: «Was sollen sie schon tun?», sagte der Anwalt. «Ich habe nichts Illegales getan.» Zhou war damals der Anwalt von Zhang Miao, der seit neun Monaten ohne Anklage inhaftierten Assistentin der Wochenzeitung *DIE ZEIT*. Die Mitarbeiterin wurde freigelassen, traf sich mit ihrem Anwalt Zhou, um diese Freilassung zu feiern. Aber ein paar Stunden später klopfen drei Männer an die Tür des Hotelzimmers von Anwalt Zhou, stülpten ihm ein Hemd über den Kopf und zerrten ihn weg. Zhous Verhaftung war der Startschuss zu einem Rachezug gegen einen ganzen Berufsstand, dreihundert Bürgerrechtsanwälte und Unterstützer wurden festgenommen. Die chinesische Staatsanwaltschaft stellte den Rechtsanwalt Zhou als Radikalen dar, der mit ausländischen Regierungen und Nichtregierungsorganisationen konspirierte, um Proteste zu organisieren. Er wurde zu sieben Jahren Haft verurteilt wegen «Untergrabung der Staatsgewalt»; er nahm das Urteil an – weil er wusste, dass ihm bei einer Anfechtung eine noch längere Haftzeit drohen würde. Vier Wochen vor seiner Verhaftung hatte er gesagt: «Die Kommunistische Partei spricht von der ‚Herrschaft der Gesetze‘ und sie meint damit: ‚Ich nehme meine Gesetze und beherrsche dich damit‘». Das ist keine gute Zeit, um Anwalt zu sein, oder?, so fragte ihn der Reporter.

Im Gegenteil, antwortete Zhou: «Dies ist eine grosse Zeit, die grossartige Anwälte gebiert. Anwälte, die Mut, Weisheit und Gewissen brauchen.»

Es sind dies Anwälte, wie Hans Litten einer war. Möge ihr Wirken erfolgreicher sein als seines. Und möge ihr Leben nicht so furchtbar trostlos enden wie seines.

Anhang

Historische Dokumente und Fotografien



Verlobung von Irmgard und Fritz Litten



Irmgard Litten und ihre
drei Söhne Hans, Heinz
und Rainer



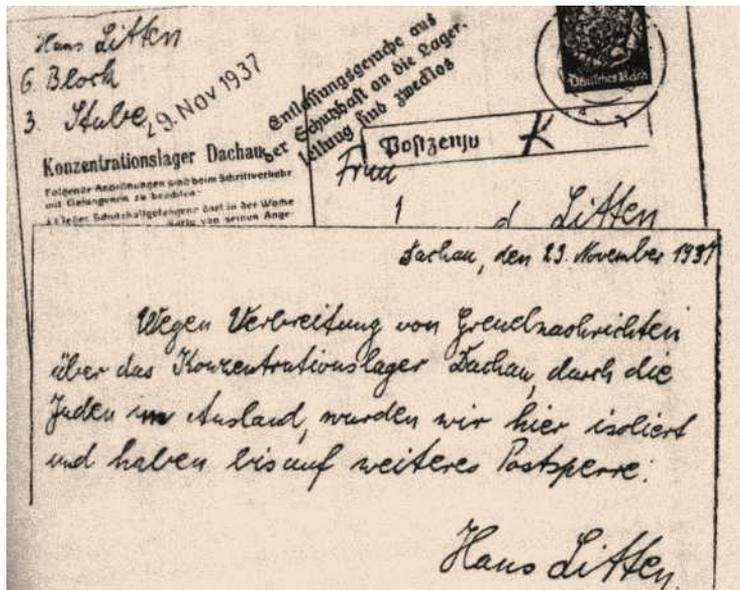
Hans Litten, der junge Assessor



Während des Röntgenstrassen-Prozesses



Nach dem Freispruch im Röntgenstrassen-Prozess



Postkarte von Hans Litten aus dem KZ Dachau

Liebe Mutter! Herzlichen Dank für die Geldbe-
dung vom 20. T. Zum Brief vom 13. T. Ich habe mich
vornehmlich besonders über die vielen Wohlthaten gefreut
und lasse allen sehr herzlich danken. Wegen der Mund-
harmonika für Jasmin habe ich nachträglich etwas Beden-
ken bekommen, denn wenn der Junge wirklich so musikalisch
ist, kann die Begabung dadurch leicht verderben werden. Übrig-
ens wird am 13. T. der kleine Herbert (Karrys Junge) gebo-
ren. Ich hoffe, du hast für ihn auch irgendeine nette
Hilfsleistung besorgen. - Mir ist noch eingefallen, daß du Paul
Kam Gehwetz vielleicht auch das seinest in "Vollständigen Be-
schreibung": 2. Auflage Buch über Burkhard von Hohenfels und
Wife von Meisen. Ich habe es auch. Er interessiert sich

besonders für Barthold, und ich habe auch der Befreiung
den Eindruck, dass das Buch dem neuesten Stande
der wissenschaftlichen Forschung entspricht, zumal ja auch
die spätmittelalterliche Jugendbildung schon davon Kenntnis
hat, dass die Markgräfin nach ihrer Übersiedlung aus Kloster
Wessobrunn nur noch wenige Monate gelebt hat. Übrigens
habe ich hier in der Bibliothek einen Band mit ziemlich
ausführlicher Auswahl aus den Minnesängern erhalten,
in dem ich mit viel Freude lese, obwohl die Gedichte
nur in neuhochdeutscher Übertragung gedruckt sind.
Besonders starken Eindruck haben mir wieder Ulfstan von
Eschlebach und Heinrich von Morungen gemacht. — Herzlich
mit Grüssen und Küsse dein Hans.



Irmgard Litten als Sprecherin der BBC



Patricia Litten, Nichte von Hans Litten, in der deutschsprachigen Erstaufführung des Stücks *Der Prozess des Hans Litten – Taken at Midnight* am Nürnberger Staatstheater im Oktober 2016



Patricia Litten in der Rolle ihrer Grossmutter Irgard Litten in *Der Prozess des Hans Litten – Taken at Midnight*, Nürnberger Staatstheater im Oktober 2016

Alle Bilder aus Privatbesitz, ausgenommen Szenefotos von
der Theateraufführung (© Marion Bühle)